

**Das Irrlicht von
Argentières.
Roman von**

Philipp Galen.

Druck und Verlag von Otto Janke.
Berlin 1868.

ERSTES CAPITEL. IM HOSPITAL.

Ein sonnenklarer Augustmorgen war über der großen Residenz aufgegangen. Leben und Bewegung, wie ein unaufhaltsamer Strom sich nach allen Richtungen ergießend, herrschten schon lange in allen Straßen und auf allen Plätzen. Je weiter man sich aber von dem lärmvollen Mittelpunkt der riesigen Metropole entfernte und je näher man dem neuen Stadttheile kam, der bestimmt zu sein scheint, dem ungeheuren Ganzen in nicht mehr ferner Zeit ein Glied hinzuzufügen, um so stiller wurde es, um so schweigsamer wickelte sich der Verkehr ab, der endlich ganz zu stocken schien, als man in die Nähe des schönen großen Krankenhauses gelangte, das seine weiten Ringmauern wie ein stolzes Königsschloß in die Lüfte erhebt und mit seinen zahllosen Fenstern ruhig und friedlich in das Treiben der Menschen niederblickt.

O ja, es liegt stolz und ruhig in seiner Einsamkeit da und wer seine Bestimmung nicht kennt, möchte beim ersten Anblick gewiß nicht errathen, wieviel Schmerzen und Seufzer in den Räumen desselben laut werden, aber auch eben so wenig vermuthen, wieviel christliche Liebe und menschliche Hingebung darin thätig sind, jene Schmerzen zu lindern und jene Seufzer in Laute der Zufriedenheit zu verwandeln.

Wenn wir an diesem heißen Augustmorgen das Innere dieses weltberühmten Hauses betreten, so wundern wir

uns zunächst, daß uns auf den weiten Corridoren desselben eine so kühle und gesunde Luft entgegenströmt. Zugleich thut unsren Augen die Reinlichkeit und Sauberkeit wohl, die in jedem Winkel herrscht, und unser Ohr erfreut sich der behaglichen Stille, die durch Nichts unterbrochen wird, obgleich gar viele Menschen darin schaffen und weben und mit rastloser Arbeit sich bemühen, ihre schwer leidenden Brüder auf ihrem Schmerzenlager zu pflegen und ihnen die verlorene Gesundheit wiederzugeben.

Bald haben wir so den ersten, immer peinlichen Eindruck überwunden, der uns ergreift, wenn wir in ein großes Krankenhaus eintreten, und, sichtbar befriedigt und ermuthigt, steigen wir die breite steinerne Treppe empor, die in das erste Stockwerk führt, in welchem die geräumigen Zimmer der Schwerverwundeten liegen. Wir sind in den hellen und luftigen Corridor desselben gelangt und schauen uns einen Augenblick erwartungsvoll um, aber noch immer herrscht tiefe Stille um uns und kein Mensch tritt uns entgegen, der uns das Zimmer näher bezeichnen könnte, welches der Portier am Eingange uns genannt und welches wir besuchen wollen, um dasselbst mit einem der tapferen Streiter bekannt zu werden, der in dem dänischen Kriege des Jahres 1864 sich eine ehrenvolle Wunde geholt, aber damit auch eine traurige Mitgift für sein ganzes übriges Leben erhalten zu haben scheint.

Endlich nehmen wir eine Bewegung in der Ferne wahr und bald zeigen sich auch mehrere Menschen, die uns

den Weg zu unserm Ziele andeuten, das sie so eben selbst verlassen haben. Die Thür eines Zimmers öffnet sich und fünf bis sechs Personen, Männer und Frauen, treten auf den kühlen Corridor heraus. Voran schreitet der berühmte Arzt der Anstalt mit seinem Assistenten, ihm folgen zwei Diakonissinnen und diesen endlich zwei Heildiener, die einen noch frisch blutigen Apparat, nebst Instrumenten und anderen Dingen tragen. Alle Gesichter sind von der eben gehabten Anstrengung geröthet, aber wenn man die frohen Züge der Aerzte und die befriedigten Mienen der barmherzigen Krankenpflegerinnen betrachtet, so faßt man schnell die Hoffnung auf, daß ihre Arbeit eine glückliche gewesen und daß sie selbst mit dem Erfolg derselben zufrieden sind.

Nachdem die wohlwollenden Diener Aeskulaps grüßend an uns vorübergeschritten sind, nähern wir uns der Thür, aus der sie kamen und treten in dasselbe Zimmer ein, welches sie soeben verlassen, denn uns steht an diesem Orte überall der Zutritt frei.

Es ist ein großes, freundlich tapezirtes Gemach, welches uns aufnimmt, und wir fühlen uns nach dem ersten Blick, den wir darin umherschweifen lassen, ruhig und fast behaglich gestimmt. Friedliche Stille waltet um uns, kein Schmerzensschrei, kein angstvolles Gestöhne peinigt unser Ohr. Durch das geöffnete Fenster strömt die warme Sommerluft erquickend herein und wir hören den muntern Schlag eines Canarienvogels, der in einem auf das Fensterbrett gestellten Messingkäfig sitzt. Möbel sind wenige in dem Zimmer, nur für das Nothwendige ist

bestens gesorgt. An der breitesten Wand desselben aber steht ein geräumiges Bett, dessen weiße, bisher geöffnete Vorhänge soeben von der Hand einer jungen Diakonissin geschlossen werden, wie um dem auf weichem Lager gebetteten Kranken, dessen Pflege dem wackeren Mädchen anvertraut ist, noch mehr Ruhe zu gönnen.

Und in der That, keiner besseren Pflege konnte der Schwerleidende übergeben werden; denn Schwester Laura hat einen eben so sanften, kaum hörbaren Schritt, wie ihre Hand leicht und geschickt ist, jeden Dienst leicht zu verrichten, der ihr aufgetragen wird. Auf ihrem milden Gesicht ist deutlich die Theilnahme Ausgeprägt, die sie für ihren Patienten hegt, und ihr Auge ist scharf, ihr Ohr wach, um jede Bewegung desselben zu erspähen und seine Wünsche eben so rasch zu vernehmen, wie ihre Hand Tag und Nacht bereits ist, sie auf der Stelle zu befriedigen.

Eben hat sie eilfertig und leise die letzten Spuren der Anwesenheit der Aerzte und ihrer Gehülfen beseitigt und schon sitzt sie mit gespanntem Gesichtsausdruck dicht neben dem Leidenden und beobachtet seine Miene, seinen Athem, um bald wieder leise aufzustehen und die heiß gewordenen Compressen mit eiskalten zu vertauschen, die sie eben so zierlich und ruhig von der Brust des Kranken entfernt, wie sie dieselben wieder auflegt, nachdem sie einen prüfenden Blick auf die frische Wunde geworfen, die vor kurzer Zeit die geschickte Hand des Operateurs kühn und muthig geschnitten hat.

Nachdem wir einen raschen Blick auf die zarte, in ein schwarzes Kleid gehüllte Gestalt und in das mild geröthe-
te, von einer schneeweißen Haube leicht beschattete Ge-
sicht der jungen Diakonissin geworfen haben, wenden
wir einen längeren auf den Kranken selbst hin, dem sie
unablässig ihre ganze Aufmerksamkeit widmet.

Dieser war anscheinend ein Mann, der kaum das
dreißigste Lebensjahr erreicht haben konnte. Sein von
Natur bleiches Gesicht, das durch lange Leiden und
ein schmerzvolles Krankenlager abgezehrt war, erschien
noch viel blasser durch das reiche, glänzend schwarze
Haar und durch den üppigen Vollbart, welche den gan-
zen Kopf wie ein dunkler Rahmen einschlossen und trotz
der so eben überstandenen Operation wohl geordnet und
gepflegt vor unsere Augen treten, mochte nun die Hand
des Kranken selbst oder die überall aushelfende der gu-
ten Schwester Laura sich derselben angenommen haben.
Leben, geistiges, regsame Leben erblicken wir jedoch in
diesem Gesichte gegenwärtig nicht, denn die leuchten-
den Sterne desselben, die Augen, sind fest geschlossen,
vielleicht in Folge der Wirkung arzneilicher Mittel, die
man bei der schwierigen Operation angewandt hat. Den-
noch vermögen wir reine und wohlgebildete Züge in die-
sem wachsbleichen Gesicht zu erkennen: eine breite und
kräftige Stirn, eine edel geformte Nase, und wenn wir
damit die feinen Hände zusammenhalten, die apathisch
auf der seidenen Decke liegen, so schließen wir gewiß
nicht mit Unrecht, daß der Leidende einem edlen Stam-
me entsprossen sei, der sich mit so vielen anderen seines

Gleichen rühmen darf, schöne Männer und Weiber in den Reihen seines uralten Geschlechts aufweisen zu können.

Wohl eine halbe Stunde mochte vergangen sein, nachdem die Aerzte und ihre Gehülfen das Krankenzimmer verlassen hatten, als sich geräuschlos die Thür öffnete und eine alte Dame hereintrat, deren Kleidung der der Schwester Laura ähnlich war, nur aus feineren Stoffen bestand. In der Haltung und der Miene dieser Dame sprach sich eben so viel matronenhafte Würde wie liebevolle Sorgfalt für den Kranken aus, und kaum hatte Schwester Laura den Kopf nach der Eintretenden umgewendet und in ihr die verehrte Oberin des Hospitals erkannt, so stand sie schnell von ihrem Sitze auf und ging mit unhörbaren Schritten der still Nahenden entgegen.

»Gott sei Dank, Laura,« lauteten die ersten geflüsterten Worte der Oberin, als sie, nachdem sie einen hastigen Blick auf den Kranken geworfen, mit der Diakonissin an ein Fenster getreten war, »Gott sei Dank, daß wir so weit sind. Ich habe es schon gehört, die Operation ist geglückt und die erbarmungslose Kugel ist gefunden – nicht wahr?«

Laura lächelte freudig, und mit der Rechten rasch in die Tasche ihres Kleides fahrend, zog sie eine Spitzkugel hervor und reichte sie der Oberin mit stillem Kopfnicken hin. »Ja, Frau Gräfin,« erwiderte sie, »Gott sei Dank! sage auch ich, die Operation, so schwierig sie war, ist geglückt und hier haben Sie die verhängnißvolle Kugel.«

Die Oberin nahm sie in die Hand, wog sie und schüttelte traurig den Kopf. »Daß ein so kleines Ding ein so

großes Uebel erzeugen kann!« sagte sie. »Es ist schrecklich! Hat er viel gelitten? O, es war mir nicht möglich, gegenwärtig zu sein, als man den Sohn meiner einzigen Schwester einer so bedeutungsvollen Operation unterwarf. Aber nun ist es ja vorbei – jetzt sprechen Sie – hat er viel gelitten?«

»Nein, Frau Gräfin, wenigstens habe ich nichts davon bemerkt. Er wurde ja chloroformirt, und jetzt –« sie wandte dabei den Kopf rasch nach dem Kranken hin – »jetzt schläft er ruhig und fest, wie er lange nicht geschlafen hat.«

»Es ist doch kein narkotischer Schlaf?« fragte die Oberin, von Neuem besorgt.

»O nein, es ist ein gesunder Schlaf, wie er so ganz natürlich ist, wenn lange dauernde Schmerzen endlich gehoben sind; und wenn er erwacht, wird er nicht wissen, was mit ihm vorgegangen ist.«

»Gebe es der Allmächtige! O, ich athme erleichtert auf. Das waren vierzehn bange, entsetzlich bange Tage, wo sein Leben an einem seidenen Faden hing. Aber ich will jetzt gehen und Sie mit ihm allein lassen. – Sie haben doch Alles, was Sie bedürfen?«

»Alles, Alles, dafür ist längst gesorgt.«

»So leben Sie wohl, Laura; gegen Mittag komme ich wieder. Guten Morgen!«

Die Oberin glitt zur Thür und diese schloß sich lautlos hinter ihr. Laura aber nahm ihren Platz am Bette wieder ein und setzte ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt für den

Kranken ununterbrochen fort, der zwei Stunden lang unbeweglich blieb und dessen Athem immer ruhiger und gleichmäßiger die breite Brust hob, die von der kleinen Kugel schon vor sechs oder sieben Wochen durchbohrt worden war.

Nach diesen zwei Stunden jedoch trat eine abermälige Störung ein. Die Thür öffnete sich wieder und der Oberin voran kam eine Dame in's Zimmer gerauscht, die mit stolzer majestätischer Haltung langsam weiterschritt, während ein, mit einem Orden geschmückter Kammerherr, der sie begleitete, unmittelbar an der geschlossenen Thür stehen blieb, nachdem er von der ersten Dame einen leisen Wink dazu erhalten hatte.

Ohne ein Wort zu sprechen, schritt die Dame, von der Oberin gefolgt, nach dem Krankenbett, sogleich einen lieblichen Duft im Zimmer verbreitend, der ihrer schweren, dunkelgrauen Seidenrobe entströmte. Als sie dicht vor dem Lager des Kranken angekommen war und der sich ehrfurchtsvoll verneigenden Schwester Laura einen herzlichen Gruß zugenickt hatte, blieb sie stehen und betrachtete mit sichtbarem Antheil den noch immer schlafenden Patienten.

Es war eine schöne fürstliche Dame, die wir jetzt vor uns sehen, hoch von Gestalt, voll Adel in jeder Bewegung, und auf ihrem zarten, etwas leidenden Gesicht malte sich die wohlwollendste Menschenfreundlichkeit und die innigste Theilnahme an fremdem Leiden ab. Lange blickte sie auf den Kranken hin, betrachtete dann die Kugel, die ihr Laura gereicht, und legte sie, nachdem sie

leise den Kopf geschüttelt, dankbar und freudig nickend in die Hand der Diakonissin zurück.

Kein Wort wurde dabei gesprochen und doch verstanden sich die Blicke der von Zeit zu Zeit sich anschauenden und zunickenden Frauen. Da hob die fremde Dame endlich die Hand, als begrüße sie schweigend den Schlafenden, und dann der Oberin einen leisen Wink gebend, schritt sie langsam wieder der Thür zu, die der dienstthuende Kammerherr bereits geöffnet hatte.

Als sie mit der Oberin auf dem Corridor angelangt war, athmete sie tief auf und sagte mit herzgewinnender und glockenreiner Stimme: »Liebe Gräfin – ich gratulire Ihnen und uns Allen. Nun ist ja geschehen, was wir wünschten, die Kugel ist gefunden. Aber lassen Sie mich ein paar Minuten in Ihr Zimmer treten, ich muß mich setzen, ich bin etwas erschöpft – es ist heute so heiß.«

Und als die Damen bald darauf in ein schönes kühles Zimmer getreten waren, welches die Oberin bewohnte, und Beide, die Fremde auf einem Divan, die Gräfin auf einem Sessel in der Nähe, Platz genommen hatten, während diesmal der Kammerherr auf dem Corridor geblieben war, sagte die Fremde mit ihrer weichen und reinen Glockenstimme:

»Ja, meine liebe Gräfin, ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen und ich habe wohl Grund dazu. – Als ich von dem Unglücksfall Kunde erhielt, hatte ich gleich den Wunsch, Ihren Neffen in unserer Nähe, unter Ihrer Obhut zu wissen, obgleich ich keine Ahnung davon hatte, daß

er so schwer verwundet sei und daß sein Transport hierher so viel Mühe machen würde. Nun, jetzt ist er ja hier und das Schwerste ist gelungen. Sie sind erfreut darüber, nicht wahr?«

»Hoheit,« erwiderte die Gefragte nach einem Zögern, »ich danke herzlich für Ihre Gnade und Huld, die sich auch heute so klar und rein menschlich in der Theilnahme für meinen Neffen ausspricht. Ich bin auch erfreut, daß er unter meiner Obhut und in den geschickten Händen unsers guten Doctors ist, indessen – ob ich mich eigentlich *freuen* kann, weiß ich doch nicht, denn Alles in Allem betrachtet, ist wenig Aussicht vorhanden, daß dem Kranken seine Genesung, wenn sie wirklich, wie wir hoffen, eintreten sollte, Glück und Segen bringen und ihm selbst Freude bereiten wird.«

Die Fürstin machte ein erstautes Gesicht und hob sich einen Augenblick aus ihrer ruhenden Lage empor. »Warum nicht?« fragte sie. »Sie scheinen mir noch etwas Schmerzliches zu verbergen. Sprechen Sie, ich will Alles wissen, mag es sein, was es will.«

Die Oberin seufzte tief auf. »Sie haben zu befehlen, Hoheit,« sagte sie, »und ich gehorche. Ach ja, gesund, so sagt unser guter Doctor, wird mein Neffe wohl wieder werden, er ist ja jung und kräftig und an der nöthigen Pflege und den besten Mitteln wird es nicht fehlen, aber – so weit ich die Sache beurtheile – sein Lebensglück – nein, nein, das wird ein für alle Mal verschwunden oder wenigstens verblichen sein.«

»Liebe Gräfin,« erwiderte die Fürstin theilnahmvol, die Hand der alten Dame ergreifend, »was sagen Sie da? Verstehe ich Sie recht?«

»Ich glaube, Sie verstehen mich, Hoheit. O ja, gesund wird mein Herrmann wohl wieder werden – mit Gottes Hülfe – aber seine Stimme – seine Stimme, die wird – so sagt unser guter Doctor – wohl für immer verloren sein.«

»Großer Gott!« rief die Fürstin lebhaft aus, »sollte es wirklich wahr sein, was Sie da sagen? O nein, das glaube ich nicht, das kann ich nicht glauben – das kann der Geheimerath selbst nicht so bestimmt wissen. Vielleicht macht es sich besser als er denkt – es giebt ja so viele herrliche Mittel in seiner geschickten Hand – also hoffen wir – hoffen Sie vor Allen –«

Die Oberin schüttelte betrübt den ehrwürdigen Kopf. »Ich möchte es gern hoffen,« erwiderte sie, sich eine Thräne aus dem großen dunklen Auge wischend, »aber eine Stimme, wie Herrmann besaß, ist leicht zu beschädigen, und wenn er sie verliert, dann hat er – mit einem Wort – Alles – das Letzte verloren, was er auf der Welt verlieren kann.«

»Meine liebe Gräfin,« sagte die Fürstin mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, »ich verstehe Sie nicht ganz. Sprechen Sie deutlicher. Mir können Sie Alles sagen. Aber ich muß gestehen, ich bin, wie es mir jetzt scheint, nur sehr unvollständig von dem Schicksal Ihres Neffen unterrichtet. Klären Sie mich also auf, und wenn es kein Familiengeheimniß ist, welches Sie nicht verrathen dürfen, so theilen Sie mir mit, was Sie so tief bekümmert und

warum Ihr Neffe – mit seiner Stimme – Alles verloren hat, was er auf der Welt verlieren kann.«

Die Gräfin raffte sich auf, trocknete die thränenvollen Augen und sagte: »Hoheit, für Sie giebt es kein Geheimniß in dieser Beziehung, aber es ist eine etwas lange Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen hätte, und Ihre Zeit ist gemessen.«

»O nein, o nein, liebe Gräfin, Sie irren. Ich habe heute Zeit, noch lange, also sprechen Sie, denn ich nehme den innigsten Anteil an Ihrem Neffen, wie an Ihrer ganzen Familie – Sie wissen es ja.«

»Wenn Sie befehlen, so gehorche ich. – Die Freiherren Weber von Saaleck gehören, wie Sie wissen, mit zu den reichsten Adelsfamilien in Thüringen. Das große Stammgut Saaleck ist Majorat und Herrmann, meiner Schwester Sohn, war als der älteste ihrer beiden Söhne, Erbe des selben. Seit Menschengedenken sind die ältesten Söhne der Familie Soldaten gewesen und auch des damaligen Majoratsherrn, meines Schwagers, höchster Wunsch war es, daß Herrmann in die Fußstapfen seiner Väter treten sollte. Allein dazu war diesmal keine Aussicht vorhanden. Herrmann hatte keine Neigung zu dem Militairwesen und zog das Studium vor. Nur mit Widerstreben gab sein Vater endlich seinem Drängen nach und Herrmann bezog die Bergakademie zu Freiberg, um sein schönes Studium später noch auf anderen Hochschulen fortzusetzen. Daß er darin mehr als das Gewöhnliche geleistet, beweist, daß er die ihm vorgeschriebenen Prüfungen rühmlich bestand und nach verschiedenen Reisen im Auslande

– er hielt sich ein Jahr in Frankreich und eins in England auf – in frühem Lebensalter Bergassessor wurde.

Außer seinem Fachstudium aber beschäftigte er sich leidenschaftlich mit einer Kunst, und darin, Sie haben es ja gehört, hatte die Name ihm ein schönes Geschenk, eine herrliche Stimme und das Talent, sie zu brauchen, verliehen. Er verwandte viele Mühe und Zeit auf die Ausbildung dieser Stimme, und namentlich in Frankreich, von woher zum ersten Mal das Lob derselben in öffentlichen Blättern erschallte, fand er einen Lehrer, der ihm das Prognostikon stellte, daß er einst der größte Sänger seines Vaterlandes werden würde, wenn er auch die letzte Pflege an sein Organ zu legen nicht verabsäumte. Dieser Mahnung folgte er mit ganzer Hingebung, und in der That breitete sich nach seiner Rückkehr in die Heimat sein Ruf schnell überall hin aus, obgleich er nur selten öffentlich sang und seine herrliche Begabung nur in ausgewählten Kreisen zur Geltung brachte – Sie haben ihn wohl niemals singen gehört, Hoheit?« – unterbrach sich die Gräfin in ihrem Bericht.

»Nein, meine liebe Gräfin, leider nicht; aber ich habe so viel Außerordentliches von ihm vernommen, daß ich bedaure, nicht aus eigener Ueberzeugung darüber urtheilen zu können. Er ist Tenorsänger, nicht wahr?«

»Eigentlich ist er Baritonist, aber seine Stimme hat eine so seltene Höhe und Tiefe, daß es nur wenige Compositionen im Tenor und Baß giebt, die er nicht singen könnte. Dabei steht ihm – oder leider stand ihm – eine

Machtfülle und eine Schönheit des Klanges in seinem Organ zu Gebote, daß Kenner behaupteten, er sei darin nur selten in Einzelnen von einem Sänger von Ruf übertrffen, im Ganzen aber von Keinem erreicht worden; was ich freilich weder bejahen noch verneinen will. Genug, die Stimme bezauberte Jedermann, der sie vernahm, und es konnte nicht fehlen, daß von allen Seiten auf seine Person hingedeutet wurde, als einen Sänger, der, wenn er sich nur der öffentlichen Ausübung seiner Kunst hingeben wolle, einst den höchsten Preis in derselben erringen würde.

Nun geschah es, daß er, gerade zur Zeit, als er aus England zurückkehrte, um in der Heimat eine amtliche Stellung als Bergrath anzunehmen, in Ostende mit dem kunstsinnigen Großherzog von *** zusammentraf. Dieser hörte den jungen Mann eines Abends in einer Gesellschaft singen und war eben so von der Schönheit seiner Stimme, wie von der Ausbildung derselben entzückt. Er ließ sich meinen Herrmann vorstellen und dieser konnte nicht umhin, seinem neuen fürstlichen Gönner noch öfter Proben seiner Kunst abzulegen. Noch in Ostende bot er dem jungen Mann einen bedeutenden Gehalt, wenn er sich herbeiließe, der erste Sänger an seiner Hofoper zu werden. Aber da traf er auf einen unverhofften Widerstand. Familienrücksichten bewogen meinen Neffen, das fürstliche Angebot dankbar von der Hand zu weisen. Der Großherzog war darüber tief betrübt, allein, eben

so wenig geneigt, das neue große Talent ganz von seinem Horizonte schwinden zu sehen, wie unter allen Umständen entschlossen, ihn an seinen Hof zu fesseln, bot er ihm ganz unerwartet den Kammerherrnschlüssel an, unter der Bedingung, daß er sich bereit finden lassen werde, als Kammersänger bei Hofe zu singen. Herrmann ging nicht so bald, wie man erwartet, auf diesen neuen fürstlichen Vorschlag ein, sondern berichtete zuerst an seinen Vater. Mein stolzer Schwager war darüber nicht gerade sehr erfreut und schwankte lange in seinem Entschluß. Als aber endlich der Großherzog eigenhändig an ihn schrieb und dringend bat, seinen Plan nicht durch ein väterliches Machtgebot zu durchkreuzen, gab er nach, und Herrmann, Freiherr Weber von Saaleck, wurde Kammerherr beim Großherzog von *** mit der Aussicht, einst Intendant der herzoglichen Oper in *** zu werden.«

Die Gräfin schwieg und die Fürstin nickte freundlich. »Bis hierher, meine liebe Gräfin,« sagte sie darauf, »ist mir die, Geschichte Ihres Neffen bekannt, was aber weiter mit ihm geschah, weiß ich nicht.«

»Ach, Hoheit,« fuhr die Oberin fort, »bis hierher reicht auch nur die Gunst und der Sonnenschein des Glücks bei meinem armen Neffen, denn was ihm von jetzt an begegnete, ist in der That traurig und bitter genug. Herrmann war also großherzoglicher Kammerherr und lebte nun, nur seiner schönen Kunst in den geselligen Hofkreisen obliegend, anscheinend in den glücklichsten Verhältnissen. Ehre und Auszeichnung wurden ihm von allen Seiten zu Theil und seine Stimme bildete sich immer

herrlicher und reicher aus. Aber da geschah Etwas, was Jedermann, auch uns, seinen Verwandten, lange verborgen blieb und endlich, ganz gegen alle Erwartung, meinem armen Neffen den ersten herben Verlust zufügte. Es konnte nicht fehlen, daß der großherzogliche Kammersänger sehr häufig mit dem Personal der Oper in Berührung trat, und unter diesem glänzte damals als Stern erster Größe, die unvergleichliche Carlotta G***, die schöne Mailänderin, ein junges, blühendes Geschöpf. Sie war eben so weit davon entfernt, eine Abenteurerin zu sein wie mein Neffe ein Abenteurer, sie war eben so tugendhaft wie schön, aber vollauf ihrer Kunst ergeben, für deren öffentliche Ausübung sie nur von ihrem ehrgeizigen Vater, der mit ihr lebte und reiste, erzogen und herangebildet war. Genug, was soll ich viele Worte darüber machen: Herrmann sah und hörte Carlotta, sie sah und hörte ihn, und Beider Herzen schlügen bald in Liebe für einander, ohne daß ein Mensch, am wenigsten die Väter der beiden jungen Leute, eine Ahnung davon hatten. Vor der Hand waren sie klug genug, das gelobte Stillschweigen über ihren geheimen Bund zu bewahren, und fast ein halbes Jahr verging und Niemand erhielt Kunde von dem verhängnißvollen Ereigniß. Mein Neffe, eine gerade, offene Natur, meinte es ehrlich mit der Carlotta und beabsichtigte, ihr seine Hand zu reichen, nachdem er ganz insgeheim Schritte dafür beim Großherzog gethan und eine gewisse Aussicht auf die spätere Einwilligung desselben nach einigem Zaudern erhalten hatte. Da er aber wohl wußte, daß sein eigener Vater nie zugeben würde,

daß er als Erbe des Saaleck'schen Majorats mit einer Sängerin von Profession, die noch dazu von bürgerlichem Stande war, in den Staan der Ehe träte, wandte er sich im Stillen an seinen jüngeren Bruder, der damals Offizier in preußischen Diensten war, und trug ihm seine Absicht vor, ihm seine Rechte als Erstgeborener abzutreten, wenn er dafür im Stande wäre, die Beistimmung meines Schwagers zur ehelichen Verbindung mit Carlotta zu erlangen.

Natürlich ging Herrmann's jüngerer Bruder aus leicht begreiflichen Gründen auf diesen Vorschlag bereitwillig ein und wußte seine Hülfe in Bezug auf den Wunsch des Bruders so geschickt anzuwenden, daß mein Schwager sich endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, entschloß, seinem ältesten Sohne die Erlaubniß zur ehelichen Verbindung mit der Carlotta zu geben, falls der Großherzog sich damit einverstanden erklärte und Herrmann in seiner bisherigen Stellung behielte. Während nun die Unterhandlungen am großherzoglichen Hofe in Betreff dieses Punktes äußerst langsam gepflogen wurden, ging um Vieles schneller die Uebertragung des Majoratsrechts an den jüngeren Bruder Herrmann's vor sich, und dieser war schon lange der gesetzlich bestimmte Erbe, ehe Herrmann's Angelegenheit beim Großherzog auch nur um einen Schritt vorgerückt war.

Was für Kabalen und Intriguen damals am Hofe zu *** gegen meinen Neffen gespielt wurden, habe ich niemals erfahren können und nur so viel wurde mir mit einem Male klar, daß der gordische Knoten, der sich über sein

Schicksal allmälig zusammengezogen, plötzlich und von Herrmann selbst unerwartet, durch den Vater der Carlotta durchhauen wurde. Mag dieser nun einen Wink von mächtiger Hand erhalten haben, oder mag, wie Andere sagen, ein viel reicherer Bewerber um Carlotta's Hand aufgetreten sein, derselbe, der sie ein Jahr später in Paris zur Gräfin *** machte, genug, Carlotta brach ihren Contract mit der Oper und war mit ihrem Vater eines schönen Morgens aus der Herzogsstadt spurlos verschwunden.«

»O, o!« sagte die Fürstin mit bedauernder Miene, als die Gräfin einen Augenblick schwieg, »das ist ja eine arge Geschichte, und nun sehe ich allerdings klar, daß Ihr armer Neffe schon an zwei unerwarteten Verlusten schwer zu tragen hatte.«

»Ja,« fuhr die Gräfin mit tiefgeröthetem Gesicht in ihrer Erzählung fort, »er hatte nicht allein seine erste Jugendliebe, sondern auch sein Majorat verloren, denn, edel und stolz, wie er einmal war, hielt er es unter seiner Würde, den gesetzlich bestätigten Erbcontrakt mit seinem Bruder wieder rückgängig zu machen, und dieser blieb unbestrittener Erbe des väterlichen Vermögens und Gutes, während Herrmann nur mit einer mäßigen Apanage abgefunden worden war. Ein Vierteljahr nach diesem über ihn hereingebrochenen Unheil starb sein Vater, und nun wissen Sie, Hoheit, warum nicht Herrmann, sondern sein jüngerer Bruder augenblicklich Majorats-herr von Saaleck ist.«

»Ja, das wdiß ich jetzt, und leider steht mir nun auch schon klar vor Augen, was Ihr armer Neffe allein nur

noch zu verlieren hatte. Doch fahren Sie weiter fort und sprechen Sie langsam, damit Sie sich nicht so übermäßig erhitzen. Ich habe noch Zeit und Ihre Erzählung interessirt mich sehr.«

Die Gräfin verneigte sich dankbar und fuhr dann etwas weniger lebhaft also zu sprechen fort: »Wie tief erschüttert und fast innerlich gebrochen der arme Junge durch diese rasch auf einander folgenden Schicksalsschläge war, können Sie sich denken, Hoheit. Monate lang mied er allen Verkehr mit seinen bisherigen Freunden und zog sich in die Einsamkeit eines abgelegenen Hauses im Gebirge zurück. Er sprach kein Wort, mit Niemandem, und kein Ton kam über seine fest geschlossenen Lippen. Endlich aber, nachdem er Zeit genug gehabt, sich zu sammeln, zu fassen, gab er sein Einsiedlerleben auf und schickte sich in das Unabänderliche. Er kehrte wieder an den Hof des Großherzogs und in seine frühere Stellung zurück. Gleich darauf trat der Großherzog eine Besuchsreise nach unseren Staaten an und Herrmann erhielt den Befehl, ihn an unseren Hof zu begleiten. Damals war es – Sie, Hoheit, waren zufällig auf einer Badereise begriffen – wo man ihn hier an höchster Stelle zum ersten Mal singen hörte, und Jedermann war von dem elegischen Klang und der Zauberkraft seiner wunderbaren Stimme entzückt, so daß er sich im Fluge Aller Herzen gewann.«

»Ich habe davon gehört,« unterbrach die Fürstin die Redende, »und bedaure noch heute, daß ich nicht Zeugin seiner damaligen Triumphe sein konnte. Das war im Herbst 1863, nicht wahr?«

»Ja, Hoheit. Bald darauf brach der dänische Krieg aus und mein Neffe, der, als gebotener Preuße, während seiner Studienzeit seiner Militairpflicht Genüge geleistet, ward Offizier. Das Regiment, zu welchem er gehörte, ward in das Feld gesandt und Herrmann hielt es für seine Pflicht, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen, obgleich der Großherzog heimlich Schritte that, ihn von dem Kampfe fernzuhalten. Als mein Neffe hiervon Kunde erhielt, nahm er ohne Besinnen seinen Abschied aus dem großherzoglichen Dienst und trat als patriotisch gesinnter Mann bei seiner Fahne ein. – Und nun,« fuhr die Gräfin mit leiserer Stimme und gesenktem Haupte fort, »begann der letzte Akt des Dramas im Leben des armen Jungen. Er machte den Winterfeldzug in Schleswig mit, kämpfte ruhmvoll bei Missunde und Düppel, wo er einer der Ersten auf einer feindlichen Schanze war und sich den schönsten militairischen Orden für seine Bravour erwarb. Immer war er von den Geschossen der Feinde verschont geblieben und erst in dem letzten Kampfe auf Alsen traf ihn die mörderische Kugel, die seine Brust durchbohrte, ihm seinen Athem nahm und wahrscheinlich auch seine Stimme nehmen wird. Fünf traurige Wochen lag er in einem Flensburger Lazareth, ohne daß es gelungen wäre, die Kugel zu entfernen, die den unteren Theil seiner Lunge verletzt hatte, und erst heute ist es der

Geschicklichkeit unseres guten Doctors gegückt, sie herauszuholen und so den ersten Schimmer einer möglichen Genesung herbeizuführen.«

Es trat eine Pause ein, da die Gräfin schwieg und die Fürstin vergeblich nach Worten suchte, ihr Mitgefühl auf die rechte Weise an den Tag zu legen.

»Das ist ja sehr traurig,« sagte sie endlich mit wunderbar liebevollem Ausdruck, »und ich bedaure Ihren Neffen aus tiefster Seele. Ja, er hat in der That drei große und unersetzliche Verluste erlitten – er hat nicht allein das Weib seiner Liebe, sondern auch sein Erbe und zuletzt die Ausübung seines Talents verloren – das ist hart, fast zu hart für einen Menschen und Viele möchten der schweren Schicksalsprüfung erliegen. Giebt es denn keinen – keinen Trost in einem so tiefen Mißgeschick?«

Bei diesen Worten blitzte das Auge der Gräfin lebhafter auf und sie versetzte sogleich mit höher gerötheten Wangen: »O ja, Hoheit – einen Trost giebt es für meinen armen Neffen, in meinen Augen wenigstens, und gewiß auch in den seinen, obgleich ich mit ihm noch nicht darüber habe reden können. Alles, fast Alles, was den Menschen auf dieser Erde erfreut, ist ihm genommen, nur die Ehre allein ist fleckenlos sein eigen geblieben!«

Die Fürstin senkte sinnend den edlen Kopf. »Die Ehre!« flüsterte sie. »O ja, das ist viel und ein schönes Eigenthum für einen solchen Mann; aber sie allein genügt nicht für dieses Menschenleben – sie an und für sich, ohne Bundesgenossen, ohne eine ihrer würdige Begleitung, kann den

unglücklichen Mann nicht glücklich machen, und zu diesem Glück schien doch Ihr Neffe gewiß bestimmt. Ja, es ist traurig und ich bedaure den Armen sehr. Er ist noch so jung und hat schon so viele Verluste gehabt! O, wir werden es schwer finden, ihn auf die rechte Weise zu trösten. Aber so viel an mir liegt, will ich meinen Theil dazu beitragen, mit ganzem Herzen, mit vollen Händen – ja, ja. O, Liebe,« und sie ergriff dabei in herzlicher Bewegung die Hand der Gräfin und preßte sie fest in die ihrigen – »vertrauen Sie auch einer höheren, mächtigeren Hand als die unsere ist. Wir Menschen denken immer nur nach einer Seite hin zu helfen und zu trösten, aber es giebt dort oben eine Vorsehung, der liegt das ganze Menschenschick nach allen Seiten klar und erkennbar vor, und sie sendet oft die beste und größte Hülfe, wenn wir an der kleinsten verzweifeln.«

»Sie sind gütig und gnädig wie immer,« sagte die Gräfin aufstehend, nachdem auch die Fürstin von ihrem Sitz aufgestanden war, »und ich sage Ihnen im Namen des Kranken und seiner ganzen Familie den herzlichsten, innigsten Dank,«

»Nein, nein, Liebe, den nehme ich nicht an, noch nicht, erst muß ich wirklich helfen können und sichtbar und fühlbar geholfen haben. Doch nun sagen Sie mir noch Eins: wird Ihr Neffe im Militairstande bleiben oder will er in seine künstlerische Laufbahn zurückkehren – doch halt,« unterbrach sie sich selbst, »was spreche ich da! Davon kann ja jetzt keine Rede sein, da er noch schwer

krank und selbst außer Stande ist, Jemandem seine Gedanken und Wünsche mitzutheilen. Doch, wie es auch kommen mag – will er Soldat bleiben, so kann ich ihm eine ehrenvolle Laufbahn verheißen – will er dagegen Künstler sein und seine frühere Stellung nicht wieder einnehmen – nun, dann soll er dieselbe an unserem Hofe haben und ich denke, es wird ihm bei uns mindestens ebenso gefallen, wie bei dem Großherzog.«

»Hoheit überraschen mich mit Ihrer Gnade,« erwiderte die von Dankgefühl überfließende Gräfin, »aber auch um diese Stellung ausfüllen zu können, wird er erst wieder genesen und kräftig sein müssen. «

»Gewiß, aber das hoffe ich bestimmt. Ich werde selbst mit dem Geheimrath sprechen. Er soll Alles aufbieten, was in seinen Kräften steht, um den Kranken gesund zu machen, und es ist ihm ja schon so Manches und Unerwartetes gelungen. Das ist eine feste Basis, auf die ich getrost baue. An Mitteln – das sagen Sie Ihrem Neffen, wenn Sie ihn von mir grüßen – um sich zu ruhen, wo und wie lange er will, soll es ihm nicht fehlen. Dafür sorge ich zu allererst und darauf verlassen Sie sich. – Jetzt leben Sie wohl. In acht Tagen werden Sie mich hier wiedersehen und ich hoffe Sie dann mit einem freudigeren Gesicht als heute zu finden. Leben Sie wohl, meine Liebe, und Gott mit Ihnen!«

Die holdselige, hochgewachsene Fürstin beugte sich zu der kleineren Gräfin nieder und küßte sie auf die Stirn. Eine Minute später war die überall wohlthuende Erscheinung aus dem Zimmer gerauscht und in den ihrer vor der

Thür des Hospitals harrenden Wagen gestiegen, nachdem sich eine Hofdame und der dienstthuende Kammerherr zu ihr gefunden und noch einige Befehle, die Verwundeten im Krankenhouse betreffend, empfangen hatten.

ZWEITES CAPITEL. DIE VISION.

Was die menschenfreundliche Fürstin in ihrer unübertrefflichen Herzensgüte versprochen, das hielt sie getreulich nach jeder Richtung hin. Sie hatte den berühmten am Hospitale wirkenden Arzt mehrere Male zu sich bescheiden lassen und ihm ihre Wünsche zu erkennen gegeben, und dieser that Alles, was in seinen Kräften stand, um den Erwartungen der fürstlichen Personen zu entsprechen, die sich insgesammt für die Wiederherstellung des so ruhmvoll Verwundeten interessirten. Ob er darin vollkommen glücklich sein würde, konnte er freilich nicht verheißen, noch viel weniger die Frist angeben, binnen welcher er den so schwer Leidenden zur Genesung führen und ob diese gar eine vollständige sein würde. Allein er hatte dazu die Hoffnung nicht aufgegeben, wenn er hier auch gegen einen doppelt und dreifach starken Feind zu kämpfen hatte. Ihm, der als geschickter und hochgebildeter Arzt wußte, daß der kranke Leib des Menschen um so schneller genest, wenn auch die Seele frisch und frei von allen inneren Conflicten ist, war es natürlich nicht unbekannt geblieben, von welchen Schlägen auch die Seele dieses Verwundeten getroffen war, und so war er nur um so eifriger bemüht, auch von dieser Seite her

wohlthuend, anregend und ermuthigend auf ihn zu wirken, was ihm jedoch lange nicht so rasch und so sichtbar gelang, wie er es schon aus eigener Theilnahme für seinen Patienten gewünscht hätte.

Doch es liegt nicht in unserer Absicht, den überaus langsamem Verlauf der allmälig fortschreitenden Heilung Herrmann von Saaleck's specieller zu verfolgen; wir haben nur Einiges aus der langen Zeit zu berichten, die der selbe im Krankenhause verbringen mußte, und da wollen wir vor allen Dingen bemerken, daß nichts Ersprieffliches bei der schwierigen Kur versäumt wurde, daß alle Kräfte gemeinschaftlich und mit gleicher Liebe nach einem Ziele strebten und daß namentlich in späterer Zeit Alles geschah, um den tief gebeugten und entmuthigten Geist des Kranken wieder aufzurichten, was freilich nicht der Menschen Hülfe allein gelang, sondern erst durch einen inneren Vorgang im Kranken selbst, den wir später genauer mittheilen werden, in's Leben gerufen wurde, – einen inneren Vorgang, sagen wir es hier nach unserer vollsten Ueberzeugung ganz ehrlich und offen, den wir als die göttliche Waltung der unsichtbar zum Heile mitwirkenden Vorsehung oder der unbegreiflich ihre Fäden spinnenden Natur im Menschen betrachten und erkennen müssen, da wir ähnliche Vorgänge, wenngleich selten, schon in unserem eigenen ärztlichen Wirken erfahren und bewundern gelernt haben, wenn wir auch niemals im Stande waren, den Zusammenhang zu ergrün den, der hier zwischen Ursache und Wirkung besteht.

Was also in den nächsten Tagen und Wochen in dem Krankenzimmer Herrmann's und mit ihm vorging, erwähnen wir hier nicht, daß er indessen nach einigen Wochen schon befreundete Besucher und seine hohen Gönner und Gönnerinnen empfangen und mit ihnen einige kaum vernehmbare Worte austauschen konnte, dürfen wir nicht verschweigen. Am liebsten freilich war er in der nächsten Zeit noch mit seiner unermüdlichen Pflegerin, der Schwester Laura, oder mit seiner Tante allein, und die Gespräche, die er mit Letzterer allmälig zu führen vermochte, ließen diese, so kurz und abgerissen sie auch waren, doch zu ihrer Beruhigung erkennen, daß mit dem kranken Körper des Leidenden zugleich auch sein Geist, seine Seele sich aus der erlittenen Niederlage aufrichtete, so daß der gute Doctor alle Tage mit freudigerem Gesicht von seinem Bette schied und mehr und mehr Hoffnung gewann, das schwere Uebel werde sich mit der Zeit heilen lassen, wenn diese Zeit auch etwas lange währen und die Erwartungen aller Beteiligten auf eine überaus harte Geduldsprobe setzen sollte.

Treten wir, etwa drei Wochen nach unserm letzten Besuch, bei dem Kranken zum ersten Mal selbst wieder ein, so sind wir schon im Stande, einen klareren Eindruck von dem Zustande zu empfangen, in welchem sich derselbe befunden haben mochte, als er noch gesund und im vollen Besitz seiner körperlichen Kräfte gewesen war. Er lag zwar noch im Bett, sah überaus bleich und abgemagert aus, aber seine Augen blicken uns unbefangen und, wenn nicht heiter, doch gewiß gefaßt und hoffnungsvoll

an. O ja, wir können es uns wohl vorstellen, daß die feurige Mailänderin Carlotta, als sie in diese dunklen Augen sah, einen schönen Spiegel für ihre eigene Schönheit gefunden hatte. Groß und glanzvoll war dies Auge und feurig und geistvoll mochte es blicken, als die wohlgebaute, kräftige Gestalt Herrmann's noch voll ungebrochener Gesundheit und Lebensfrische war. Jetzt freilich lag ein an Rührung gränzender Schmelz darin, eine gewisse der Wehmuth verwandte Weiche spiegelte sich darin ab, und gerade dieser Blick hat uns oft bei schwer Verwundeten tiefer bewegt und gerührt, als es die lautesten und gerechtesten Klagen hätten thun können. Aus Herrmann's meist geschlossenen Lippen tönte aber niemals eine hörbare Klage hervor, und wenn seine Seele auch Schmerz empfand und in den Flor des Kummers gehüllt war, nicht einmal ein Seufzer wurde darüber laut und in der männlichen Brust, die jetzt von der feindlichen Kugel durchbohrt war, wickelten sich alle Kämpfe im Stillen ab, die seine Gedanken oft genug in kreisende Bewegung und seine Empfindungen in wirbelnde Gährung versetzen mochten.

Nur über Eins wurde einmal das Ohr seiner Tante von einer rasch vorübergehenden Klage getroffen und die kluge Dame schloß daraus, daß dieser Kummer für jetzt der größte und lebhafteste in ihrem Neffen war.

»Ach, liebe Tante,« flüsterte er eines Tages mit matter Stimme, als sie dicht an seinem Bette saß und seine Hand in der ihren hielt, »hätte die Kugel mir doch lieber einen

Arm oder ein Bein genommen, das wäre in meiner Lage noch eher zu ertragen gewesen; aber meine Stimme – meine Stimme – höre nur, wie schwer mir schon das Sprechen wird – deren Verlust werde ich nie vergessen können.“

Freilich, dieser Gedanke, diese Besorgniß hatte auch schon oft die liebevolle Oberin heimgesucht und darum hatte sie jetzt nur schwache Tröstungen in ihrer Gewalt, die sie jedoch mit aller ihr möglichen Energie zum Vorschein brachte, ohne aber damit wohlthätig Auf den Nefen wirken zu können. Immer wieder kam sie, und so auch diesmal, auf die Verheißenungen der liebevollen Fürstin zurück, an die sich Pläne über Pläne knüpften, wie Herrmann seine Zukunft sich gestalten, wohin er reisen, wie er sich ruhen und pflegen solle – und vielleicht gerade in diesen Gesprächen wurzelte der schon vorhin angedeutete innere Vorgang in dem Geiste des Kranken, zu dessen Mittheilung wir nun bald gelangt sein werden. –

Mehrere Monate waren im unaufhaltsamen Laufe der Zeiten verstrichen und mit dem Kranken im Hospital war eine große und sichtbare Veränderung vorgegangen, obgleich die Kräfte, die so rasch gewichen, im Ganzen nur sehr langsam wiederkehrten. Er brachte schon einen großen Theil des Tages außer dem Bette zu, saß auf einem an's Fenster gerückten Sessel und ging sogar schon versuchsweise bisweilen an einem Stocke umher. Nur der Athem war ihm noch sehr kurz geblieben und das Sprechen fiel ihm noch immer schwer, wenngleich die jetzt so hoffnungsvolle Tante von Zeit zu Zeit schon aus seiner

Stimme einige Anklänge der alten metallischen Kraft und Frische heraushören wollte. Was die Kunst und Wissenschaft vermochte, diesen erfreulichen Zustand mehr und mehr zu vervollkommen, geschah gewiß; An der nöthigen Pflege, den angemessensten Speisen und Getränken fehlte es auch nicht, aber von der vollen Genesung war Herrmann noch immer sehr weit entfernt, sein Gesicht blieb bleich und mager und die früher so ausgezeichnete Muskulatur seines Körpers wollte noch immer nicht wieder zunehmen, was freilich zum Theil der Mangel an Bewegung in frischer Luft verschulden mochte, weshalb der Arzt den Patienten und seine Verwandte auch schon oft auf das kommende Frühjahr vertröstet hatte.

Was die geistige Beschäftigung des Kranken betrifft, so hatte Schwester Laura, so lange er im Bette gelegen, das Ihrige gethan, um ihn zu unterhalten und seine Gedanken auf hellere und anmuthigere Pfade des Lebens zu leiten. Sie hatte ihm fleißig vorgelesen, aus Zeitungen und entsprechenden Büchern, und als er nun am Fenster sitzen konnte, las er selbst, was ihm gefiel und Behagen erweckte, ohne daß jedoch dadurch seine Gemüthsstimmung eine merklich heiterere geworden wäre. Nein, er blieb, wie er es in schwerer Krankheit gewesen, ein tiefernster, nachdenklicher, fast verschlossener Mann, und in den bleichen Zügen seines edlen Gesichts lag jenes

charakteristische Zeichen geistiger Ermüdung und seelischer Aspannung, welches sich in der Regel auf den Gesichtern Kranker ablagert, die neben dem schweren körperlichen Leiden auch die Last inneren und verschwiegenden Kummers zu tragen haben. Namentlich in seinen dunklen, jetzt noch viel größer als früher erscheinenden Augen sprach sich eine gewisse träumerische Hinfälligkeit aus; sein Blick war kummervoll und selten nur erheiterte ihn das glanzvolle Leuchten, welches aus einer befriedigten Seele stammt, bis zuletzt die ganze Physiognomie allmälig jenen unbeschreiblichen Ausdruck von Mattigkeit annahm, den Menschen haben, die für ewige Zeiten um einen verfehlten Lebensberuf und ein unwiederbringlich verlorenes Lebensglück trauern.

Um so mehr wurde daher eines Tages die Oberin überrascht, als sie dem Neffen ihren Morgenbesuch abstattete und ihn in einer ganz eigenthümlichen, noch nie vorher bemerkten Stimmung fand. Es war in den letzten Tagen des November und der Morgen desselben war mit einem unendlich trüben und traurigen Nebelhimmel angebrochen, der wenig Aussicht auf einen heiteren Tag bot. Kranke aber und namentlich in langsamer Genesung Begriffene unterliegen nur zu leicht den äußeren Einwirkungen des Wetters, und so glaubte die gute Gräfin auch heute das Gesicht ihres Neffen recht trübe und traurig finden zu müssen. Allein dies war durchaus nicht der Fall, sie hatte sich diesmal ganz und gar geirrt und freute sich darüber sehr, ohne jedoch den Grund der sichtbaren Wandlung im Wesen ihres Neffen errathen zu können.

Derselbe saß auf seinem Sessel in der Nähe des wohlverwahrten Fensters; vor ihm stand ein kleiner Tisch, mit Zeitungen und Büchern beladen, aber er schien heute wenig geneigt, die neuesten Tagesereignisse kennen zu lernen. Vielmehr hatte er das kaum ergriffene Blatt schon wieder auf den Tisch gelegt, saß mit gefalteten Händen im Sessel zurückgelehnt und blickte sinnend in das weiße Nebelmeer hinaus, welches Himmel und Erde mit einander verschmolz und keinen Gegenstand in der Ferne, sogar keine Gestalt auf dem freien Platze vor dem Krankenhouse erkennen ließ.

Als die Tante eingetreten war und Schwester Laura, wie sie immer bei einem solchen Besuche that, das Zimmer verlassen hatte, um die trauliche Unterhaltung der Verwandten nicht durch ihre Anwesenheit zu stören, wandte sich des Patienten Kopf rasch zu der Gräfin hin und sein Gesicht nahm dabei einen so heiteren, fast lächelnden Ausdruck an, daß die alte Dame regungslos vor ihm stehen blieb und ihn voller Erstaunen prüfend betrachtete.

»Guten Morgen, liebe Tante,« lautete die Begrüßung des Neffen und er reichte seine wachsbleiche Hand derselben hin, die sie freundlich ergriff, eine Weile in der ihrigen behielt und dann auf dem Sessel Platz nahm, der an der andern Seite des kleinen Tisches dem Kranken gegenüber stand.

Die alte Dame war anfangs so betroffen über das eigenthümliche Wesen des Neffen, daß sie erst gar keine

Worte finden konnte, um das Gespräch zu beginnen. Endlich aber sagte sie, nach einem raschen Blick durch das Fenster zu dem Gesicht des Kranken zurückkehrend: »Es ist ein sehr unfreundlicher Tag heute, Herrmann, und Du kannst bei dem starken Nebel nicht einmal einen Menschen am Hause vorübergehen sehen.«

Herrmann lächelte bei diesen Worten auf eine ihr ganz unbegreiflich geheimnißvolle Weise und sagte dann mit seiner schwachen Stimme, in die er gleichwohl einen freundlichen Klang zu legen wußte: »Was thut das, liebe Tante? Wenn die Nebel auch noch so undurchdringlich sind, sie verflüchtigen sich endlich doch, und nach kalten und traurigen Wintertagen bricht immer einmal wieder die Sonne warm und wohlthuend durch das aufgehellt Gewölk. Ja, ja, Tante, Du weißt es so gewiß wie ich: nach dem Winter kommt der Frühling, wie auf die finstere Nacht der lichte Tag folgt.«

Die Gräfin sah ihren Neffen mit neuer Verwunderung an, so vertrauens- und hoffnungsvoll hatte sie ihn noch nie sprechen hören, so lange er ihrer Obhut übergeben war. So schwieg sie denn auch, im Stillen grübelnd, was diese günstige Stimmung in seinem Innern wohl erregt haben möge.

»Ja, ja,« wiederholte er, nach einiger Zeit, es ist so wie ich sage. Das wirst Du mir nicht bestreiten können.«

»Aber mein Gott,« rief sie plötzlich aus, »wie kommst Du denn darauf? Ich bestreite es gewiß nicht. Du bist ja heute so merkwürdig heiter und hoffnungsvoll – darf ich nicht wissen, warum?«

»Du fragst eigenthümlich, beste Tante. Warum sollte ich es nicht sein, sage ich, wie? Du und Laura, der Doctor und Alle, die mich besuchen und sich um mich bemühen, haben mir ja so oft von meinen gut Aussichten gesprochen, mir Hoffnung auf Hoffnung vorgepredigt – und nun, da ich sie endlich selbst gefaßt habe und sie sich in mir alle Tage fester setzt, fragst Du, warum ich sie habe? Ist das nicht seltsam?«

»Ja ja, Du magst Recht haben, mein Junge,« erwiderete die Gräfin nachdenklich; zu sich selbst aber sagte sie: »Das ist ja merkwürdig! Was mag mit einem Male diese Veränderung veranlaßt haben?«

Der Kranke, dessen Sinne scharf waren, wie aller von schwerer Krankheit Genesenen, las die Gedanken einen nach dem andern auf ihren sprechenden Mienen und abermals lächelte er mit einem ganz eigenen Ausdruck innerer Befriedigung, ohne jedoch ein Wort der Verständigung weiter hinzuzufügen. Da konnte die ehrwürdige Dame ihre freudige Erregung nicht länger bemeistern; sie griff mit der Hand über den kleinen Tisch nach der Hand des Neffen und rief:

»Herrmann! Mein lieber Sohn! Sprich aufrichtig mit mir. Ich verstehe wohl, daß Du heute zufriedener und wohlgemuther als früher bist, aber ich begreife die Ursache dieser Wandlung nicht. Also frisch fort – verkünde mir aufrichtig, was in und mit Dir vorgegangen ist.«

Herrmann drückte die Hand der Gräfin warm und legte sich dann mit sinnendem Ausdruck in der Miene in seinen Sessel zurück. »Ach, aufrichtig!« sagte er leise seufzend, »wenn ich das so ganz sein konnte!«

»Warum kannst Du es nicht?«

»Ja sieh, das ist eben die Schwierigkeit. Ich möchte es wohl, aber es geht beim besten Willen nicht. Ich habe mich schon mehrere Tage lang besonnen und immer wieder besonnen, aber das Bild, welches ich Dir und mir selbst ausmalen möchte, hat mich verlassen, es ist mir ganz und gar aus dem Gedächtniß geschwunden.«

»Was für ein Bild denn?« fragte die Tante, nicht ohne einige Sorge, daß der angegriffene Geist des so lange und schwer Leidenden in diesem Augenblick nicht ganz frei von kranken Vorstellungen sei.

Herrmann lächelte still in sich hinein, dann hob er sein schönes Auge voll gegen die Tante auf und sagte nach kurzem Besinnen: »Nun, ängstige Dich nur nicht, es ist gar nichts Schlimmes und ich will Dir lieber gleich das Ganze sagen, obwohl ich nicht weiß, ob ich mich Dir ganz verständlich werde machen können und ob Du mich begreifen wirst. Sieh, Du wirst schon oft gehört haben – Du hast ja Erfahrung darin – daß Kranke, die lange litten und endlich in Genesung begriffen sind, wie ich es, Gott sei Dank! jetzt bin, daß sie, wenn sie die narkotischen Mittel, die man ihnen zur Beruhigung ihrer Schmerzen gegeben, allmälig zu überwinden beginnen, äußerst lebhafte und in der Regel angenehme Träume haben. Nun, auch ich habe einen solchen, oder vielmehr

keinen Traum, sondern eine Art Vision gehabt, die mich, als sie das erste Mal kam, außerordentlich beruhigt und erfrischt hat, obschon ich sie mir nachher nicht mehr in ihren einzelnen Erscheinungen vergegenwärtigen konnte, so viel Mühe ich mir auch darin gab. Mit dem Gedanken an diesen wohlthätigen Besuch eines gütigen Geistes legte ich mich die Nacht darauf zum Schlafen nieder, und abermals erschien die Vision und bestärkte mich so in meiner Freude und Zuversicht, ohne mir auch nur ein Atom klareren Bewußtseins von dem eigentlichen Sachverhalt zu hinterlassen. Als aber in dieser letzten Nacht merkwürdiger Weise dieselbe Vision, das heißt, eine lange, rasch an meinem Geiste vorüberziehende Reihe von Bildern mich heimsuchte, stutzte ich und glaubte darin einen Wink von Oben oder Innen her wahrnehmen zu müssen, daß ich noch nicht ganz mit meinem irdischen Glück abgeschlossen habe – und siehst Du, das ist es, das ganz allein, was mich so froh, so hoffnungsvoll, fast freudig gestimmt hat.«

»Das ist ja äußerst seltsam!« sagte die erfahrene Frau nach längerem Nachdenken, und wiederum tauchte Besorgniß in ihr auf, daß der sonst so klare und vorurtheilsfreie Geist des jungen Mannes wirklich gelitten habe. – »Aber erzähle mir doch das merkwürdige Traumbild,« fuhr sie nach einer Weile fort, »damit auch ich etwas klarer darin sehe und mich Deinen schönen Hoffnungen anschließen kann.«

»Ja, erzählen!« erwiderte der Kranke lächelnd. »Das ist ja eben das Seltsame und darin liegt die Schwierigkeit –

ich habe kein Bewußtsein mehr davon, mein Gedächtniß hat mich vollständig im Stich gelassen und ich weiß eben nur, daß diese angenehme Vision vorhanden war und daß mir davon nichts als eine wohlthuende, mich beruhigende, eine gleichsam in in mystische Dämmerung gehüllte Erinnerung geblieben ist.«

Die Gräfin konnte und wollte sich mit dieser Erklärung noch lange nicht zufrieden geben. Sie drang mit neuem Fragen und Bitten in den Neffen, aber dieser konnte ihr beim besten Willen nicht mehr Aufklärung geben, als bereits geschehen. Sie begann daher ein anderes Gespräch, in der Hoffnung, Herrmann werde am Ende doch noch einmal von selbst auf die seltsame Vision zurückkommem allein dies war nicht der Fall, und so schied sie nach einer Stunde von ihm, nachdem Laura wieder in's Zimmer getreten war und ihr die Ankunft einer sie besuchenden Dame gemeldet hatte.

Den ganzen Tag aber beschäftigte sich die edle Frau im Stillen mit der geheimnißvollen Vision des Neffen, ohne daß sie mit sich auf's Reine gekommen wäre, ob dieselbe wirklich nur ein gewöhnliches Traumbild eines Menschen oder in diesem Falle die Ausgeburt einer bedrückten und von den früheren Leiden noch immer gebrochenen Seele sei.

Erst am späten Abend erhielt sie darüber einiges Licht, als der berühmte Arzt der Anstalt kam und sie denselben in ihr Zimmer beschied, um ihm das am Morgen mit dem Neffen geführte Gespräch Wort für Wort zu wiederholen.

Der Arzt hörte ihr aufmerksam zu und lächelte, während die Erzählerin mit so großer und sichtbaren Besorgniß den fraglichen Fall vortrug; und als sie geendigt, sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, die den Hörenden immer von der Wahrheit Dessen, was er sprach, überzeugte:

»Sie erzählen mir da Etwas, Frau Gräfin, was ich heute nicht zum ersten Male höre und was, für Sie die Hauptsache, durchaus nichts Befremdendes oder gar Ungewöhnliches an sich hat. Nein, ganz gewiß nicht; ich habe Aehnliches schon sehr oft erlebt. Der Schlaf solcher Kranken, wie wir hier einen vor uns haben, weicht in mancher Hinsicht von dem regelmäßigen Schlaf Gesunder ab. Ihre Seele ist viel empfänglicher für äußere Eindrücke, und da ihre Geisteskraft nicht von äußerer Dingen in Anspruch genommen wird, so sammelt sich in dem zur unaufhörlichen Thätigkeit gewöhnten und angeregten Gehirn ein Vorrath unbewußter und unklarer Vorstellungen, und einige derselben machen sich durch eine Art Traum oder Vision – mag man es nennen wie man will – dem von seinen Schmerzen Erschöpften und neuen Lebensstoff Sammelnden bemerklich. In wie weit die Phantasie in diesem Falle mitgespielt und ob Ihr Herr Neffe vielleicht, ohne daß er es uns eingesteht, durch seine Gedanken bei Tage den Traum in der Nacht hervorgelockt hat, dürfte schwer zu entscheiden sein. Mir ist in diesem Augenblick ein ganz ähnlicher Fall – die Folgen davon natürlich ausgeschlossen – erinnerlich, den ich, Ihnen erzählen will. Und er ist wahrhaftig interessant! Vor etwa zehn Jahren

krankte einer meiner Freunde, auch ein Arzt, sehr bedenklich am Nervenfieber. Wir gaben ihn fast sämmtlich auf und doch genas er endlich. In der Genesungsperiode befand er sich, bei einem so thatkräftigen und willensstarken Mann seltsam genug, in einem wunderbar weinerlichen und stets zur Rührung geneigten Gemüthszustande. Auch war er traurig und kummervoll, obgleich er wahrhaftig nicht die geringste Veranlassung dazu hatte und sich lieber über seine Wiederherstellung hätte freuen sollen, zumal seine übrigen Verhältnisse nichts zu wünschen übrig ließen. Eines Morgens fand ich ihn ganz ungewöhnlich heiter und von innerer Zufriedenheit strahlend, also beinahe so, wie Sie heute Ihren Neffen gefunden haben. Auf meine Frage, was ihm begegnet sei, lächelte er geheimnißvoll und sagte in seiner früheren humoristischen Weise: »Ja, das ist sonderbar, mein Freund, und eigentlich weiß ich nicht, wie ich mich darüber gegen Sie ausdrücken soll. Aber so viel ist gewiß, eine Art Rothkäppchen oder eine Fee oder Elfe muß mich in dieser Nacht besucht und ihr Glücksfüllhorn über mich ausgeschüttet haben. Denn als ich erwachte, wußte ich nur, daß ich sehr angenehm geträumt, aber den Gegenstand des Traumes kannte ich nicht. Sonderbar jedoch ist es, daß ich zugleich mit der unbesiegbaren Neigung erwacht bin, so bald wie möglich nach Wien zu reisen, an das ich wahrhaftig doch nie vorher gedacht habe.« – »Nach Wien?« fragte ich verwundert, »was wollen Sie denn da?« – »Ja, das weiß ich nicht,« erwiderte er, »aber hin muß ich, auf jeden Fall, und mir ist immer zu Muthe, als ob

mein Traum damit in Verbindung gestanden hätte und als ob ich mit jedem Tage, den ich fern von Wien zu bringe, etwas Wichtiges versäumte.« – Nun, um die Sache kurz zu machen, in einigen Wochen war mein Freund so weit genesen, daß er die Reise nach Wien unternehmen konnte. Er reiste ab und – kam nach einem Vierteljahr, von Glück und Gesundheit strahlend, mit einer reizenden jungen Frau zurück, die er sich daselbst erobert und die ihm noch dazu ein hübsches Vermögen mit in das Haus gebracht hatte. Nun, was sagen Sie jetzt? Nimmt dieser ergötzliche Fall nicht alle Ihre Besorgniß auf einen Schlag hinweg?«

Die Gräfin blickte lächelnd nach dem ernsten gutmüthigen Gesicht des geistreichen Mannes auf und fragte: »Haben Sie mir da eine wahre Geschichte erzählt, lieber Doctor?«

Der Arzt legte die Hand auf die Brust und erwiderte mit unläugbarer Würde: »Eine vollkommen wahre Geschichte, Frau Gräfin, und wenn Sie mir nicht glauben wollen, soll sie Ihnen der, der sie erlebt, mit eigenem Munde wiederholen.«

»O nein, das ist nicht nöthig, ich glaube Ihnen. Aber die hübsche Geschichte wäre mir noch viel lieber, wenn Sie mir versichern könnten, daß auch mein Herrmann glücklich wie Ihr Freund von der beschlossenen Reise im Sommer zurückkehren wird.«

»Ah, das kann ich nicht versprechen, meine Gnädige. Nur das glaube ich, und ich bin sogar davon überzeugt, daß Ihr Herr Neffe gesund und frisch wiederkehren wird,

denn ich sehe alle Tage mehr ein, daß ich ihm und mir eine zu trübe Prognose gestellt hatte. Junge, kräftige Leute, wie er, besiegen aber selbst die teuflischen Wirkungen einer eisernen Kugel und ist Ihr Herr Neffe nur erst ein Jahr älter, so werden Sie ihn wieder so stolz und fest einhergehen sehen, wie er einst am Hofe zu *** und auf dem Felde der Ehre einhergegangen ist.«

»O mein Gott, Sie geben mir da einen schönen Trost – so sicher und gewiß haben Sie sich noch nie ausgedrückt. Wird er aber auch seine Stimme wieder erhalten?«

Der Arzt zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht,« sagte er, »denn ich kann nicht in sein Inneres schauen. Wenn seine Lungen aber wieder frei und kräftig athmen, dann wird er auch allmälig wieder singen lernen, denn sein Kehlkopf ist auf keine Weise in Mitleidenschaft gezogen.«

Hier endete diese Unterredung zwischen den beiden Personen rasch, denn die Uhr im Zimmer schlug und erinnerte den vielbeschäftigen Arzt, daß er sein Tagewerk noch lange nicht ganz vollendet habe.

Man war allmälig in den Winter eingetreten und die Genesung des Patienten machte täglich sichtbare Fortschritte. Mit gehöriger warmer Kleidung versehen, unternahm er schon auf den durchwärmten Corridoren des großen Krankenhauses alle Tage weitere Spaziergänge, besuchte die verwundeten Krieger, die in demselben Hospitale verpflegt wurden, und hielt sich täglich mehrere

Stunden bei seiner Tante auf, um sich mit ihr zu unterhalten und sich so die Einförmigkeit der Genesungszeit zu verkürzen und zu versüßen. In dem Zimmer der Gräfin stand auch ein schöner Flügel und schon längst hatte die gute Dame erwartet, der warme Verehrer der Kunst werde ihn eines Tages öffnen und wenigstens mit halber Stimme irgend ein Lied oder eine Arie vernehmen lassen. Allein das geschah niemals, Herrmann vermied es sogar, den Flügel zu betrachten, als erinnere er ihn an eine längst verschwundene und nie wiederkehrende Zeit und als trage er eine geheime Scheu in sich, die in ihm schlafenden Geister der Musik zu wecken und den Schmerz seiner Seele, der noch lange nicht ganz bezwungen war, in hörbaren Tönen in die Welt hinaus zu tragen. Nein, er möchte nicht an seine Stimme, an seinen Gesang, an den Genuss denken, den ihm dieselben früher bereitet hatten, vielleicht weil er das innere Bewußtsein, wenigstens den Glauben hegte, seine Stimme habe ihn verlassen, er könne sie nicht mehr beherrschen wie früher, und wenn er das selbst mit eigenen Ohren wahrgenommen hätte, das wäre die härteste Demüthigung, die schrecklichste Pein für ihn gewesen, und so wollte er den Versuch lieber gar nicht wagen und eher die Ungewißheit noch länger ertragen, mit der in seinem Herzen doch noch immer eine gewisse Hoffnung gepaart geblieben war.

Endlich war man in den März gelangt und der nahende Frühling machte sich schon am Himmel und auf der Erde bemerkbar. Milde zog die Luft von Süden heran,

die schwarzen Regen- und Schneewolken waren verflogen und der reine Aether lächelte in heiterster Bläue über der dampfenden Erde, welche die Sonne wieder mit ihren warmen Strahlen beglückte.

Herrmann hatte das Krankenhaus noch nicht verlassen und sollte erst in den nächsten Tagen in Begleitung seiner Tante die erste Spazierfahrt unternehmen, auf die er sich innerlich zu freuen schien, wie man wohl annehmen durfte, obgleich er in der letzten Zeit wieder ungemein schweigsam und nachdenklich gewesen war.

Es ging gegen Abend und die Sonne war eben unter den in Purpur und Gold schimmernden Horizont getaucht. Ihre letzten Strahlen umsäumten die weißen Wolken mit einem goldenen Rande, nachdem sie selbst schon längst den Augen des ihr folgenden Patienten verschwunden war. Er saß einsam auf seinem Zimmer am Fenster und schaute mit aufmerksamen Blicken auf die seltsame Färbung der schneeweiss erscheinenden Dünste hin, die am Himmel wie ein hochaufgethürmtes, wunderbar schönes Gebirge standen, Thäler und Schluchten von dunklerer Farbe bildeten und die Kuppen der am höchsten ragenden Berge wie mit Schnee und Eis bedeckt erscheinen ließen.

In das Anschauen dieses in der That wunderbaren Phänomens versunken, achtete er nicht auf den Lauf der Zeit, und die Stunde war schon längst vorübergerauscht, in der er sonst sich zu der Tante zu begeben pflegte.

Die Oberin, die ihn lange vergeblich erwartete, kam endlich selbst in sein Zimmer, um den Grund seiner Zögerung zu erforschen, und fand ihn am Fenster sitzen, wie wir es eben beschrieben haben.

Als die Tante bei ihm eintrat, schaute er ruhig nach ihr hin, nickte ihr freundlich zu und lud sie mit einem Blick ein, sich in seiner Nähe am Fenster niederzulassen. Als die edle Dame aber auf der angedeuteten Stelle saß, sagte er, die Hand gegen den purpurnen Abendhimmel erhebend, mit einer seltsam weichen und herzlich klingenden Stimme:

»Liebe Tante, sieh Dir doch einmal dieses wunderbare Luftgebilde an, das mir wie eine Fata Morgana erscheint und mich nachdrücklich und ernst an Gottes große und schöne Schöpfung erinnert. Sage selbst, sehen diese Wolken nicht gerade wie herrliche Berge aus? Sieh doch, wie das Ganze jeden Augenblick wechselt und doch immer gleich schön bleibt. Hier wächst ein neuer Gebirgskamm hervor, da taucht ein neues Thal auf und Schluchten auf Schluchten bilden sich, auf die der Schatten der Nacht still herabsinkt und die darin Wohnenden zum Schlummer einladet. Es gehört nur wenig Phantasie dazu, sich rauschende Ströme und Bäche zu denken, die von den Eisfeldern niederrinnen, und sich das ganze himmlische Gebilde von edlen Wesen bevölkert und bewohnt vorzustellen – nicht wahr? O, ich habe eine größere Sehnsucht nach wirklich so aufgebauten Bergen und Felsen, als ich zu sagen vermag, und ich muß Dir gestehen, daß ich jetzt alle Tage Stunden hier am Fenster verträume und die Zeit

nicht erwarten kann, wo ich diese enge Zelle, in der mir doch so viel Gutes und Liebes geschehen ist, verlassen und in die weite Weit hinausfliegen darf.«

Die Tante wollte eben Etwas auf diese Worte erwidern, als die Thür aufging und der Arzt hereintrat, der seinen Abendbesuch zu machen gekommen war. Als er die beiden Verwandten begrüßt und einen Augenblick bei ihnen Platz genommen hatte, berichtete die Gräfin das so eben geführte Gespräch und sprach den Wunsch und die Sehnsucht ihres Neffen nach den Bergen auf der Erde aus, wie er sie eben dort oben am Himmel gesehen hatte.

Der Arzt lächelte auf eine feine Weise, wie er es immer that, wenn die Wünsche seiner Patienten mit seinen eigenen in Einklang standen, und sagte: »Das verdenke ich Ihnen gar nicht, Herr Baron. Lassen Sie das Frühjahr nur immer näher kommen, dann können und sollen Sie reisen und auch Berge werden Sie in Hülle und Fülle sehen. Ich habe mir meinen Plan mit Ihnen schon im Stillen gemacht. In den letzten Tagen des Mai, wenn es warm genug ist, sollen Sie in den Wagen steigen und direct nach Italien fliegen, um wo möglich in Nizza's schöner Umgebung den ganzen Sommer und wo möglich auch den nächsten Winter zu verleben.«

»Nach Italien?« fragte der Patient, einigermaßen in Verwirrung gerathend. »O nein, das werden Sie mir doch nicht anthun wollen, lieber Geheimerath. In Italien ist Alles in Gährung und Unfrieden, da herrscht noch kein Gesetz und keine Ordnung, die Menschen und die öffentlichen Gewalten stehen sich feindlich einander gegenüber,

und das liebe ich wahrhaftig nicht, wie ich einmal bin. Nein, nein, nach Italien will ich jetzt nicht, dahin zieht mich mein Verlangen, meine Sehnsucht nicht – lassen Sie mich lieber nach der Schweiz, die habe ich auch noch nicht gesehen – und ich weiß nicht,« setzte er langsamer und sinnend hinzu, »nach der Schweiz und ihren Bergen reißt es mich wie mit einer unwiderstehlichen, mir ganz unbekannten Gewalt.«

Der Doctor machte bei diesen Worten große Augen und schwieg einen Moment fast betroffen still. »So,« sagte er endlich, indem er einen lächelnden Seitenblick auf die aufmerksam zuhörende Oberin warf, »haben Sie vielleicht von der Schweiz geträumt, wie mein Freund einst von Wien träumte?«

»Geträumt?« fragte Herrmann verwundert. »Daß ich nicht wüßte. Ich habe aber schon seit längerer Zeit eine unbegreifliche Sehnsucht nach den schneebedeckten Häuptern der unvergleichlichen Schweiz.«

»O die schneebedeckten Häupter!« sagte lachend der Arzt, »die lassen Sie sich nur ruhig entgehen, die bieten Ihnen unübersteigliche Hindernisse dar. Ueberhaupt, nach meiner Meinung, sind Sie für eine Schweizerreise noch viel zu schwach, denn wer in der Schweiz ist, der widersteht den Lockungen der Berge nicht, er versucht sie zu erklettern, und das ist für Sie wahrhaftig nichts.«

»O, lieber Doctor, entmuthigen Sie mich nicht,« bat der Patient mit fast flehender Stimme. »Wenn ich auch jetzt noch schwach bin, so werde ich doch alle Tage kräftiger,

und ich werde mir Mühe geben, die kleinen Strapazen zu ertragen, die mir dort begegnen können.«

»Strapazen! Und Mühe geben! Was sind das für Worte aus Ihrem Munde! Sie *sollen* eben keine Strapazen haben, Sie *dürfen* sich keine Mühe geben. Ruhig, glatt und eben muß Ihr Leben für jetzt verfließen, und die Aufregung, die Sie in der Schweiz mit Anstrengung verbunden erwartet, die taugt eben nicht für Sie. Doch – ich sehe, Sie machen ein betrübtes Gesicht – das liebe ich an Ihnen nicht und wollte es am wenigsten selbst hervorrufen. Wir wollen uns also die Sache überlegen, ja, ja, schauen Sie nur nicht so bekommnen darein. Wir haben noch zwei Monate Zeit, bis dahin sind Sie gewiß viel kräftiger geworden und wir können schon Etwas mit Ihnen wagen. Um aber rascher zum Ziele zu gelangen, fahren Sie von morgen an täglich eine oder zwei Stunden aus, im Park können Sie aussteigen und zum ersten Mal wieder den guten Sandboden unserer Vaterstadt betreten. Luft, Luft, frische Luft und selbstthätige Bewegung darin, das wird Ihnen wohlthun und nun – wünsche ich Ihnen beiderseits einen guten Abend.«

Er reichte Beiden die Hand und empfahl sich, den Patienten nicht wenig erfreut zurücklassend, dem seine Sehnsucht nach den schneebedeckten Bergen nun doch zu einer bestimmteren Hoffnung verhelfen zu haben schien.

DRITTES CAPITEL. LEBEWOHL, KRANKENHAUS! – SEI GEGRÜSST, WELT!

Der so sehnlich erwartete Mai war endlich gekommen und hatte auch das gute Reisewetter, Wärme und Sonnenschein gebracht. Dennoch zögerte der bedachtsame Arzt von Tage zu Tage, den Patienten aus seiner Obhut zu lassen, denn derselbe war noch lange nicht zu seiner früheren Kraft zurückgekehrt, seine Stimme klang bisweilen noch immer rauh und langes Sprechen ermüdete ihn, da sich dabei sehr bald ein kurzes Athmen in der verletzten Lunge einstellte. Gegen Ende des Monats aber trat der würdige Jünger Aeskulaps mit heiterem Gesicht bei Herrmann ein und erklärte auf dessen Frage, warum er so unternehmend aussehe, daß er ihn noch einmal genau untersuchen wolle, um sein entscheidendes Verdict abgeben zu können.

Dies geschah denn auch sehr bald und als die haarscharfe Untersuchung der Lunge in jeder Beziehung gewissenhaft in's Werk gesetzt war, nahm der gute Geheimerath dem Patienten gegenüber Platz und sagte mit ernster Miene:

»Mein lieber Baron! So bin ich denn so glücklich, Ihnen heute nur Günstiges verkünden zu können. Ich betrachte Sie als so gut geheilt, wie ein Mensch Sie zu heilen im Stande ist, und das Einzige, dessen Sie noch bedürfen, ist eine längere Zeit fortgesetzte Schonung und Fernhaltung aller anstrengenden Körperbewegungen und aufregenden Gemüthsaffekte. Ihren Wunsch, nach der Schweiz

zu reisen, um Ihre geliebten Berge aus der Nähe zu sehen, habe ich mir überlegt und bin darin zu einem festen Entschluß gekommen. Ja, reisen Sie nach der Schweiz, aber nur nach dem Genfer-See. Dort haben Sie die südliche Luft, die Ihnen wohlthut, und zugleich die schönsten Berge, nach denen Ihr Herz verlangt. Hier übergehe ich Ihnen zwei offene Briefe. Der eine enthält den Reiseplan, den ich von Ihnen pünktlich ausgeführt sehen möchte, und der andere ist an einen mir befreundeten Arzt in Montreux gerichtet, wohin Sie gehen und wo Sie den Sommer und wo möglich auch den nächsten Winter verweilen sollen. Vor allen Dingen befleißigen Sie sich der größten Gemüthsruhe. Das Rauchen, das ja auch Sie lieben, verbiete ich Ihnen nicht gänzlich, wohl aber das Singen, das laute und anhaltende Sprechen. Wenn Sie in Montreux angekommen sind, müssen Sie vor allen Dingen das Bergeklettern vermeiden. In allem Uebrigen leben Sie, wie es Ihnen behagt, und ich bin von Ihrer eigenen Einsicht überzeugt, daß Sie keinen Fehlritt in dieser Beziehung begehen werden. Uebrigens werden Sie bald selbst finden, in wie weit Sie meine Verordnungen zu befolgen und wie weit Sie dieselben zu überschreiten haben, ohne einen Nachtheil für Ihre kostbare Gesundheit davon zu erleiden. Ihre Kräfte werden in der freien, frischen Berg- und Seeluft sehr bald zunehmen, viel schneller und nachhaltiger als hier, und wenn Sie – das muß ich Ihnen nothwendig an's Herz legen, auch wenn Sie darüber einen Augenblick nachdenklich oder gar trübe werden sollten – Gelegenheit finden, Ihren durch so manches

herbe Lebensereigniß verdüsterten Geist zu erheitern, so nehmen Sie dieselbe wahr, denn ein freier heiterer Geist ohne die Wolken des Kummers und der Sorge trägt unendlich viel zur vollständigen Genesung eines von schweren Leiden angegriffenen Körpers bei.«

Der wohlmeinende Arzt schwieg und beobachtete das ernst zur Erde geneigte Gesicht des aufmerksam ihm zuhörenden Patienten.

»Ich lese auf Ihrem Gesicht,« fuhr er dann fort, »was in diesem Augenblick in Ihnen vorgeht. Sie denken: ja, wenn diese Erheiterung an mir liegt, will ich Ihren Rath befolgen, aber – wie es einmal mit mir steht, habe ich wenig Hoffnung, daß es geschieht, denn meine Verluste sind etwas zahlreich und groß gewesen. Ja, das denken Sie jetzt und Sie mögen dabei nicht ganz Unrecht haben. Allein auch dafür habe ich einen Trost, den ich glücklicher Weise schon oft spenden konnte und der sich bei Vielen als wirklicher Trost bewährt hat. Und der lautet: gehen Sie getrost in die Ferne. Sie glauben nicht, wie wunderbar oft die Wege sind, auf denen Gott uns leitet und zu welchen unerwarteten erfreulichen Zielen sie führen. Auch das bedrückteste Gemüth kann aufgeheitert, das bekommene Herz ermuthigt werden. Nicht immer und überall giebt es Steine des Anstoßes und nicht auf allen Ihren künftigen Wegen werden Schranken errichtet sein, die Ihr Wollen hindern und Ihr Handeln unmöglich machen. Auf Gottes weiter und schöner Erde blühen auch Blumen, die Sie pflücken dürfen und die für Sie bestimmt sind, und goldene Streiflichter fallen oft vom Himmel

hernieder, die Ihre Pfade erhellen und Ihre lange Nacht in einen noch längeren und schöneren Tag verwandeln können. So gehen Sie denn mit Gott und erhoffen Sie von seiner väterlichen Waltung das Beste. Meine und aller Ihren wahren Freunde herzlichsten Wünsche begleiten Sie auf Ihrem Wege. Leben Sie wohl. Hier haben Sie die beiden Briefe und lassen Sie unsren Abschied kurz sein – so liebe ich es.«

Der Arzt reichte seinem bisherigen Patienten die Hand und wollte sich dann rasch zurückziehen, Herrmann aber hielt die Hand fest und rief voll wahrer Empfindung: »O nein, so rasch lasse ich Sie nicht! Soll es mir denn nicht einmal gestattet sein, Ihnen meinen herzlichen Dank für so viele Liebe, Güte und Mühwaltung zu sagen?«

Der Arzt lächelte mild und sein edles Gesicht röthete sich. »Still!« sagte er, »Sie fehlen schon zum ersten Mal gegen meine Vorschrift. Sie sprechen eben viel zu laut und hastig, und das sollen Sie nicht. Ihren Dank aber, den nehme ich gern an, obgleich ich einen so schönen in mir trage, wie ihn mir keiner meiner hiesigen Patienten gewähren kann. Männer in einer Stellung, wie ich sie an diesem Orte bekleide, fühlen diesen Dank, indem sie auf das von ihnen geleistete Werk blicken, und wenn ich einen Verwundeten, wie Sie es waren, unter meiner Hand genesen sehe, dann empfinde ich die Wohlthat eines Dankes, wie ihn mir kein Crösus mit seinen Schätzen bieten könnte. Nun bin ich zu Ende – ich habe heute noch viel zu thun – halten Sie mich also nicht auf. Leben Sie

wohl und ich hoffe, Sie im nächsten Frühjahr bei Ihrer Tante gesund – und glücklich wiederzusehen.«

Das waren seine letzten Worte und Herrmann sah den edlen Mann in den wenigen Tagen nicht wieder, die er noch unter dem ihm so heilvoll gewordenen Dache des berühmten Krankenhauses verlebte.

Unmittelbar nach diesem Besuche und sobald er der in ihm dadurch hervorgerufenen Empfindungen Herr geworden war, begab sich der Genesene zur Oberin der Anstalt und theilte ihr das Wichtigste der eben geführten Unterredung mit. Und jetzt begannen die Vorbereitungen zu der lange erwünschten Reise unverweilt in's Leben zu treten und Herrmann war viel im Innern der Stadt zu treffen, wo er sich mit allem Nothwendigen zu seinem langen Ausfluge versah. Bald standen zwei ansehnliche Koffer in seinem Zimmer zur Aufnahme desselben bereit und Schwester Laura bewies ihre Hingebung und Sorgfalt für den dankbaren Patienten dadurch, daß sie es sich nicht nehmen ließ, seine Wäsche nebst Zubehör mit ihren geschickten Händen auf die beste Art und Weise zu ordnen und darin zurechtzulegen.

Eine Mitgift auf diese Reise aber mußte sich unser Freund gefallen lassen, auf die er am wenigsten gerechnet hatte und die ihn, als sie ihm als eine unerlässliche Nothwendigkeit geschildert und als solche aufgedrungen ward, im Anfang sogar unangenehm berührte. Sowohl der Geheimerath als die Tante bestanden darauf, daß ein

Diener den Genesenen begleite. Sie glaubten das in seinem eigenen Interesse durchführen zu müssen und versprachen sich von dem Beistande eines solchen Gehülfen für den noch in manchen Dingen schwachen Reisenden den heilsamsten Erfolg. Herrmann fügte sich nur schwer in diesen Beschuß, da er unterwegs durch Nichts in seiner freien Bewegung und stillen Betrachtung gehindert sein wollte, am wenigsten aber wie ein großer vornehmer Herr reisen möchte, den man nach seiner Begleitung taxirt und schröpft, wie es nun leider einmal in der Fremde, und namentlich in der Schweiz Sitte geworden ist. Er war von Natur ein so einfacher Mann und, obschon seit langer Zeit an eine reichliche Dienerschaft gewöhnt, befand er sich stets am wohlsten, wenn er sich selbst bedienen konnte und nicht auf die Handleistungen Anderer zu rechnen brauchte, mochten diese es auch so ehrlich mit ihm meinen, wie sie wollten. Indessen fügte er sich diesmal auch darin und so wurde ihm ein gewandter ehemaliger Soldat als Diener ausgewählt und dieser trat sehr vergnügt die schöne Reise mit ihm an.

Bevor er jedoch von der Residenz Abschied nahm, statte er noch seinen pflichtschuldigen Besuch bei Hofe ab. Hier wurde er sehr gnädig und huldvoll empfangen. Sämmtliche fürstliche Personen gaben ihm ihre Achtung und Hochschätzung zu erkennen und die regierende Fürstin selbst, die wir so theilnahmvoll einmal an seinem Krankenlager gesehen, hielt ihr Versprechen, nahm ihn von Stunde an in ihren Dienst, ließ ihm den Gehalt des nächsten Jahres auszahlen und beschenkte ihn überdies

mit einem Urlaub auf unbeschränkte Zeit – eine fürstliche Gabe, die für den so mannigfach Beschädigten von grösster Bedeutung war. So schied er auch hier mit dem Bewußtsein, viel mehr erlangt zu haben, als er einige Monate zuvor mit den kühnsten Erwartungen erlangen zu können gehofft hatte.

Die Stunde der Abreise war gekommen. Der Abschied von allen ihn so treulich Liebenden wurde genommen und Herrmann, Baron Weber von Saaleck stieg mit dankerfülltem Herzen für so vieles Gute, das ihm im Krankenhouse zu Theil geworden, in den Wagen, der ihn mit feurigem Dampfroß zuerst nach Cöln tragen sollte.

Leser! Kennst Du das wunderbare Gefühl der Genesung, und weißt Du, wie es sich nach jahrelanger schwerer Krankheit in dem Herzen und dem Wesen des Menschen bemerklich macht? Noch dazu, wenn dieser Mensch jung, mit reichlichen geistigen und körperlichen Gaben ausgerüstet ist und das Leben, mag es ihm auch eine Zeit lang drückend und schmerzlich gewesen sein, liebt und es zu genießen, zu verlängern trachtet? Nun, wenn Du es kennst, vielleicht aus eigener Erfahrung, so weißt Du auch, daß dasselbe so groß und göttlich ist, wie das der Befreiung der freigeborenen und durch trauriges irdisches Geschick geknechteten Seele aus einem unfreiwillig bewohnten Kerker, daß es ist wie ein Wiedererwachen nach angstvollem Schlummer zum neuen Leben,

daß es ist und wirkt wie der Eintritt in eine ganz neue, genußreichere, schönere Welt, die uns mit ihren glänzenden Gaben und Segnungen wie eine göttliche Spende entgegentritt und uns in einem Bunde willkommen heißt, in dem es keine Fessel, keinen Zwang, keine Entbehrung giebt, wie wir sie bisher nur in allzu drückender Schwere empfunden haben. O, wir treten mit ganz neuen Organen in diese unbekannte selige Welt ein; neue Empfindungen regen sich in unserm für alles Schöne empfänglichen Herzen, und Alles, was uns von den Menschen oder der freigebigen Natur geboten wird, nehmen wir dankbar und wohlwollend in uns auf, so daß selbst das einfache Wort, wenn es freundlich klingt, uns befriedigt und unsern Geist ruhig und behaglich stimmt.

Und wenn wir nun unsern Freund als einen so Be-
glückten betrachten, o, so können wir wohl von ihm sa-
gen, daß er ein Mann war, der lange Zeit Schweres, recht
Schweres und noch dazu ohne eigene Verschuldung erlit-
ten hatte. In den letzten Jahren war sein Lebensschiff mit
zu vielem überflüssigen Ballast beladen gewesen und es
war gescheitert, ehe es den ruhigen, heiß ersehnten Ha-
fen gefunden hatte. Ja, er hatte Viel verloren, wir wissen
es, und er mußte Viel gewinnen, wenn er nur einen Theil
des Verlorenen wieder sein Eigen nennen wollte. Doch
darauf hoffte er nicht einmal, für's Erste wollte er nur
genesen, und was ihm dann noch geboten ward, reichte
vielleicht hin, wenigstens den gehabten Verlust in Ver-
gessenheit zu bringen, und das Vergessen eines solchen
ist an sich schon ein großer Gewinnst. An dem Tage, wo

er seine weite und so lange ersehnte Reise antrat, war er freilich noch nicht heiter gestimmt, ach nein! daran fehlte noch viel; aber er war auch nicht gerade düster und bedrückt. Alles in Allem genommen, erschien er wie ein ernster, bedächtiger Mann, der ohne Vorurtheil und Befangenheit vorwärts strebt, der ohne glänzende Erwartung ruhig der nächsten Stunde entgegen sieht, mit Allem zufrieden ist, was sie bringt, und der die Fähigkeit und den Willen besitzt, alle sich darbietenden Eindrücke mit klaren Sinnen zu erfassen und mit gereiften Gedanken zu einem wünschenswerthen Gesammtbilde in sich zu verarbeiten. Also – er wollte vor der Hand nur sehen und dabei gesunden, denn bis zur vollen Gesundheit und Kraft, wie er sie besessen, hatte es noch lange nicht, weder sein Körper noch sein Geist bis jetzt gebracht.

So viel nur wollen wir über seinen inneren und äußeren Zustand sagen, und was an der Entwickelung seines ganzen Wesens dabei fehlen möchte, wollen wir ihn lieber durch seine Handlungen ersetzen lassen, die uns ja stets den besten Wegweiser bei der Beurtheilung eines Menschen bieten. Zu diesem Behufe begleiten wir ihn als unsichtbare Freunde auf seinem Wege und bald werden wir hinreichend Gelegenheit finden, ihn, unsren Helden, aus dem einzig richtigen Gesichtspunkt, dem der unläugbaren factischen Thatsache beurtheilen zu können.

Nach dem schriftlich ihm mitgetheilten Reiseplan seines Arztes, den er unterwegs Zeit genug zu studiren und zu bedenken hatte, ging also Herrmann zuerst nach Cöln und hier sollte er nach Vorschrift sich einen ganzen Tag

ruhen. Die Tagereise hatte ihn allerdings etwas angegriffen und die ungewohnten Einwirkungen der Außenwelt, so angenehm sie seinen regsamten Geist beschäftigten, wirkten doch nach so langer körperlicher Ruhe ermüdend auf ihn ein. So that ihm denn der Rasttag sehr wohl und der nächste Reisetag griff ihn noch weniger an, da er ihn auf einem den Rhein stromaufwärts fahrenden Dampfer zubrachte. Auf dieser Fahrt, die dem Körper keinerlei Anstrengung auferlegte und wo eine frische sonnige Luft ihn umfächelte, hatte er schon einen größeren Genuss, sodaß er sich, als er gegen Abend in Bingen eintraf, kaum entschließen konnte, hier, wie es die ärztliche Vorschrift besagte, sich zwei volle Ruhetage zu gönnen. Indessen wollte er in der ersten Zeit noch nicht von dieser Vorschrift abweichen, die dankbar anzuerkennen und der zu gehorchen er durch die Erfahrung belehrt worden war, und er bereute es am Ende dieser beiden Tage auch nicht, ihr nachgekommen zu sein, denn die Umgebung von Bingen bot der natürlichen Reize genug, um ihm ein längeres Verweilen daselbst angenehm erscheinen zu lassen.

Von Bingen wurde die Reise auf der Eisenbahn fortgesetzt und das nächste Ziel, welches er gegen Abend erreichte, war das schöne und ihm schon bekannte Heidelberg. Für diese Stadt war wieder ein Ruhetag angesetzt, allein hier trat der erste unvorhergesehene Fall ein, der die ärztliche Vorschrift auf natürliche Weise zerriß, und späterhin traten so viele neue unvorhergesehene Fälle hinzu, daß es dem Reisenden beim besten Willen nicht

wieder gelang, in die alte Ordnung einzulenken, und er konnte nur Einzelheiten festhalten, deren Befolgung er als durchaus nothwendig und zweckmäßig erkennen mußte.

Am Tage nach seiner Ankunft in Heidelberg erkrankte nämlich der ihm beigegebene Diener und da Herrmann den armen Menschen in der fremden Stadt nicht allein zurücklassen wollte, so beschloß er so lange bei ihm auszuhalten, bis er wieder genesen war, was nach der Versicherung des herbeigerufenen Arztes wahrscheinlich nicht lange dauern würde.

Allein auch die Aerzte sind Menschen und den zahllosen Irrthümern derselben unterworfen. Die Krankheit des Dieners zog sich nicht nur in die Länge, sondern nahm sogar einen sehr bedrohlichen Charakter an. Vierzehn Tage – es war also bereits Mitte Juni – verweilte Herrmann schon in Heidelberg und da erklärte eines Tages der Arzt: es sei nicht unmöglich, daß die Krankheit bis zur Heilung noch volle sechs Wochen in Anspruch nehme, und auch dann noch wäre es fraglich, ob er die Reise fortsetzen und seinem Herrn die erforderlichen Dienste leisten könne.

So lange und auf so ungewisse Voraussetzungen hinaus konnte der Reisende freilich nicht in Heidelberg verweilen und er entschloß sich mit schwerem Herzen, den Kranken in das Universitätshospital bringen zu lassen, wo er allerdings gut aufgehoben war. So trennte er sich denn von ihm, nachdem er die geeigneten Vorkehrungen zu seiner besten Verpflegung und zur ungesäumten Rückkehr in die Heimat nach erfolgter Genesung getroffen

hatte. Als er aber am letzten Abend seines Aufenthaltes in der genannten Stadt, nachdem er eben von dem Diener Abschied genommen, noch einmal über die Neckarbrücke schritt und über den Erfolg seiner bisherigen Reise nachdachte, kam es ihm selbst seltsam vor, daß durch diesen an sich unangenehmen Vorfall seine eigentliche frühere Absicht, allein zu reisen, nun doch zur Ausführung gekommen sei, und in seinem für dergleichen Zufälle empfänglichen Gemüth nahm er denselben als ein gutes Omen auf, indem ja nun sein uranfänglicher Wunsch auf ganz natürliche Weise erfüllt ward.

»Jetzt,« sagte er sich, indem er seinen Koffer im Wirthshause packte, »kann ich reisen wie ich will und wie ich es so gern thue. Nun wird mich Niemand mehr bei jedem Worte, das ich spreche, ›Herr Baron‹ anreden und Niemand wird wissen und erfahren, wer und was ich bin, wenn ich es nicht selbst verrathen will, und das soll gewiß so bald nicht geschehen. Ich will fortan nicht mehr an meine Vergangenheit erinnert werden – die liegt hinter mir, ist abgethan – und ich will nichts als ein freier, neugeborener Mensch sein, der die Welt ruhig auf sich wirken läßt, wie und was sie wirken will. Ja, in diesem Hause lasse ich den Baron begraben sein, bis ich ihn – ich fürchte das kaum – wieder auferstehen lassen muß. Auch den Sänger, den Kammerherrn und was darum und daran hängt, soll Niemand in mir vermuthen, und hoffentlich führt mir der Zufall keinen Menschen in den Weg,

der mein glückseliges Incognito verrathen und mich zugleich an den Schiffbruch meines früheren Lebens erinnern kann. So bin ich denn von heute an nur Herrmann Weber, der Tourist, der zu seinem Vergnügen, zu seiner Erholung reist; in der freien Schweiz fragt man nach Paßkarten nicht, und wem nicht mit meiner armen Person allein gedient ist, der lasse mich bei Seite liegen, ich entbehre Niemand, denn – Gott sei Dank! so viel ist mir von allen Verlusten geblieben – ich bin mir noch allein genug auf der Welt, und Einzelne wird es doch wohl geben, und das Glück wird sie mir entgegenführen, mit denen ich einmal gern eine Stunde Mensch gegen Mensch sein möchte, und weiter verlange ich nichts mehr für mich.«

So sprach Herrmann Weber an diesem Abend zu sich, und freilich, wenn man den jungen Mann mit ruhigem Auge betrachtete, so mußte man ihm zugestehen, daß seine Person an sich schon eine ganz ansehnliche war und daß die Menschen, die ihm das Glück entgegenführen würde, blind sein mußten, wenn sie die Vorzüge, mit denen die Vorsehung ihn schon äußerlich beschenkt, nicht erkennen und würdigen wollten. Hoch und stolz aufgerichtet, wenn er nicht gerade ermüdet war, ging dieser Herrmann Weber wie ein Mann unter Männern einher, und schon die stattliche Gestalt mit dem schönen Gleichmaß seiner allmälig kräftiger werdenden Gliedmaßen, wie sie so fest und sicher getragen wurde, verrieth einen keineswegs gewöhnlichen Menschen. Wer aber in sein zwar noch immer bleiches, aber bald von der Sonne gebräuntes Gesicht sah, in dem die großen feurigen

Augen wie zwei glanzvolle Sterne leuchteten, und wer die ernsten Züge dieses edlen Gesichts, die hohe breite Stirn, von schwarzen Haaren umwallt, und den kriegerischen Bart genauer durchforschte, der konnte sich mit Bestimmtheit sagen, daß in diesem einfachen Touristen ein feurigerer Geist lebte und ein wärmeres Herz pulsirte, als der Besitzer desselben, in seiner noch immer etwas bedrückten und beklommenen Stimmung, sich selber zu erkennen mochte.

So stieg unser Reisender denn abermals in den Waggon und am Abend des ersten Tages konnte er schon auf der Terrasse zu Bern stehen und sich an seinen geliebten blauen Bergen, nach denen er so lange getrachtet, von ganzem Herzen laben. O diese Berge, wem haben sie nicht schon auf dieser Stelle, so wunderbar prophetisch eine höhere Welt da draußen verkündend, aus der Ferne verlockend zugewinkt! Wie viel tausend Märchen voller Poesie und Romantik haben sie schon den sehn-süchtig nach ihnen klopfenden Herzen erzählt! Und alle Märchen, die sie erzählen, alle Träume, die sie bringen – wie weit bleiben sie hinter der Wirklichkeit zurück, wenn wir mit eigenen Füßen in ihre Wunderwelt treten und mit eigenen Augen die unnennbaren Zauber sehen, die des Schöpfers allmächtige Hand, voll ewig neuer Schöpfungskraft, darin ausgestreut und in Gestaltungen von unsäglichem Reiz gebracht hat!

Allein nach diesen Bergen, so verlockend sie auch herüberwinkten, strebte diesmal der einsame Tourist nicht. Die Vorschrift seines Arztes, deren sich des Geschickes

unergründliche Macht als Mittel zum Zweck bei ihm bedient hatte, trieb ihn weiter nach Süden hin, und schon am nächsten Morgen verließ er das alte Bern und flog wie auf den Flügeln des Windes seinem nächsten Ziele, dem hochthronenden Lausanne zu, an dessen Bergesfuß der vielbesungene und doch ewig unbeschreiblich schöne Genfer-See seine himmelblauen Wogen fluthen läßt, in denen sich die höchsten Berge Europas spiegeln, als wären es Geister aus jener Welt, die hehr und stolz, groß und unerforscht mit ihren eisigen Stirnen auf die unten liegende Welt hinabblicken, um dem so oft verwegenen Menschen zuzurufen: »Sieh, wie groß und furchtbar und majestatisch wir sind – und Du, Du willst das erhabenste Gebilde des Schöpfers sein?«

Je weiter unser Freund in das Innere der Schweiz vordrang und je mehr himmelhochragende Berge er vor sich und um sich sah, um so höher schwoll sein Herz auf, um so heißer ward seine Sehnsucht, in ihre unmittelbare Nähe zu kommen und ihre ihm noch unerschlossenen Wunder zu schauen. Es ging ihm darin fast wie einem Kinde, das, wenn es erst *ein* Spielzeug erhalten, bald ein zweites und dann immer mehr begehrt, oder wie einem erwachsenen Menschen, der in seiner Jugend nach irgend einem unbedeutenden Besitze strebt, und wenn er denselben erreicht hat, nach bedeutenderem, immer größerem Besitze trachtet, denn die Wünsche des Menschen stehen

nie still, sie wachsen mit der Zeit an Zahl und Umfang, da sie selbst Erzeugnisse der sich entwickelnden Zeit und der sich neu gestaltenden Verhältnisse sind und weil jede neue Minute im fruchtbaren Menschenleben stark und reich ist an Kraft, einen neuen Wunsch zu ersinnen, zu erzeugen, bis das irdische Auge sich schließt, das irdische Herz still steht und nun der befreite Geist – *vielleicht* im Besitz aller auf Erden gehegten Wünsche ist. –

So konnte Herrmann Weber jetzt die Zeit kaum erwarten, bis er an sein Endziel, den Genfer-See, und zu dem Anblick der Gebirge von Savoyen gelangt war, an jenen See und an jene Gebirge, von denen er so viel gelesen und die er als die erhabensten und schönsten Naturgebilde der ganzen Schweiz so oft hatte preisen hören. Voller Spannung saß er an seinem Platz an *der* Seite des rasselnd dahin stürzenden Waggons, wo die erwarteten Gemälde sich endlich aufrollen müssen, hielt sein Reisebuch offen in der Hand und immer war sein Blick und sein Herz dem Fleck weit voraus, an dem der flüchtige Zug eben vorüber brauste. O wie viele, namenlose Reize sah er an diesem Tage schon, wie viele blaue Berge in der verschiedensten Gestalt und Färbung flogen an ihm vorüber, über wie viele Abgründe, Schluchten, Ströme ward er fortgetragen, wie viel Seen tauchten vor seinen flimmernden Augen auf – aber immer weiter und weiter brauste der unermüdliche Zug durch gespaltene Berge und über schwindelnd hohe Brücken, und immer rascher, sehnsüchtiger flog die Seele des Menschen ihm voran, bis endlich in früher Nachmittagsstunde, bei strahlendem

Sonnenschein und heiter lachendem Himmel, der düstere, unheimliche Tunnel bei Chexbres passirt wurde, aus dem man, wenn man sein Ende erreicht, wie mit einem Zauberschlage in eine ganz neue, wunderbare und nie so großartig gedachte oder gar gesehene Welt tritt. Denn da drüben in leicht erreichbarer Ferne ragen zuerst nach links und vom Rhonethal beginnend die savoyischen Riesen mit ihren sich in die Wolken verlierenden Nadeln, Klippen und Schneespitzen in die blitzenden Lüfte; Thäler, mit Weinstöcken ausgefüllt, spalten sich vor ihnen und dazwischen zeigen sich reizende Dörfer, und tief unter dem verwundert Schauenden dehnt sich in unabsehbarer Weite der himmelblaue, halbmondförmige Genfer-See aus, den hier und da eilige Dampfer, von dieser Höhe aus gesehen Nußschalen gleich, durchfurchen, während im näheren Vordergrunde Ortschaft auf Ortschaft, Dorf auf Dorf, Villa auf Villa sich drängen und ein üppig blühendes Leben die mit Wein bepflanzten Abhänge und Mulden bedeckt, die zwischen den eisernen Strängen der Eisenbahn und dem lieblichen Ufer des schönsten aller Seen liegen.

Unsterblicher Leman! Welcher Sterbliche hat schon die Tiefe und die unergründlichen Geheimnisse Deines ungeheuren, zwischen himmelhohen Bergen liegenden Bettes gemessen und erforscht? Nein, wie tief Du bist und was Du in Deinem schimmernden Schooße birgst, das wissen wir nicht, aber wie schön, wie wunderbar schön Du bist, das weiß jeder empfindungsvolle Mensch, der Dich mit Augen gesehen. Und was ist es denn, was uns Alle an

Dir so unwiderstehlich, so unvergleichlich entzückt? Ist es die unbeschreibliche Farbe Deines krystallklaren blauen Gewässers, deren Ursache noch kein Naturforscher ergründet hat, ist es der wolkenlose, durchsichtige Himmel, der über Dir wie eine diamantene Kuppel schwebt, sind es die langen Ketten unübersteiglicher Gebirge, die sich in Deinen Fluthen mit magischem Widerschein spiegeln, oder sind es die süßen, milden, würzigen Düfte und Lüfte, die Deine Wellen kräuseln und der vorher so beklommen athmenden Brust des Menschen eine nie geatmete liebliche Frische zuführen, so daß er, wenn er an Deinem Ufer wandelt, wie in einem neuen Elemente sich zu bewegen, zu leben scheint? O, das Einzelne von diesem Allem ist es nicht, es ist eben Alles zusammen, was uns an Dir entzückt, erhebt, und darum fühlen wir uns in Deiner Nähe so wohl, vergessen unsere früheren Schmerzen so schnell und geben uns neuen unbekannten Hoffnungen mit gränzenloser Hingebung hin. Ja, wenn man einen im Grunde Gesunden, nur zeitig von einem Vorübergehenden Leiden Ergriffenen rasch und vollständig genesen sehen will, dann sende man ihn an Deine Gestade, und wenn ein irdisches Gut noch Wohlsein, Freude und Glück herbeiführen kann, so wirst Du es sein, der ihn das Vergangene, Unwiederbringliche vergessen und das im Menschenleben mögliche Gute und Wünschenswerthe noch erhoffen läßt.

Aehnliche Gedanken durchströmten Herrmann Weber's Brust, als er sich nun seinem Ziele so nahe sah

und schon die erste Einwirkung jenes zauberhaften Landes empfand. Vor Freude aufgeregter, als er selbst wußte, und doch im tiefsten Innern beruhigt und besiegelt wie nie vorher, ließ er seine Augen von Stelle zu Stelle schweifen und überspannte mit seinem scharfen Blick das ganze große, sich ihm bietende Bild, das eigentlich kein einzelnes, sondern eine unabsehbare Reihe von unbeschreiblich schönen Bildern war.

Endlich aber hatte der brausende Zug den letzten Tunnel hinter sich gelassen und – der Bahnhof von Lausanne war erreicht. Als unser Reisender aus dem Wagen stieg, umgab ihn eine überreichliche Menschenmenge, die theils mit ihm gekommen war, theils weiter nach entfernteren Orten wollte. In der bergigen Stadt, wo fast jeder Schritt einem Menschen mit kurzem Athem eine Mühseligkeit bereitet, durfte er nach der Vorschrift seines Arztes nicht bleiben und ihm war daher zum Aufenthalt in der Nähe von Lausanne der Hafenort desselben, Ouchy, bezeichnet. Kaum hatte er seinen Wunsch, dahin zu gelangen, einem ihm nahe tretenden Diener angedeutet, so ward ihm ein bequemer Wagen zugewiesen und eine Viertelstunde später schon rollte er mit seinem sicher geborgenen Gepäck inmitten von Gärten und Weingeländen den steilen Abhang nach dem See hinab und wenige Minuten darauf stieg er vor dem prachtvollen Hotel Beau-Rivage aus, durch dessen thurmhohe Marmorhalle ihn ein betreßter Diener eine kurze breite Treppe hinauf in ein Zimmer führte, wie es in seinem nordischen Vaterlande nur fürstliche Personen zu bewohnen pflegen.

VIERTES CAPITEL. IN OUCHY.

In der That, was der luxuriöse Mensch der heutigen Zeit an Comfort, Glanz und Bequemlichkeit auf der Reise zu bedürfen sich gewöhnt hat, das findet er in vielen, sehr vielen großen Gasthöfen der von Bewohnern aller europäischen und überseeischen Länder durchzogenen Schweiz, und Beau-Rivage in Ouchy, unmittelbar am Leman-See gelegen und von einem stolzen Park umschlossen, ist eines der schönsten dieser mit allem Luxus ausgestatteten Gasthäuser. Es ist eigentlich kein Gasthaus, sondern ein Palast im vollsten Sinne des Worts, und Alles, was man in einem solchen nur verlangen mag, findet man oft über alle Erwartung zum augenblicklichen Genusse bereit.

Herrmann Weber vermißte hier seinen erkrankten Bedienten nicht, denn ein Hausdiener, der sein Gepäck augenblicklich in das ihm zugewiesene Zimmer trug, dem sich ein reizendes Schlafcabinet anschloß, bot ihm sogleich seine Dienste an, öffnete vorsichtig die Koffer und brachte das ihm Angedeutete sogleich in bester Ordnung in den kostbaren Möbeln der neuen Wohnung unter. Wenige Minuten später saß der befriedigte Gast schon im erquickenden Bade und reinigte sich von dem Staube der weiten Reise, und als er sich so erfrischt und neu gestärkt fühlte, trat er in den grünen, von schattigen Bäumen erfüllten Park hinaus und schritt langsam und ruhig nach

dem Ufer des Sees hinab, denn dieser zog ihn mit magischer Gewalt an, wie er seine Sehnsucht schon aus weiter Ferne lange in Spannung gesetzt hatte. Und da stand unser Freund, immer und von jeher ein Bewunderer der großen und schönen Gottesnatur, und schaute über die unabsehbare Fläche hin, an deren Farbenschmelz er seine trunkenen Augen kaum sättigen konnte. Von dem indigoblauen Gewässer aber schaute er nach dem jenseitigen Ufer hinüber und hob seine Augen zu den Felsgebilden auf, die ihm nun schon ganz nahe lagen und deren Namen ihm ein freundlicher, am Wasser spielender Knabe sogleich mit seltener Zungenfertigkeit nannte.

Der Nachmittag war unterdessen in den Abend übergegangen und obgleich das Tageslicht noch lange nicht erloschen war, so hatte sich doch schon ein tieferer Schatten von den savoyischen Alpen her auf das kaum sichtbar fluthende Gewässer herabgesenkt. Lautlose Stille lag auf See und Land, die Schneeberge drüben betrachteten mit ernster gerunzelter Stirn ihr schönes Spiegelbild in dem blauen See, der sich allmälig mit Dampfern und Booten füllte, die ersten, um ihr tägliches im Osten und Westen liegendes Ziel zu erreichen, die letzteren, um die Genuss suchenden Reisenden auf den stillen Fluthen spazieren zu fahren, sie die köstlich warme und doch erfrischende Abendluft des südlichen Klimas einschlüpfen und sich an den erhabenen Bildern der wunderbaren Naturscenerie laben zu lassen.

Herrmann war in stilles Staunen versunken und das nahm, seltsam genug, mit jedem Augenblick zu, denn jeder Augenblick gebar ein neues Bild, einen neuen Genuß, und mit einer unerklärlichen Verwunderung mußte er sich eingestehen, daß er sich eigentlich das jetzt Gesehene ganz anders gedacht, daß es aber, was selten vorkommt, viel schöner, glanzvoller, erhabener war, als er es sich in seiner Phantasie vorgestellt.

Endlich aber glaubte er doch für jetzt genug gesehen und bewundert zu haben und ein plötzlich entstehendes Bedürfniß nach Speise und Trank trieb ihn in das Hotel zurück. Eine breite Treppe hinauf steigend, die von dem weiten Blumengarten in eine mit Glas bedeckte Halle führte, an deren Tischen einige Herren bei einer Flasche Wein saßen, kam ihm ein Diener in schwarzem Frack und weißer Halscravatte entgegen und führte ihn in den großen, kostbaren, schon hell erleuchteten Speisesaal, in dem noch kein Gast anwesend war, da sich die vorhandenen Reisenden noch sämmtlich im Freien aufhielten. Herrmann ließ sich in einer Ecke des Saales an einem kleinen Tische nieder und das Erste, was ihm der Diener, ohne dazu aufgefordert zu sein, brachte, war das Fremdenbuch und eine mit Tinte gefüllte Feder.

Herrmann, nur einen flüchtigen Blick auf das elegante Buch werfend, schrieb langsam seinen Namen: Herrmann Weber ohne eine andere Beigabe ein und beobachtete dabei den verwunderten Blick des Dieners nicht, der seine Augen über die stattliche Gestalt und das edle bleiche Gesicht des Fremden gleiten ließ und dann mit

stillem Lächeln auf den einfachen Namen schaute, da er, nach dem Aussehen des neuen Gastes, dessen hellgrauer Reiseanzug allerdings nichts Auffallendes bot, wenigstens den Namen eines Grafen auf dem beschriebenen Blatte zu finden erwartet haben mochte.

Er war eben wieder weggegangen und ein anderer hatte dem Gast rasch die verlangte Speise und den Wein gebracht, da begann es in seiner unmittelbaren Nachbarschaft lebendig zu werden. Einige Schritte von seinem Tisch entfernt stand ein viel größerer, an dem wohl ein Dutzend Personen Platz finden konnten, und auf diesen Tisch trugen einige schwarzbefrackte, leichtbeschuhte Diener nach und nach eine ganze Reihe verschiedener Geräthe und Schalen mit mannigfachstem Backwerk auf. Zunächst machte sich, trotzdem die Witterung heiß war, ein ungeheurer silberner Theekessel bemerklich, der alsbald das Zischen seines kochenden Inhalts vernehmen ließ. Sodann folgte eine mächtige silberne Theebüchse nebst Zucker, dann ein Dutzend Tassen und ihnen schlossen sich eine reiche Anzahl Schüsseln mit kalten Fleischspeisen beladen an, denen das nötige Zubehör in splendifester Fülle beigegeben war. Als die Bedienung das Alles in zierlichster Ordnung aufgestellt, trugen die jungen Leute zehn Stühle herbei, und als auch diese endlich regelrecht standen, erschien ein Oberkellner und überflog mit dem Blick eines kundigen Tafelfeldherrn das Werk seiner Untergebenen, worauf er, um doch noch etwas Vergessenes anzugeben, zwei Candelaber, jeden mit

sechs Wachskerzen besteckt, bringen ließ, obwohl die gerade über dem großen Tische brennende Gaskrone ein mehr denn hinreichendes und fast schon zu grettes Licht spendete.

Herrmann Weber hatte auf alles Vorgehende sein Augenmerk gerichtet, und als nun die Wachskerzen angezündet waren, sagte er im Stillen zu sich: »Wenn ich hier keine englische Familie zu erwarten habe, will ich noch niemals im Lande der Briten gewesen sein. Ah, da kann ich mich wieder in meiner fast vergessenen Sprachkenntniß vervollkommen, das ist gut, und wer weiß, was für interessante Figuren ich gleich neben mir sitzen sehen werde.«

Er hatte es kaum ausgedacht, da rissen die Diener schon die Flügel der breiten Eingangsthür weit auf und herein schritt sogleich ein seltsames Paar, welches auch ein weniger mit den Inselbewohnern bekannter Mensch auf der Stelle für ein ächt und vollblütig englisches halten mußte.

Betrachten wir zuerst das Haupt der Familie, von dem alles Licht, wie von dem Jesuskinde in Correggio's Nacht, an diesem Familientische auszustrahlen schien. Es war ein hochgewachsener, breitschulteriger, kräftig gebauter Mann mit unläugbar edlen Gesichtszügen und fast schneeweißem mächtigen Haarwuchs, dessen ungewöhnlich kleiner Kopf sich fast in den Haaren und dem übergroßen und lang herabhängenden weißen Backenbart verlor. Seine Gesichtszüge waren ruhig und fest, fast

wie aus Stein gemeißelt, und nur wenn er sprach, zuckten die Lider seines linken Auges kramphaft, während in der Regel dabei in das rechte Auge eine goldene Lorgnette geklemmt wurde, die wie von selbst niederfiel, sobald der wenig redselige Herr den Mund wieder geschlossen hatte. Seine Kleidung war eigenthümlich genug, wie das ganze Gepräge seiner Erscheinung, obwohl sie der warmen Witterung angemessen und dabei elegant erschien, denn sie bestand vom Kopf bis zum Fuß aus schneeweißem Piqué und nur um die ungeheuer großen und steif emporstehenden Hemdkragen schläng sich ein grellblaues Atlasband, das vorn durch einen großen Brillantring zusammengehalten wurde.

Die langsam und schwerfällig schreitende Lady, die dieser Gentleman am Arme führte, war eine mehr kleine als große Dame, aber von sehr umfänglichen Leibesverhältnissen, und in den Jahren mochte sie dem Herrn gleich kommen, so daß man kaum annehmen konnte, daß die dem Paare folgenden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, die eigenen Kinder desselben seien, und doch waren sie es. Das Gesicht dieser Lady war überaus freundlich und sie schien sich in ihrem etwas kurz gerathenen und wenig gesteiften, rauschenden Seidenkleide von hellgrauem Damast ganz behaglich zu fühlen.

Diesem voranschreitenden Paare folgten jene beiden Kinder und diesen ein junger Mann von scheuem Aussehen und eine sehr ernste junge Person mit gelbem Gesicht und dunklem Haar, die Beide ohne Zweifel eine

Art Gesellschafterin und Hofmeister darstellten und sich während der ganzen Theestunde, die nun folgte, äußerst schweigsam, obwohl immer sehr aufmerksam verhielten.

Die aus sechs Personen bestehende Gesellschaft, von einer zahlreichen Dienerschaft, die jedoch nur dem Hotel angehörte, bedient, nahm sogleich um den großen Tisch Platz und aus den vier einstweilen freibleibenden Stühlen konnte man entnehmen, daß sie noch nicht vollständig war, was auch sogleich das Gespräch kundgab, welches unmittelbar nach ihrem Eintritt in den Saal, und nachdem sie sich flüchtig darin umgeblickt, in englischer Sprache begann, und zwar in einem Ton und mit einem Accent, die dem kundigen Touristen in ihrer Nähe auf der Stelle verriethen, daß er eine »vornehme« Familie, selbst im britischem Sinn, vor sich habe, womit denn auch die ganze Art und Weise des Benehmens der Mitglieder derselben auf das Vollständigste harmonirte.

»Nein, mein Theurer,« sagte die Dame zu ihrem Führer, »hier sind sie auch noch nicht. Nun, lassen wir ihnen die Freiheit, der Abend ist so schön und verlockend. Sie werden wohl bald kommen, wir können ja unterdessen immer eine Tasse Thee trinken. Miß Gibbon, darf ich bitten, Miß Rosamond's Stelle zu vertreten?«

Die letzten Worte waren an die Gesellschafterin gerichtet und wurden sogleich befolgt. Der große siedende Theekessel wurde von einem aufmerksamen Diener ohne weitere Aufforderung vor Miß Gibbon gestellt und diese begab sich mit einer Gewandtheit an das Geschäft

der Theebereitung, die selten eine Dame vom Festlande so vollkommen wie eine geborene Engländerin besitzt.

Kaum aber waren die ersten Tassen von den Dienern zu den Häuptern der Familie getragen, so öffnete sich abermals die Thür des Salons, und mit einer Menge anderer, allen möglichen Nationen angehörender Personen, die näher oder ferner an den bereitstehenden Tischen Platz nahmen, traten vier Gestalten herein, die rasch auf die englische Familie zuschritten, sie mit lauten Wörtern begrüßten und ihr Zuspätkommen auf eine sehr anmuthige Weise entschuldigten, woran wenigstens Drei von ihnen sogleich die für sie bestimmten Plätze einnahmen.

Herrmann Weber, die Menge der übrigen Gäste fast keines Blickes würdigend, saß tief in seinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete mit wachsendem Antheil die zuletzt Gekommenen, zwei Damen und zwei Herren, von denen ihm namentlich zwei, eine Dame und ein Herr, einer besonderen Aufmerksamkeit werth erschienen. Bezeichnen wir auch hier die männlichen Mitglieder der Gesellschaft zuerst, um nachher mit um so größerer Muße bei der interessantesten Person von Allen verweilen zu können.

Der etwa achtzehnjährige Jüngling war gewiß der Sohn des alten Paares, das verrieth die unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Herrn in weißem Piqué, obgleich seine lang aufgeschossene Gestalt noch viel Zeit gebrauchen mochte, um die Kraft und Fülle des Vaters zu erreichen.

Der zweite männliche Begleiter der beiden jungen Damen mochte um etwa zwölf Jahre älter als der erste sein und war offenbar kein Engländer, wie er denn auch kein Wort Englisch sprach und sich nur in einem zwar geläufigen, aber durchaus nicht correcten Französisch vernehmen ließ.

Herrmann Weber, dem auf seinem bewegten Lebensgange schon viele solche Gestalten begegnet waren, blieb nicht lange zweifelhaft, welcher Nation dieser mäßig große Mann mit dem stolzen Schritt, dem kühn blickenden Auge und der etwas hastig zum Vorschein kommenden Sprache angehörte. Er hielt ihn auf der Stelle für einen Russen, und das war er auch. Die typischen Züge des tartarischen Nordländers waren zu deutlich, um nicht erkannt zu werden, denn wer einmal ein ächt russisches Vollblut gesehen hat, das vielleicht aus den südlichen Staaten des unermesslichen Reiches stammt, der erkennt es auf den ersten Blick überall wieder, ohne daß es gerade möglich wäre, diese Züge einer bestimmten Bezeichnung zu unterwerfen, da bei Weitem nicht alle Russen blond, rothwangig und blanäugig sind, wie man bisweilen hört, vielmehr oft recht gelb, trocken und verbrannt aussehen, wie auch dieser Herr aussah, in dessen unruhigem, eigenthümlich geschlitztem Auge, wie bei vielen seiner Landsleute, mögen dieselben sich so gebildet dünken wie sie wollen, noch immer eine gewisse unbezähmbare Wildheit loderte und ein düsteres Feuer brannte, das wahrhaftig nicht an die ruhig züngelnde

Flamme des Vestaaltars und eben so wenig an das brillante Feuerwerk erinnerte, welches sich in dem Auge eines lebhaften Franzosen spiegelt.

Ja, dieser Herr war ein ächter, vollblütiger Russe, und bald nach seinem Eintritt erfuhr auch Herrmann Weber seinen Namen, den ein Kellner bei der Anrede laut werden ließ, während der alte Herr in Piqué nur ›Mylord‹ und seine Gemahlin ›Mylady‹ angeredet wurde. Dieser Name lautete: Graf Schimatow, aber da uns sein Besitzer hier nur kurze Zeit beschäftigen wird, so glauben wir ihn mit den oben beigebrachten Zügen hinreichend gekennzeichnet zu haben. Eine gleich geringe Aufmerksamkeit schenken wir der ersten Dame, der etwa neunzehnjährigen Tochter des englischen Paars. Miß Rosamond oder Lady Rosamond, wie Miß Gibbom sie nannte, war ein hübsches einfaches englisches Mädchen mit rothen Wangen, milchweißen, etwas großen Zähnen, blaugrauen Augen und hellblonden Hängelocken, von denen die beiden längsten hinter den Ohren begannen und, vielleicht durch die feuchte Seeluft noch etwas mehr verlängert, fast bis auf den Gürtel des einfachen weißen Kleides herabfielen, welches gerade nicht besonders elegant saß, aber auf der Reise, wo es die Engländer am wenigsten genau nehmen, für ganz erträglich gut sitzend gehalten werden konnte.

Haben wir diese drei Personen nur etwas oberflächlich geschildert, so müssen wir bei der vierten um so länger verweilen, denn sie wird uns noch Wochen lang auf eine,

wie wir hoffen, interessante Weise beschäftigen. War diese, trotz der warmen Witterung, in eine schwerseidene schwarze Robe, an der nur ein schneeweißer Brustlitz sichtbar war, gekleidete Dame schon durch ihre hohe, wunderbar schön gewachsene und geformte Gestalt eine auffallende Erscheinung, so wurde sie dies noch mehr, wenn man den Reiz ihres Gesichtes und den beständigen Wechsel, die fast windschnelle Beweglichkeit ihrer Miene, den schweifenden, mitunter hastigen Blick und das ganze an die Flüssigkeit des Quecksilbers erinnende Wesen in ihrem Verhalten und Gebahren einer näheren Prüfung unterwarf. Wunderbar edel geformt war der kleine Kopf mit den dunkelblonden, fast kastanienbraunen Haaren, die hinten einfach in einen Flechtenkranz gewunden waren und nur, wie bei der jungen Engländerin, hinter den Ohren in zwei langen Locken herabfielen, mit denen ihre wachsartig gebildeten Hände, auf deren einer ein großer in Perlen gefaßter Smaragd blitzte, von Zeit zu Zeit spielten. Ein ähnlicher, noch größerer Smaragd, von Perlen umgeben, funkelte in der Broche auf dem weißen Busenlitz und auch ihre Ohrgehänge bestanden aus demselben Kleinod. Die großen blauen Augen, die unter der mäßig hohen und stolzen Stirn leuchteten, waren periodisch von einem seltenen Feuer belebt, oft aber auch, und dann immer sehr plötzlich in Folge einer nur ihr selbst bekannten inneren Regung, senkten sie sich suchend, grübelnd, gleichsam im leeren Raume vor sich nach etwas Unsichtbarem tastend, zu Boden, schnell aber flammten sie dann wieder wie wetterleuchtend auf

und im tiefen Grunde schien dann ein neckischer Schalk oder ein koboldartiger Dämon zu lauern, der sich in haarscharfen, blitzartig hervorgesprudelten Worten kundgab und bei Weitem nicht immer gerade den Gedanken hören ließ, der in einem solchen Augenblick das seltsam organisierte Gehirn dieses Wunderkindes beschäftigen mochte.

War diese schwarzgekleidete, etwa zwanzigjährige Dame eine Engländerin, eine Französin, eine Schweizerin oder eine Deutsche? Das wäre im ersten Augenblick sehr schwer zu entscheiden gewesen, da sie von allen vier Nationen einige typische Grundzüge hatte, wie sie auch ihre Sprachen gleich rein und correct sprach; denn mit den alten Engländern redete sie Englisch, mit dem Russen Französisch und mit den Kindern des älteren Paars, namentlich mit Miß Rosamond, der ältesten Tochter, Deutsch.

Wir sagen, sie hatte von jeder dieser genannten vier Nationen irgend einen oder sogar verschiedene typische Grundzüge, und das war gewiß der Fall. Von der Französin besaß sie die Grazie, den feuersprühenden, blitzschnellen Esprit, die Beweglichkeit und Wandelbarkeit im Ausdruck der Miene und das geflügelte Wort. Von der Schweizerin, die überall, wohin sie tritt, sich zu Hause fühlt und auch überall zu Hause ist, hatte sie mitunter die einfache Treuherzigkeit, die Ungezwungenheit in Benehmen und Rede und das natürlich rasche Verständniß des Vorliegenden. Von der Engländerin besaß sie das offene, gerade Entgegenkommen gegen Freunde und Bekannte, – was aber besaß sie von der Deutschen? Etwa die Ruhe und sanfte Hingebung, das warme Herz und die

Empfindsamkeit desselben? Von den drei letztgenannten Eigenschaften können wir bis jetzt noch keine herauserkennen, wenngleich wir sie ihr nicht bestreiten wollen, da wir sie ja noch lange nicht ganz ergründet haben; eine gewisse plastische Ruhe aber besaß sie gewiß, wenn auch nur in manchen, rasch vorübergehenden Momenten, eine Ruhe, die sich namentlich in der Bestimmtheit des ausgesprochenen Willens kundgab und der immer ein so fester, unbeugsamer Wille war, daß er oft nahezu an Eigenwillen streifte und den Beurtheiler und Ergründer ihres Wesens irre machte, wenn er schon glaubte, dies Wesen erkannt und durchschaut zu haben. Nein, diese junge Dame, deren Nationalität wir einstweilen noch nicht bezeichnen wollen, war keineswegs so leicht zu ergründen und zu beurtheilen; sie glich darin der Welle des Leman, die, wenn man sie in ihrem lebendigen Fluß sieht, wunderbar blau erscheint und die man doch, wenn man sie mit der Hand schöpft und genauer betrachtet, klar, rein und farblos wie jedes andere Wasser findet, damit uns ein Problem zur Lösung gebend, an dem sich schon hundert Gelehrte vergeblich versucht haben und vielleicht noch tausend versuchen werden, ohne das schöne Mysterium zu enthüllen, welches auf dieser Welle ruht und eben so das Auge entzückt, wie das Herz mit natürlicher Wonne erfreut.

Als die vier so spät kommenden Gäste in den Salon getreten waren und sich dem Tische näherten, an welchem die englische Familie saß, richteten sich Aller Augen fragend auf sie hin. Die Tochter, Miß Rosamond, und der

Sohn, Mr. Henry, endlich auch der Russe, Graf Schimatoe, begrüßten Mylord und Mylady leichthin mit Blicken und Kopfnicken und nahmen dann rasch die leergebliebenen Stühle ein, wobei es, vielleicht zufällig, geschah, daß ein Stuhl neben dem Russen unbesetzt blieb. Auf diesen ließ sich erst später die schwarzgekleidete Dame nieder, die, bevor sie das that, flüchtig und geschmeidig wie ein Reh, zu dem älteren Paare eilte und dasselbe mit einer Herzlichkeit, einem Lächeln des schelmisch heiteren Gesichts begrüßte, das etwas ungemein Herzgewinnendes besaß. Namentlich die Art und Weise, wie sie die Hand der alten Lady ergriff und mit ihren Lippen sich zu derselben niederbeugte, um gleich darauf dem alten Herrn vertraulich die Hand zu schütteln und einige entschuldigende Worte zu sprechen, war so kindlich naiv, so unendlich hingebungs- und achtungsvoll, daß die alten Leute selbst sich dadurch bewegt fühlten und der Höflichkeit des jungen Mädchens ein herzlich willkommen heißendes Lächeln spendeten. Nach dieser Begrüßung ging sie um den Tisch herum, reichte jedem Kinde und sogar der Gesellschafterin und dem Hofmeister die Hand, und nun erst, nachdem sie einen raschen Blick über den mit Menschen gefüllten Saal hatte schweifen lassen, nahm sie ihren Platz zwischen Miß Rosamond und dem Russen ein, welcher letztere, das bemerkte unser still beobachtender Freund sehr wohl, während der

ganzen Begrüßungsscene kein Auge von der schwarzgekleideten Dame verwandt hatte und jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Blicke mit einer Art eifersüchtiger Spannung verfolgte.

Als sie sich nun aber endlich auf ihren Stuhl niedergelassen hatte und eben ihre Tasse empfing, richtete schon der alte Engländer die Worte an sie:

»Wir hatten bereits darauf verzichtet, Sie zum Thee erscheinen zu sehen, Miß Kitty. Wohin haben Sie denn heute Ihre schaulustige Gesellschaft geführt?«

Miß Kitty richtete schnell ihr sprechendes Auge auf den Fragenden, setzte rasch die ergriffene Tasse nieder und entgegnete heiter lächelnd:

»Wir haben zuerst einen gelehrten Ausflug nach Montriand gemacht und uns Voltaire's Haus angesehen, wo er die Zaire aufführen ließ. Miß Rosamond liebt ja dergleichen, und in Vevey und Chillon kann ich ihr die Aufenthaltsorte noch anderer berühmter Männer zeigen. Auch hier unten in Ouchy besuchten wir Ihres edlen Landsmannes, Lord Byron's Wohnung im Anker, wo er den Gefangenen von Chillon schrieb. Alsdann stiegen wir nach dem Tempel des Signals hinauf und betrachteten uns die himmlisch süße Gegend. Das hielt uns so lange auf, obwohl ich Sorge trug, Sie nicht auf uns warten zu lassen, Mylord.«

So begann das nun eifrig, bald von Diesem, bald von Jenem fortgeföhrte Gespräch, welches aber stets auf Miß Kitty's Mitwirkung basirt war, denn an diese wurden die

meisten Fragen gerichtet, die sie stets rasch, mit lachendem Munde und voll sprühender Laune erwiderte. Dabei konnte es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß Miß Kitty eine eigenthümliche Art zu antworten besaß. Nie blieb sie lange an einem Gegenstande haf-ten; rasch sprang sie von einem zum andern über und dabei mischten sich Neckereien, sprühende Schlagworte und heitere Anspielungen ein, die ein scharfes Streiflicht auf die Gewandtheit ihres Geistes warfen, mit der sie die ganze Unterhaltung beherrschte und dabei immer Zeit behielt, bald diesem, bald jenem Gliede der Familie einen schelmisch freundlichen Blick zuzuweisen oder ein Wort zuzurufen, das stets weit aus dem Kreise der geführten Unterhaltung lag.

Ganz in der Nähe dieser redseligen Gesellschaft sitzend, konnte Herrmann Weber jedes Wort verstehen, was von ihr gesprochen, und jeden Blick beobachten, der hin und wider flog, ohne daß man auch nur im Mindesten auf den an dem kleinen Tische allein Sitzenden geachtet hätte. Niemand wandte den Blick auf seine bleichen, gespannt lauschenden Züge und seine dunklen, die eben sich entwickelnden Verhältnisse zu durchschauen versuchenden Augen. So konnte er nach Herzenslust seine Beobachtungen fortsetzen und die einzelnen ihm dargebotenen Gesichter durchforschen, was er auch mit ganz ungemeiner Sorgfalt that; immer wieder aber kehrte er, wenn er irgend einem Sprechenden zugehört, mit erneuertem Interesse auf das wechselnde Mienenspiel der schwarzen Dame zurück und suchte, bisher noch völlig

vergeblich, den wahren Character dieses weiblichen Proteus zu ergründen, in dem ihm so unerwartet ein liebliches Räthsel zu lösen vom Zufall geboten war.

Woher kommt es wohl, daß wir, wenn wir uns in einer Gesellschaft von hundert Personen befinden, oft nur eine einzige sehen, daß nur sie uns allein auffällig erscheint und unsre Gedanken beschäftigt, ja eine Fluth in denselben erzeugt, die weit von der stillen Strömung abweicht, in der sie sich sonst zu entwickeln pflegen? Ist es immer eine besondere Schönheit, die uns fesselt, ein besonderer Reiz, der unsere Sympathie erregt? Ach nein, das ist es bei Weitem nicht immer, und hier zum Beispiel war sie es, wenn diese Schönheit, dieser Reiz auch zum Theil mitwirken mochte, gewiß nicht allein. Nein, es war die Neuheit der ganzen Erscheinung, welche die schwarze, Miß Kitty genannte Dame bot, denn so viele bedeutende, schöne und durch innere und äußere Gaben bevorzugte Frauen der weitgereiste Mann auch gesehen haben mochte, einer so eigenthümlichen, durch ihre Wandelbarkeit und Raschheit reizvollen Persönlichkeit glaubte er, wenigstens wie es ihm in diesem Augenblick vorkam, noch nie gegenüber gestanden zu haben. Eigentlich konnte er seiner Empfindung darüber keinen entschiedenen Ausdruck geben: sie war ihm eben neu, vor der Hand unergründlich, und das Neue und Unergründliche, wir wissen es wohl, das lockt ja den Menschen oft zumeist an, das fördert seine wie in einer Gruft ruhende Phantasie an's purpurne Tageslicht, das weckt seinen Geist zum Nachdenken, ohne sein Herz, wie es ohne Zweifel auch

hier geschah, auch nur zu einem Pulsschlag mehr zu bewegen, so daß die Hauptregung seiner Seele nur eine Art geistiger Neugierde ist, die ja jeder denkende Mensch so gern zu befriedigen liebt.

Jedoch nicht allzu lange blieben Herrmann Weber's Blicke allein auf der schwarzgekleideten und so lebhaft beschäftigten Dame haften, bald zog ihn auch eine andre Persönlichkeit mehr und mehr an, wenn auch vielleicht nur aus dem einzigen Grunde, weil sie mit jener erstgenannten in gewiß nicht wegläugbarer Beziehung, in einer besonderen Art geheimnißvoller Wechselwirkung stand. Denn wie Miß Kitty mit den alten Engländern nur Englisch, mit den Kindern nur Deutsch sprach, so gebrauchte sie, wenn sie sich an ihren Nachbar, den Russen wandte, nur die französische Ansdrucksweise, die er außer seiner Muttersprache nur allein zu verstehen schien, und wenn er sie mit einigen hastig vorgebrachten Fragen bedrängte, übersetzte sie ihm das eben Englisch Gesprochene in's Französische, wobei sie jedoch nie unterließ, ihrer Schelmerei zu folgen und ihn gleichsam zu necken, was ihr in diesem Falle sehr leicht werden möchte, da der im Ganzen schweigsame und etwas finster darein schauende Russe das im Allgemeinen Gesprochene oft mißverstand und zu herzlichem Lächeln auf allen Seiten Veranlassung gab.

Die Art und Weise, wie Miß Kitty bei diesem Dolmetscheramte verfuhr, hatte wiederum etwas ganz Originelles, das eben so oft an Scherz wie an Ernst streifte,

und bei aller Heiterkeit ihres lächelnden Gesichts, glaubte Herrmann Weber bisweilen auch einige scharfe Stacheln oder gar bittere Sarkasmen mit einfließen zu hören. Aber das Alles ging so bunt und wirr durcheinander, Eins folgte dem Andern so schnell und das Ganze übertünchte eine so feine, gesellig bewanderte weibliche Grazie, daß er nicht entscheiden konnte, was eigentlich dabei die Hauptabsicht, der Hauptzweck der also verfahrenden Dame sei.

Anfangs war er geneigt, das ganze Wesen derselben für eine durch Geist potenzierte, fein überdeckte Coquetterie zu halten, aber davon ging er bei genauerer Beobachtung doch bald wieder ab. Denn wenn Coquetteerie hier mit eingemischt war, so war es gewiß keine absichtliche, keine durch Gewohnheit zur zweiten Natur gewordene; nein, es war die reine, unverfälschte Natur selbst, die Zwanglosigkeit und Ungebundenheit in reizendster Form, die unschuldigste Hingebung an jede, wie die flüchtige Welle kommende, im Augenblick auftauchende und verschwindende Laune. Was dem beweglichen, rastlosen Geiste dieser vielgewandten Dame einfiel, das sprach und that sie, ohne weiter zu bedenken, was sie damit wirkte, ob sie wohl oder wehe damit that und ohne das leichte Blut, das so flüssig in ihr kreiste, mit einem einzigen Tropfen galliger Ueberlegung oder hypochondrischer Bedenklichkeit zu belasten.

Der Russe dagegen, je länger die Sitzung dauerte, die ihm sichtlich schon über die Gebühr hinausgezogen zu sein schien, und je sprühender seine Nachbarin hierhin

und dorthin ihre Bemerkungen blitzen ließ, wurde um so stiller und nachdenklicher und sein Gemüth schien dabei von einer tiefinnerlichen leidenschaftlichen Regung mehr und mehr ergriffen zu werden. Immer glühender wurde sein kleines schwarzes Auge, immer düsterer zogen sich die Falten auf seiner Stirn zusammen, und je rascher er den schäumenden Wein trank, den er, alles Uebrige verschmähend, sich schon lange hatte bringen lassen und den er mit dem reichlich auf dem Tische vertheilten Eise kühlte, um so ungeduldiger wurden die hastigen Bewegungen seiner Hände, um so kürzer stieß er die flüchtigen Bemerkungen hervor, die er, das Wort nur an seine Nachbarin richtend, von Zeit zu Zeit vernehmen ließ.

So wandte sich Herrmann Weber's Aufmerksamkeit also zuletzt nur diesem Manne und der Beziehung zu, die zwischen ihm und Miß Kitty zu bestehen schien, und daß dies der Fall, glaubte er mit jedem Augenblick deutlicher zu bemerken. Was war es aber, was zwischen Graf Schimatow und Miß Kitty vorging, welches Verhältniß verband oder trennte sie? Was das war, das wußte er freilich nicht, sein Interesse daran war aber einmal geweckt, und er beschloß die Beobachtung der Beiden weiter fortzusetzen, wenn es auch nur zu seiner eigenen Unterhaltung und zu seinem Zeitvertreib geschah, da ja seine persönlichen Empfindungen nicht im Geringsten dabei in Mitwirkung kamen.

Und dennoch, wenn wir ganz gewissenhaft verfahren wollen, müssen wir unsere Meinung dahin zu erkennen

geben, daß Herrmann Weber doch schon von einer gewissen persönlichen Empfindung heimgesucht ward, die er sich selbst vielleicht nur nicht eingestehen mochte. Wenn es auch unläugbar war, daß Miß Kitty noch keinen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht, da er ja – die Hauptsache für einen so ernsten und gediegenen Mann – ihren Character noch nicht ergründet hatte, so war er doch bereits in der ersten Viertelstunde gegen den finsteren, leidenschaftlichen Russen eingenommen. Nein, dieser Mann gefiel ihm ganz und gar nicht; es war etwas Unsichtbares, Unausdrückbares vorhanden, was ihn demselben abwendig machte und sich ihm zuletzt fast wie eine in der Ferne heraufdämmende Gefahr darstellte, die, von dem Rufer ausgehend, über dem schutzlosen Haupte Miß Kitty's zu schweben schien. Daß diese selbst diese Gefahr nicht fürchtete, nicht im Mindesten, das wußte er freilich nicht, doch das hätte er sehen können, wenn er mit unserem parteilosen Auge das zwischen ihnen bestehende Verhältniß betrachtet hätte, denn Miß Kitty – wir wissen es besser als er – fürchtete eben *keinen* Mann, sie war sich selbst Hülfe in jeder Gefahr solcher Art genug, und wenn sie mitunter etwas Herausforderndes in ihren Blicken und Worten besaß, so war sie auch stark genug, ihrem Gegner mit allen Waffen zu widerstehen und sich vor einer Niederlage zu bewahren, wie sie schon manches junge und schöne Weib von einem Abenteurer erfahren hatte, und für einen solchen Abenteurer,

gerade heraus gesagt, müssen auch wir den Herrn Grafen Schimatow halten, unbeschadet seiner sonstigen ritterlichen Eigenschaften, die wir ihm von Herzen gönnen wollen.

Endlich aber war die lange Theestunde der britischen Familie zu Ende. Der Salon hatte sich bereits merklich geleert und die anwesenden Gäste, nachdem sie reichlich gespeist und getrunken, hatten sich wieder in's Freie begaben, da der Abend zu schön war, um ihn selbst in dem so glanzvollen Salon von Beau-Rivage zu verbringen. So standen denn fast zuletzt auch Mylord und Mylady auf, man begrüßte und benickte sich, wie es nun einmal Sitte nach einer Mahlzeit ist, und, von den Kindern und übrigen Familiengliedern gefolgt, trat das alte ehrwürdige Paar in den Park, wo sich Alle nun in einzelnen Gruppen zerstreuten, um diesem oder jenem Genuß nachzugehen und die letzten Stunden des schönen Tages in den süßen Lüften der wonnigen Natur zu verbringen.

Einer der Letzten, der den Salon verließ, war Herrmann Weber. Fremd unter allen Anwesenden, von Niemandem bekannt, schritt er allein in den duftigen Garten hinaus, und in seltsame Grübeleien verloren, schlug er langsam den Weg nach dem Seeufer ein, wohin, vielleicht sagte es ihm sein Instinct, die englische Gesellschaft schon vorangegangen war.

FÜNFTES CAPITEL. UNTER DEN PLATANEN.

Ein Abend, wie man ihn nur am Genfer-See erleben kann, hatte sich über die stillen Fluthen und das reich

belaubte grüne Land und seine Berge herabgelassen. Geräuschlos glitt die vom Widerschein der Millionen Sterne funkelnnde blaue Wasserschlange hin, kein Lüftchen bewegte die Blätter des Parks von Beau-Rivage und nur dann und wann ließen sich die Stimmen der unter dem blitzenden Himmel dahin wandelnden Menschen vernehmen, die alle voll Lust und Freude waren und sich mit ganzem Herzen dem unbeschreiblichen Genuß eines solchen Abends hingaben, wozu ja die meisten von ihnen aus weiter Ferne herbeigekommen waren.

Daß aber nicht alle hier Versammelte von lauter Lust und Freude erfüllt waren, bewies uns schon unser Freund Herrmann Weber. Mit erhobenem Herzen zwar, – denn was ihn umgab und was er schaute, mußte ihn ja mit hoher Bewunderung erfüllen – aber doch am stillen Abend mehr wie am lichten lauten Tage von der in ihm schlummernden, nur zu leicht wach gerufenen Wehmuth ergriffen, schritt er, eigentlich nichts denkend, nichts wünschend, dem See entgegen, nicht ohne Absicht die Wege vermeidend, in denen die zeitigen Bewohner Ouchy's in dichten Reihen und Gruppen wandelten. So kam er in der Nähe des Seeufers an und erreichte den breiten, von riesigen Platanen eingehegten Weg, der sich am See entlang zieht, und hier suchte er sich ein Plätzchen, wo er ungestört über das Wasser nach den Schneegipfeln blicken konnte, die von dem savoyischen Ufer herübergagten, sich auch jetzt in phantastischen Gestalten im blanken See spiegelten, aber die wildzerrissenen Contouren nicht

mehr so genau erkennen ließen, wie er sie wenige Stunden zuvor im hellen Tageslichte erkannt und angestaunt hatte.

Endlich fand er eine Bank in einem kleinen Gebüsch dicht am Seeufer leer und hier ließ er sich nieder, um ganz im Stillen die nächtliche Scene zu betrachten, die nun allmälig vor seinen Augen lebendig wurde, und sich dem lange entehrten Genuß einer Cigarre hinzugeben, was ihm ja sein Arzt von Zeit zu Zeit gestattet hatte. So saß er im tiefen Schatten der überhängenden Zweige und ließ seine Augen über die blendenden Lichtstreifen des Sees schweifen, den, wie er jetzt erst wahrnahm, auch die goldene Mondsichel erhellt, die allmälig von Osten heraufgestiegen war und nun schon über einem der zackigen Gipfel der jenseitigen Alpen schwebte.

Dem gegenwärtigen Anblick ganz und gar hingegeben, hatte er kaum noch das eben im Innern des Hauses Erlebte im Sinn, denn nichts auf der Welt wäscht so rasch die Schatten und Flecken aus des Menschen Seele, wenn dieselbe noch nicht tief von irgend einem Gefühle ergriffen oder gefesselt ist, als eine reizende Natur. Und Herrmann Weber's Seele war in diesem Augenblick frei von allem wirklichen Schmerz, denn jenes eben erwähnte stille Weh, welches seit langer Zeit in ihr haftete, kam ja jetzt viel weniger zum Durchbruch, er hatte es beherrschen und in die Tiefe seiner Erinnerung drücken gelernt, und es war ja sein fester Entschluß, von jetzt an die Stunde

zu genießen und Alles dankbar und heiter in sich aufzunehmen, was die reiche Welt an Gaben und Spenden ihm bieten würde.

Da, als er sich so recht still und behaglich an dem schönen Abend und dessen Erscheinungen labte, wurde sein Ohr plötzlich an die kaum verlebte Stunde im Salon erinnert, denn so eben näherten sich dem Gebüsch, in welchem er saß, einige Menschen, und die Stimmen, die sich vernehmen ließen, klangen ihm schon bekannt. Diese Menschen, es waren offenbar nur zwei, mußten ebenfalls eine Bank in unmittelbarer Nähe der seinen gefunden haben; und wie er, ließen sie sich darauf nieder, aber, wie es schien, nicht, um, wie er, dem unschuldigen Genuß ihrer Umgebung sich zu überlassen. Nein, diese beiden Menschen sprachen in erregter Weise mit einander und zwar in französischer Sprache und aus ihren Worten zu schließen, die Herrmann deutlich vernahm, hatten sie eben erst Gelegenheit gefunden, ihr Zwiegespräch zu beginnen, das sehr bald dem zufälligen Lauscher ein eigenes Interesse erregte, weshalb er, seine Cigarre beseitigend, damit sie ihn nicht verriethe, demselben aufmerksam sein Ohr lieh.

»Endlich,« begann eine etwas rauhe und tiefe männliche Stimme das Gespräch, und Herrmann wußte, daß sie dem Grafen Schimatow angehörte, »endlich kann ich einmal mit Ihnen allein sprechen und wir sind diese langweiligen Engländer los, die trotz ihres geheuchelten Stumpfsinns so neugierig sind wie die Elstern. O mein

Gott, wie können Sie so viele Liebe und Güte an so kaltblütige Menschen verschwenden! Nein, nein, wenden Sie sich nicht kopfschüttelnd ab, Sie müssen mich jetzt anhören, denn ich *muß* endlich reden, wie ich nur zu Ihnen reden kann, und ich habe keine Zeit, noch länger auf die Entscheidung meines Schicksals zu warten. Wie Sie wissen, muß ich morgen nach Genf reisen, unaufschiebbare Geldgeschäfte rufen mich dahin, und so will ich dennoch heute dieses Schicksal herausfordern und Sie – Sie werden sich nicht länger um eine bestimmte Antwort bitten lassen.«

Der ungemein rasch sprechende Russe, der die Worte fast gewaltsam herausstieß, schwieg und holte tief Atem. Herrmann lauschte gespannt auf die Antwort der Angeredeten, obgleich er schon jetzt keinen Augenblick zweifelte, daß Miß Kitty dieselbe sein werde. Allein keine Antwort ließ sich vernehmen und es blieb im benachbarten Gebüsch so still, daß man ein fallendes Blatt hätte rauschen hören können.

»Wanda!« fuhr da der Russe mit einer fast zärtlich klingenden Stimme zu reden fort, – aber kaum hatte er das Wort über seine Lippen gebracht, so geschah etwas von ihm wie von dem Lauscher völlig Unerwartetes. Die mit diesem Namen Angeredete machte eine, wie es schien, hastige oder gar unwillige Bewegung, als stampfe ihr kleiner Fuß den Boden, wobei die Falten eines seidenen Kleides rauschten, und die Stimme Miß Kitty's sprach mit einer Heftigkeit, wie Herrmann sie noch nie bei dem zarten Geschöpf vernommen:

»Halt! Sie *sollen* mich nicht so nennen – »wer giebt Ihnen das Recht dazu? Ich habe es Ihnen heute schon einmal deutlich genug gesagt.«

»Aber mein Gott, warum denn nicht?« fuhr der Russe mit merklichem Erstaunen fort.

»Warum nicht? Weil es abscheulich klingt, wenn ein Franzose, ein Engländer oder gar ein Russe, der Feind der polnischen Nation, ›Wanda!‹ sagt. Selbst mein Vater nennt mich nur so, wenn er Polnisch oder Deutsch mit mir spricht. Ich bin einmal ein eigenes Wesen und will nicht, daß man mich absichtlich ärgert, und das thut man, wenn man meinen Namen mit einem lächerlichen Accent ausspricht.«

»Aber mein Gott, so seien Sie doch nicht so ungerecht! Ich will Sie ja wahrhaftig nicht ärgern und den Namen niemals wieder aussprechen. Aber wie soll ich Sie denn nennen? Sagen Sie selbst, wie Sie sich am liebsten nennen hören.«

»Ich mag diesen oder überhaupt einen meiner Vornamen gar nicht nennen hören von Jemandem, der kein Recht dazu hat, ihn zu brauchen,« lautete die voller Erregung gegebene Antwort. »Im Ganzen aber –« und hier schien die Redende zu lächeln und fiel in einen viel weniger harten, jedoch fast spöttischen Ton – »im Ganzen ist es mir völlig einerlei, wie Sie mich nennen. Thun Sie also, wie Ihnen darin beliebt, aber damit Sie eine gewisse Auswahl haben, sage ich Ihnen, was Sie vergessen zu haben scheinen, daß mein Vater Saulier heißt, daß ich außer jenem weich klingenden Namen noch einen hart

klingenden, einen mit einem R habe – auch mein Charakter und mein Wesen haben dies R –, bei dem mich sogar mein Vater anredet, wenn er Französisch mit mir spricht – und Sie schnarren ja so gern Französisch – sagen Sie also, wenn Sie durchaus einen Vornamen bei der Anrede gebrauchen wollen: ›Cath'rin‹ – Sie haben ja gehört, daß jene *langweiligen* Engländer – ich halte sie wahrhaftig nicht dafür – mich Miß Kitty anzureden pflegen.«

»O, o,« sagte der Russe nach einer Weile, »was für ein seltsames Wesen Sie sind! Wenn ich nicht wüßte, daß sarmatisches Blut in Ihnen fließt, Ihr Widerspruchsgeist, Ihr ewig verneinender Dämon würde es mir jeden Augenblick verrathen.«

Miß Kitty lachte hell auf. »Da habe ich einmal das Wort eines ächten, die Sarmaten tödtlich hassenden Russen vernommen,« sagte sie heiter, »o, das war hübsch! Aber,« fuhr sie mit einiger Bitterkeit fort, »mein sarmatisches Blut lassen Sie hier ganz aus dem Spiele, eben so wie den sarmatischen Namen. Wenn ein solches Blut in mir fließt, so stammt es wahrhaftig aus einem sehr sanft-fühlenden Herzen, aus dem meiner verstorbenen Mutter, und die war eine Deutschpolin, keine fanatische Sarmatentochter, für die Sie auch mich zu halten belieben – *Herr Graf Schimatow!*«

Die letzten Worte sprach sie mit einem unnachahmlichen Ausdruck, in dem eben so viel Stolz wie Ironie und vielleicht sogar beißender, verachtender Hohn lag. Aber der allmälig mehr und mehr erregte Russe schien nicht darauf zu achten und fuhr sogleich weiter zu reden fort.

»Lassen wir diese kleinen Plänkeleien,« sagte er mit ernstem Ton, »und beginnen wir lieber gleich die verhängnißvolle und entscheidende Schlacht.«

»Schlacht?« unterbrach ihn die junge Dame mit einem leise kichernden Lächeln. »Schlacht – hier, in dieser Umgebung – vor diesem See, unter diesem Himmel und diesen uns so friedlich anblickenden Sternen? O, Sie sind und bleiben ein wilder Barbar Ihrer kleinrussischen Steppen, Herr Graf. Sie denken nur an Blut, an Grausamkeit und Entsetzen! Haha! das wäre wirklich entsetzlich, wenn es nicht komisch wäre. Haha! Da – lernen Sie von mir, wie man einen solchen Abend genießt. Sehen Sie doch, wie der Mond sich dort drüben so goldig im See spiegelt, sehen Sie die dunklen Berge darüber ragen – und diesen ganzen himmlischen Zauber wollen Sie mit dem unmenschlichen Grausen einer Schlacht entweihen? Nein, Herr Graf, das werden und sollen Sie nicht. Ich habe wohl Muth und Luft, einmal eine Schlacht zu wagen, wenn sich mir ein böser Feind gegenüber stellt, aber dann suche ich mir ein anderes Terrain, und wenn Milch und Honig in meinem Herzen fließen, dann lassen mich die gellenden Trompeten und Pauken kalt, selbst wenn sie ein gräßlicher Mund wie der Ihre bläst und schlägt.«

Der Russe schwieg einen Augenblick, als fühle er den bitteren Stachel, der in den eben gehörten Worten lag, und als bedürfe er einiger Zeit, um ihn zu verwinden. Plötzlich aber schien er sich zusammenzuraffen, er seufzte so laut, daß es fast einem Stöhnen glich und sagte:

»O, o, da war einmal wieder das R in Ihrem Wesen und Character, ich lerne es nun schon besser kennen. Aber das soll mich nicht hindern, offen und ehrlich zu Ihnen zu reden. Die günstige Stunde verstreicht und ich muß zu meinem Ziele gelangen. Uebrigens werde ich mich ganz kurz fassen. Und Sie – lassen Sie einmal die trübe Ferne da drüben aus dem Auge, auf die sich immer Ihre Blicke richten, und sehen, hören und bedenken Sie, was sich in Ihrer unmittelbaren Nähe ereignet. Ja, und doch, wenn Sie die Ferne so lieben und sie, mit verlangenden Augen suchen, so biete ich Ihnen eine dar, die nicht viel weniger schön und großartig als diese ist. Also, mit einem Wort: verlassen Sie diese Ihre Heimat, in der Sie doch nicht ewig verweilen können, und vertrauen Sie sich meiner Führung in eine neue, in meine Heimat an. Ich sage nicht zu viel von ihr, wenn ich sie Ihnen als ein Paradies auf Erden schildere, und Sie sollen die Gebiertein und Herrscherin in diesem Paradiese sein. Sie wissen, ich bin reich, unabhängig und Herr eines großen Landstrichs. Mich beherrscht, wenn ich nicht will, kein Kaiser und kein König, nur Sie allein sollen mich beherrschen und mit mir Alles, was mir unterthänig ist. Sie sollen auf Erden schon ein göttliches Leben führen. Millionen sollen zu Ihren Füßen liegen, Sie sollen Alles besitzen, was die Welt bieten kann, und ich – ich will Ihr unterthänigster, aber der einzige von Ihnen geliebte Sclave sein.«

Es entstand nach diesen vielsagenden und mit einer leidenschaftlichen Hast vorgebrachten Worten eine tiefe Stille in dem benachbarten Gebüsch. Plötzlich aber

glaubte Herrmann Weber ein leises Räuspern zu vernehmen und die Stimme Miß Kitty's, so rein und klar, wie sie immer war, sagte mit einer Unbefangenheit und Ruhe, die bewies, daß ihr Herz nicht im Geringsten in Anspruch genommen war:

»So, das war einmal deutlich und klar gesprochen, allerding, und auch ziemlich ernst und bestimmt, obgleich ich Ihnen den ganzen Tag gesagt habe, daß ich zu ernsten Dingen nicht aufgelegt bin. Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und da Sie so hartnäckig darauf bestehen, sollen Sie auch mich einmal ernst sprechen hören. Wenn ich Ihnen aber dabei etwas weniger gefalle als bisher, so ist das nicht meine, sondern Ihre Schuld, und das mögen Sie sich merken. Millionen wollen Sie mir bieten und ein Paradies mit zahllosen Sclaven, deren Haupt und Gebieter Sie selber sind? O, Herr Graf, Sie haben diesmal wirklich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Reizen mich diese Millionen, diese Sclaven inmitten Ihres Paradieses denn? Kennen Sie mich so genau, daß Sie wissen, daß ich nach einem anderen Paradiese Verlangen trage, als dem, welches ich hier um mich her ausgebreitet sehe? Und um dieses ferne, fremde Paradies, um diese Schätze, diese Sclaven, diese Genüsse einer Stellung, wie Sie sie mir zu bieten so freigebig sind, soll ich meinen alten guten Vater, meine Freunde, meine Heimat verlassen? Wiegen diese denn etwa Ihre Millionen auf? Nein, Herr Graf, nein, nein und tausend Mal nein, Sie irren sich. Ich bin, wie ich einmal bin, eine Pflanze, die nur in dem Boden gedeiht, auf dem sie gewachsen ist oder auf einem, der

aus gleichartigen Elementen besteht. Ihr Heimatboden aber bietet diese Elemente nicht. Für die freie, göttliche Natur bieten Sie mir ein künstliches, menschliches Treibhaus, und in einem solchen würde ich verkommen, noch ehe die Sonne einmal ihren Jahreslauf vollbracht hat. Da haben Sie meine Antwort. Eine andere kann und will ich nicht geben und Sie müssen sich damit ein für alle Mal begnügen.«

»Wie,« rief der leidenschaftliche Russe mit einer fast zu lauten und vor Erregung heiseren Stimme, »das sagen Sie *mir*? Das *wagt* ein Weib mir zu sagen?«

»Ja, Herr Graf, das Weib *wagt* es und hat es bereits gewagt,« erwiderte eine ganz andere, viel stolzer und erregter als vorher klingende Stimme an seiner Seite.

»Sie bieten mir also *Trotz*?«

Miß Kitty lachte laut auf. »Was das für ein Wort aus dem Munde eines Liebhabers ist!« sagte sie in ihrer alten schelmischen Weise. »Darüber muß ich wirklich lachen. *Trotz* war es nicht, Herr Graf, es war nur ein bestimmt ausgesprochener Wille und diesen Willen – hören Sie das hier von mir – hat bisher noch jeder ritterlich denkende und fühlende Mann geachtet, und auch Sie sollen ihn achten lernen. Ich bitte jetzt nur, daß Sie mich verlassen – ich will keinen Augenblick länger in Ihrer Nähe atmen. Die Atmosphäre, sonst so rein und klar an diesem See, erdrückt mich fast. Bitte – verlassen Sie mich!«

Der sehr ernst gewordene Lauscher glaubte eine hastige Bewegung im nahen Gebüsch zu vernehmen und er hatte sich auch nicht darin getäuscht. Der Russe war von

seinem Platz aufgesprungen und dicht vor die ruhig wie ein Bild von Stein sitzen gebliebene Miß Kitty getreten.

»Ist das Ihr letztes Wort?« fragte er laut und mit kaum bezähmter Heftigkeit.

»Mein allerletztes. Guten Abend, Herr Graf!«

Man hörte rasch sich entfernende Schritte, die von einem, unarticulirten Tönen gleichenden Gemurmel begleitet waren, und gleich darauf wurde es still in dem Gebüsch. Plötzlich aber ließ sich ein leises Singen hören, als summe Jemand still ein Lied vor sich hin, dann brach es plötzlich ab und ein herzliches Gelächter folgte ihm, worauf endlich ein rauschender Ton laut wurde, der andeutete, daß auch die Dame im schwarzen Seidenkleide sich erhoben hatte und in den offenen Park zurücktrat, wo sie sehr bald unter den vielen Spaziergängern verschwand.

Der unentdeckte Belauscher dieser Scene, die, weil sie so rasch und leidenschaftlich vorgegangen, wie ein kurzer Gewittersturm an seinen Sinnen vorüber gerauscht war, hatte sich im Anfange derselben seltsam beklommen gefühlt, jetzt aber, da er die so leidenschaftlich umworbbene Dame selbst lachen und, als ob ihr nur ein leichter Scherz begegnet, ein heiteres Lied trillern hörte, fand auch er sich wieder allmälig in ein ruhigeres Geleise zurück und, nachdem er seine Cigarre wieder angezündet, sagte er lächelnd zu sich:

»Ei, ei, das war nicht gerade sehr lustig, obgleich überaus interessant und dabei lehrreich. Im Ganzen war es

nichts als ein wirklicher Korb, der nur auf eine etwas seltsame Weise ausgefertigt und angenommen wurde. Aber wahrhaftig, dieser erste Tag am Genfer-See hat mir Zerstreuung genug geboten und ich bin neugierig geworden, was die anderen Tage bringen werden. Blase fort, günstiger Wind und schwelle meine Segel! Ich schwimme meiner völligen Genesung entgegen, das merke ich wohl, denn nichts heilt die wunde Brust schneller, als wenn man den eigenen Schmerz vergißt und sich mit den Schmerzen Anderer zu schaffen macht. Ja, ja; und nun noch einen Blick auf die Sterne da oben am Himmel und hier unten im Wasser, und dann – dann wollen auch wir zur Ruhe gehen und Gott danken, daß wir diese Nacht – nicht in der Haut des Herrn Grafen Schimatow zuzubringen brauchen.«

In seiner eigenen Haut, wenn sie so heil und gesund ist, wie Herrmann Weber es jetzt von der seinen behaupten konnte, schläft es sich immer am besten, das sagte er sich am nächsten Morgen nach einem ruhigen, erquickenden Schlaf, aus dem er schon um vier Uhr erwachte. Als er aber den Blick nach seinem Fenster richtete und die Sonne in tadellosem Glanz den schimmernden See und die dampfenden Berge bestrahlten sah, duldetes ihn nicht länger auf dem üppigen Lager und er kleidete sich rasch an, um in das Freie zu gelangen und den

ersten Gruß des wolkenlosen Himmels und der jungfräulich erwachten Erde einzufangen.

Herrmann Weber war der Erste von allen unter dem gastlichen Dach des großen Hotels wohnenden Gästen, der heute im Park sichtbar wurde, und auf der Stelle schritt er zum See hinab, um sein Auge an den blauen Fluthen desselben zu laben. Welch ein unbeschreiblicher Anblick erwartete ihn da! Eben riß sich der weite Spiegel von den weißlichen Dünsten los, die wie eine warme Schutzdecke die Nacht hindurch darüber gebreitet gewesen waren, und seine schöne Farbe sättigte sich schon mit den Schatten der jenseitigen Berge, die noch von Nebeln umhüllt erschienen und dieselben nicht so leicht abstreifen oder einsaugen konnten wie das große Wasserbecken. Da, wo die Nebel sich aber gesenkt, war die Luft klar wie Diamant und die Fernen jenseits traten so dicht heran, als ob man sie mit dem Klange der Stimme erreichen könnte. Die Morgenstille ringsum aber wurde nur durch den schmetternden Schlag nie ruhender Nachtigallen und Finken unterbrochen, und der balsamische Duft des Jasmins und Hollunders, der Veilchen und Rosen durchwürzte die frischkühle Luft, so daß die Brust nicht Kraft genug besaß, das ihr Gebotene mit vollen endlosen Zügen in sich aufzunehmen.

Herrmann ging am Seeufer westwärts entlang und berührte den Weg, der nach Lausanne emporführt, als in ein eleganter Wagen entgegenkam, der keinen Passagier

in seinem Innern zeigte. Der Kutscher hielt vor dem Spaziergänger still und fragte bescheiden, ob er den Herrn vielleicht ein wenig umherfahren solle.

Herrmann besann sich keinen Augenblick, ohne zu bedenken, daß er noch nicht gefrühstückt habe; aber das Anerbieten war zu verlockend und er konnte so in kurzer Zeit unerwartet viel Schönes sehen. So saß er denn bald in dem bequemen Wagen und der gesprächige und ortskundige Kutscher fuhr ihn zwei Stunden lang auf den Bergen und im Thale umher, so daß der Fremde sich rühmen konnte, die schönsten Punkte um Lausanne in kürzester Zeit besucht zu haben.

Als er nach seiner Rückkehr, es mochte bald nach Sieben sein, in den Salon von Beau-Rivage trat, fand er schon viele Gäste beim Frühstück daselbst versammelt, an dem großen Tisch jedoch, an welchem am Abend vorher die englische Familie ihren Thee getrunken, saß Niemand, und es waren daran auch noch keine Vorkehren zu deren Empfang getroffen. Während Herrmann seinen Kaffee genoß, kam einer der Kellner in seine Nähe, der am Abend die Engländer bedient, und nun konnte er sich nicht enthalten, denselben zu fragen, ob sie schon im Saale gewesen wären oder noch erwartet würden.

Der Kellner verneigte sich höflich und antwortete, da er in deutscher Sprache gefragt war, in gleicher Weise: »Ja, sie haben schon gefrühstückt, aber vor sechs Uhr, und sind dann mit dem Dampfboot weitergereist.«

Das war eine wahrscheinlich unerwartete Antwort und so bewirkte sie ein stilles Erstaunen auf Seite des Hörenden. Er hatte die Frage, die er zunächst thun wollte, wer und was die Engländer wären, vergessen und fragte nur: »Wohin sind sie denn gereist?«

»Ostwärts den See hinauf, wahrscheinlich nach Vevey oder Montreux, wohin ja alle Engländer gehen. Daß sie nicht wiederkommen,« fuhr der Kellner diensteifrig fort, »schließe ich daraus, daß sie ihr überreiches Gepäck vollständig mitgenommen haben.«

Herrmann nickte und aß langsam und im Stillen nachsinnend weiter. Ob ihm dabei plötzlich einfiel, daß er auch nach Vevey und dann nach Montreux reisen solle, wissen wir nicht, wir schließen es aber aus seiner ferneren Frage, die er an denselben Kellner richtete, als er nach einiger Zeit wieder in seine Nähe kam. Diese Frage lautete: »Wann fährt das nächste Dampfboot nach Vevey?«

»Um elf Uhr, mein Herr!«

»So besorgen Sie mir meine Rechnung und senden Sie mir einen Diener auf mein Zimmer, um meinen Koffer zu packen.« –

Einige Minuten vor elf Uhr stand unser Freund an der Brücke, wo die am nördlichen Ufer fahrenden Dampfer in Ouchy zu halten pflegen, und seine beiden Koffer behaupteten neben ihm ihren Platz. Wenige Minuten später wurde der stark mit Menschen besetzte Dampfer sichtbar

und bald legte er an. An die Stelle von hundert Absteigenden stiegen hundert wieder auf und mit ihnen Herrmann Weber, der sich sehnte – endlich in die Nähe des Arztes zu kommen, an den er in Montreux von seinem getreuen Pfleger in der Heimat gewiesen war.

SECHSTES CAPITEL. DIE VERKÖRPERTE VISION.

Es war ein glühend heißer Tag. Vom goldklaren, wie ein unabsehbares lichtblaues Zelt ausgespannten Himmel strahlte die Sonne mit einem Glanz und einer Wärmeintensität nieder, wie unser Reisender sie noch nie gesehen und empfunden zu haben glaubte. Alle Passagiere auf dem großen Boote, Herren wie Damen, erlagen trotz ihrer leichten, sommerlichen Bekleidung fast der tropischen Gluth, unser Freund dagegen befand sich unglaublich wohl dabei, und als er auf der prächtigsten Fahrstraße der Welt unter Hunderten dahinfuhr, war ihm fast zu Muthe, als ob sie alle krank und er der einzige Gesunde unter ihnen sei, ja er schien fast vergessen zu haben, daß er noch vor kurzer Zeit schwach und hinfällig gewesen und daß er eben auf dem Wege sei, sich behufs einer besonderen Kur unter die Botmäßigkeit eines neuen Arztes zu begeben.

Zu diesem seinem leiblichen und geistigen Wohlbefinden trug ohne Zweifel nicht nur die reine, herzstärkende Luft des südlichen Klima's, sondern gewiß auch der köstliche Anblick bei, der sich ihm auf dieser Fahrt in jedem Augenblick von Neuem und in erhöhtem Glanze darbot. In der That, es war unvergleichlich, was er hier

an seinen Augen vorüberziehen sah. Unter dem milden, klaren Himmel, auf dem See selbst und am nördlichen Ufer desselben, an dem das Boot entlang glitt, rollte sich eine herrliche Scenerie ohne Unterlaß nach der andern ab. Die laubreichen und meist mit Wein bepflanzten Berge waren von lieblichen, am See mündenden Schluchten und Thälern durchschnitten, und bald auf der Höhe, bald auf klippenartigen Vorsprüngen am Ufer folgte Ortschaft auf Ortschaft, Villa auf Villa, und wenn der erstaunte, das Gebotene kaum fassende Blick einmal aus der Nähe in die Ferne schweifte, dann ward er betroffen von den himmelragenden Felsriesen am südlichen Ufer, die sich immer deutlicher, grandioser entwickelten, ihre wolkensuchenden Gipfel und Nadeln immer klarer hervortreten ließen und mit ihren erhabenen Schneehäuptern ebenso stolz wie ernst in die crystallenen Wogen des indigoblauen See's schauten, als könnten sie selbst nicht satt werden, ihr phantastisches Spiegelbild auf dem flüssigen Grunde zu bewundern. O, warum rauschte der übervolle Dampfer so rasch dahin, daß man jeden einzelnen Reiz nicht mit längerem Wohlbehagen in sich aufnehmen konnte! Alles flog und glitt wie mit Windeseile vorüber, so daß man aus dem Staunen und Verwundern nicht herauskam, den einzelnen Genuß nicht festhalten konnte und von der Fülle der Reize fast schwindelig und geistig überbürdet wurde.

So wurde denn die kurze, wie durch ein märchenvolles Zauberland führende Fahrt von Ouchy bis Vevey überaus schnell zurückgelegt, und ehe man es dachte, tauchten

die dunklen Laubkronen der schattigen Promenade von Vevey auf, mit Recht die ›Königin des Waadtlandes‹ genannt, und das Boot hielt in dem kleinen Hafen, in der Nähe der berühmten Barometersäule, von wo man das hier ausgebreitete Paradies am besten überschaut.

Ein ungeheures Menschengedränge fand am Landungsplatz statt. Hunderte gingen und Hunderte kamen, wie alle Tage, so auch heute, und eben so viele Hunderte standen auf dem geräumigen Platze, von den Gehenden Abschied zu nehmen, die Kommenden zu begrüßen oder auch nur ihre Schaulust an dem lebendigen Getümmel zu befriedigen. So waren im Umsehen alle Wagen besetzt und überladen, und Herrmann Weber, der sich auf keine Weise beeilte, wie alle Uebrigen, stand zuletzt allein unter den Schaulustigen, ohne einen Platz auf einem der vielen Fahrzeuge gefunden zu haben. Ein junger Mensch, wie alle dienstbaren Geister an Ort und Stelle mit einem seltenen Scharfblick begabt, wenn es einen kleinen Verdienst gilt, glaubte das spähende Auge des Fremden zu verstehen und, höflich den Hut ziehend, bot er eifrig seine Dienste an, wenn ›der gnädige Herr‹ etwa ein Obdach suche und sein Gepäck weiterzuschaffen habe.

Herrmann nahm die so freundlich dargebotene Hülfe gern an und ersuchte den Dienstfertigen, seine beiden Koffer auf eine bei der Hand stehende Karre zu laden und ihn nach dem besten Gasthof zu führen, da er den Namen desselben, der ihm bezeichnet war, augenblicklich vergessen hatte.

Der junge Mensch nickte freudig, lud schnell die Koffer auf und schob die kleine Karre dann munter in die Stadt hinein, Herrmann bittend, ihm auf dem Fuße zu folgen. Er mochte es ganz ehrlich mit dem Fremden meinen, wenngleich seine Ansicht, welches der *beste* Gasthof sei, wahrscheinlich nicht ganz mit der desselben übereinstimmte. Vielleicht hielt er das Haus, in welches er sich begab, wirklich für das beste, und in einer Beziehung war es auch recht gut, denn es lag in der Nähe und bot zugleich die Aussicht auf den See dar. Das Hôtel du Lac, in welches Herrmann auf diese Weise geführt ward, war aber von Gästen überfüllt, wie alle anderen, und so mußte sich der Reisende ein nur ganz kleines Zimmer gefallen lassen, das freilich in Bezug auf Comfort mit dem in Ouchy innegehabten keinen Vergleich aushielte. Indessen, wer will in Vevey im dumpfigen Zimmer bleiben, und so war auch Herrmann für's Erste befriedigt und er hielt sich darin nur so lange auf, als unumgänglich nöthig war, seine Toilette in Ordnung zu bringen.

Als dies geschehen, begab er sich in das Untergeschoß des Hauses, wohin ein diensteifriger Kellner ihn eingeladen, und hier allerdings fand er es recht niedlich, obwohl das Ganze keineswegs einem Gasthof ersten Ranges ähnlich sah. Aus dem eleganten und mäßig großen Speisesaal, dem sich mehrere Lesecabinete mit bequemen Sophas und Fauteuils anschlossen, trat man in einen engen, rings von Mauern eingeschlossenen Garten, den südliche Blumen und Bäume und außerdem Zelte und Pavillons füllten; am Ende desselben aber befand sich

eine über dem See hängende Terrasse und von ihr aus überschaute man das ungeheure, köstliche Landschaftsbild, den Genfer-See von der Rhonemündung am Ende des Rhonethales an bis weit nach Süden und Westen hin, und klar und rein hob sich vom azurblauen Himmelsgewölbe die ganze Reihe der savoyischen Riesen ab, die den südöstlichen Theil des Sees einschließen, deren einzelne Namen wir aber dem Leser ersparen zu können vermeinen.

Herrmann betrachtete dies Alles lange mit aufmerksamen Blicken und erhobenem Herzen, aber nicht nur die todten Gegenstände betrachtete er, auch auf die ihn umgebenden lebendigen Menschen richtete er das Auge und wir können es nicht umgehen, zu bemerken, daß er bekannte Gestalten und Gesichter unter denselben zu suchen schien. Allein, so oft er die hier im Freien versammelten Gruppen überflog, er sah nur Fremde, und wenn er an der Sprache auch Franzosen, Holländer und Deutsche erkannte, – Engländer bemerkte er keinen Einzigen, am wenigsten jenen bedeutsamen alten Herrn im weißen Piquérock an dessen Familie unser Freund nun einmal schon einen gewissen, wenn auch kaum sich selbst eingestandenen Anteil nahm.

Um zwei Uhr wurde zum Diner geläutet und Herrmann erhielt seinen Platz zwischen einem wallisischen Pfarrer und einem deutschen Rector angewiesen, welcher Letztere ohne Zweifel aus dem Lande stammte, in welchem die Leute mit dem harten und dem weichen B in ewigem Kriege begriffen sind.

Das Essen war gut, der gewürzige Waadtländer Wein auch und an Unterhaltung gebrach es nicht, da der ›gute Sachse‹ an Herrmann's Seite es sich angelegen sein ließ, ihm ohne Aufforderung von den Wundern des Mont-blanc zu erzählen, den er eben von Chamouny aus von seinem Fuß bis zum eisigen Gipfeldom in Augenschein genommen hatte. Nur *eine* Bemerkung des treuherzigen Sachsen bewahrte Herrmann in seinem Gedächtniß und machte sie sich später zu Nutze, und das war die, daß Jemand, der etwas kurzathmig sei, nicht über den Col de Balme, sondern über die Tête noire gehen müsse, um nach Chamouny zu gelangen, denn er, der Berichterstatter, habe beide Wege gemacht, und da er bisweilen an Asthma leide, sei er befähigt, den letzteren Weg unter jeder Bedingung seinen guten Landsleuten anzurathen, und daß der Herr ein geborener Thüringer sei, das habe er ihm am ersten Wort angehört.

Herrmann nickte lächelnd bei dieser Bemerkung und erkannte daraus, daß es überall Menschen gebe, die jederzeit einen Theil seines Incognito durchdringen und wenigstens über seine Nationalität und Landsmannschaft nicht in Zweifel bleiben könnten.

Nach dem Diner gönnte sich der junge Thüringer eine Stunde Ruhe auf seinem Zimmer, da die Hitze noch mehr gestiegen war, und erst gegen sechs Uhr trat er wieder daraus hervor, um langsam durch die niedliche Stadt zu schlendern, die im Ganzen und Einzelnen überall ein südliches Gepräge trug und in ihrer Sauberkeit und mit

den freundlichen Bewohnern, die jede Frage auf das Höflichste beantworteten, einen sehr guten Eindruck auf den ruhigen Spaziergänger machte. Nachdem er endlich genug gesehen zu haben glaubte, sehnte er sich nach einem Ruheplatzchen im Schatten und stieg nach der herrlichen Promenade am See hinab, um sich daselbst auf einer Bank unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum niederzulassen und von hier aus die großartige Scenerie zu betrachten, in der Jean Jacques Rousseau seine unsterbliche Heloise leben und lieben ließ.

In holde Träumerei versunken, zu der wohl kein Ort in der Welt mehr als dieser einladet, blieb Herrmann beinahe eine Stunde auf der Bank sitzen und beobachtete die immer länger werdenden Schatten der Alpen im See, auf den sich allmälig der Abend niedersenkte. Aber was war das für ein Abend! Glühend zwar stand die Sonne noch immer am Himmel, aber schon neigte sie sich stark ihrem Untergange zu – und nun beginnt die schönste Stunde des ganzen Tages am Genfer-See zu Vevey. Plötzlich trieb eine innere unbezwingliche Gewalt den einsamen Beobachter von seiner Bank auf. Als hätte ihm eine unbekannte Stimme zugerufen: »Steh' auf und folge mir!« so gehorchte er augenblicklich und mechanisch bewegte er sich dem Hafenplatz zu, an dem das Menschengewoge vom Morgen bedeutend nachgelassen hatte. Da, als er eben die Rousseau-Säule erreicht und am Thermometer gefunden hatte, daß die Lufttemperatur noch achtundzwanzig Grad Reaumur im Schatten zeige, trat in Gestalt eines artigen Gondoliers das Schicksal an ihn heran, ein

lächelndes Gesicht schaute ihm entgegen und in französischer Sprache wurde die Frage laut:

»*Bon soir, Monsieur! Voulez-vous promener au lac?*«

Herrmann warf einen kurzen Blick auf den jungen Mann, der höflich den Hut gezogen hatte, und das Gesicht desselben gefiel ihm. »Ja,« versetzte er, »haben Sie eine Gondel bei der Hand?«

»Dort liegt sie und ich stehe Ihnen mit meinen Rudern zu Diensten bis zum späten Abend. Einen schöneren haben wir in diesem Jahre hier noch nicht gehabt.«

Herrmann folgte dem Gondolier nach dem nahen Ankerplatz der Gondel und bald saß er auf einem bequemen Sitze im Hintertheil des Fahrzeugs, über dem eine englische Flagge matt herniederhing.

»Warum führen Sie eine englische Flagge?« fragte der Fremde, das gute Omen, wofür er es zu halten geneigt war, mit Lächeln begrüßend.

Der Waadtländische Schiffer deutete mit graziöser Handbewegung auf die zahlreich versammelten Gondeln und versetzte sogleich: »Sehen Sie da, Herr; jeder Gondolier fast führt eine andere Flagge. Viele Herrschaften bedienen sich gern eines Fahrzeugs, auf dem die Flagge ihres Vaterlandes weht, und ich – nun, ich fahre gern Engländer umher, weil ich mich – an ihrer Stupidität amüsiere. Sie sind keiner, darum sage ich Ihnen das.«

»Nun, dann will ich Sie wenigstens bezahlen wie ein Engländer,« entgegnete Herrmann gutgelaunt, »und Sie können sich auch einmal über das Entzücken eines Deutschen amüsiren.«

Der Gondolier, der schon die Ruder ergriffen, zog seinen Hut und sagte:

»Merci, Monsieur, und wohin soll ich Sie fahren?«

»Wohin Sie wollen – womöglich aber dahin, wo es am schönsten ist.«

»Aha! ich verstehe! Also nach Chillon – da haben Sie Alles auf *einen* Blick, was wir Ihnen bieten können. *En avant!*«

Langsam tauchte der Gondolier seine Ruder in die blaue Fluth und steuerte die leichte Barke nach der Mitte des Sees hin, um erst die rechte Entfernung zu finden, dem Fremden den vollen Ueberblick über die im Halbkreis um das Seeufer erbaute Stadt zu gewähren. Nach des Schiffers Ausspruch war der Abend so schön, wie er in diesem Jahre noch nie gewesen, und Herrmann glaubte ihm darin gern. Nie wenigstens in seinem Leben hatte er einen ähnlichen erlebt und nie zugleich ein Schauspiel genossen, wie es sich ihm jetzt darbot. Die warme Luft war so mild und süß, daß es für seine angegriffene Lunge eine Wollust war, sie ohne Unterlaß mit mächtigen Zügen einzuschlürfen, und aus dem ihn umgebenden zaubervollen Gemälde, mochte er die Augen auf den dunkelblauen Himmel oder den noch reineren blauen See richten, lag ein Duft und ein Farbenschmelz, wie ihn kein Pinsel malen und kein Wort bezeichnen kann. Und je weiter die

Gondel sich vom Lande entfernte und die Bilder der Ferne sich mehr und mehr erschlossen, um so prachtvoller wurden die Formen und Farben, um so überschaulicher wurde das große Ganze, um so tiefer regte Alles und Jedes das Herz des empfindungsreichen Reisenden auf.

Da aber war der kostbare Augenblick gekommen, wo die Sonne den blauen Horizont des unermeßlich langen Sees erreichte. Gleich einer ungeheuren dunkelgoldenen Kugel sank sie in die schimmernde Fluth und ihre letzten Strahlen badeten die Schneegipfel der Alpen mit rosigem Schimmer, während die tiefer liegenden Thäler und Schluchten schon in duftgefüllte violette Schatten versanken. Plötzlich war der ganze westliche Himmel in feurige, tieforangenfarbige Gluth getaucht und der klare See darunter spiegelte weit und breit den Reflex derselben wieder. Die unabsehbare Fläche schien in Funken zu sprühen und die bewegliche Welle in feuriger Lohe zu zittern und zu tanzen. Während dieses herrliche Phänomen aber im Westen sich bis zu einer unbeschreiblichen Intensität entwickelte, erhob sich im Osten der halbvolle Mond und die Sterne flaskerten in goldiger Pracht über den Schneespitzen der mattrosigen Alpen hervor. Als bald nahm auch der tiefdunkle See darüber ihre Spiegelbilder auf und Millionen Lichtfunken sprühten im Schooße desselben umher, während der Mond seine breite Lichtgarbe strahlend durch die Wasser zog, so daß das kleine Boot wie auf einer flammenden Bahn sich fortbewegte und das Auge wie geblendet das Uebermaß des Schönen und Gewaltigen nicht fassen konnte.

Auf der Seite aber, wo Vevey lag, rollte sich nun ein reiches und bewundernswerthes Bild nach dem andern ab. Die schönen Häuser der Stadt spiegelten sich wie Feenpaläste in der crystallenen Woge, Villa folgte auf Villa, Schloß auf Schloß, und jedes einzelne nannte der kundige Bootführer dem staunenden Fremden, der nicht wußte, wohin er die Blicke wenden und was er von dem Gebotenen in sein Ohr, in sein Herz einsaugen sollte.

Und damit das Leben und die Bewegung, die Staffage in dem bewundernswerthen Bilde nicht fehle, schossen jetzt von den zahllosen Häusern Boote auf Boote herüber, mit Menschen gefüllt, mit wehenden Flaggen aller Nationen geschmückt, und manches von ihnen trug schon die mattglänzenden farbigen Papierlaternen, die wie funkeln Leuchtkäfer über dem weiten Becken schwirrten und dem Ganzen ein ungemein heiteres und anmuthiges Gepräge verliehen. Wie es geschah, man wußte es nicht, aber plötzlich war der ganze See mit hunderten von Gondeln bedeckt und fröhliche Stimmen wurden überall laut, während vom Lande her sich die Klänge weit schallender Instrumente vernehmen ließen, die mit ihren weichen Melodieen geisterhaft über das Wasser rauschten und den schon bezauberten Sinnen noch als Zugabe den Eindruck einer feierlichen, fast zur Andacht stimmenden Sphärenmusik aufzwangen. —

Später wurde allmälig der Abend und tiefer und dunkler sanken die Schatten von den hoch ragenden Alpen in den jetzt stahlblauen See hinab. Die feurige Lohe im Westen war verglüht und eine matt violette Färbung hüllte

den ganzen Horizont dort ein. Je dunkler aber die Lichter des schwindenden Tages wurden, um so heller flammten die goldenen Sterne und der immer glanzvoller hervortretende Mond auf, und die Gondel glitt über die zahllosen Lichtreflexe hinweg, als schwebte sie mitten im Firmament selber, und ihre Bewegung war so leicht und unfühlbar, als trügen sie mehr die lauen Lüfte des südlichen Himmels als der Rücken der crystallenen Fluth, in deren angemessener Tiefe die Wunder der Natur und die Stürme schliefen, die der Wille Gottes doch mitunter aus ihrem langen Schlummer zu wecken weiß.

In andachtsvolles Staunen und in schweigende Bewunderung versunken, saß Herrmann Weber bequem zurückgelehnt in seinem Sessel. Er glaubte in ein Märchenreich versetzt zu sein und nun wirklich die innere Wandlung zu verspüren, die nur die Hand eines Zauberers über das Herz und den Geist eines im Staube der Erde Geborenen auszuüben versteht. Er begriff kaum, was er hörte und sah und ihm war dabei ganz eigenthümlich zu Muthe. In seinem tiefsten Innern suchte und forschte er, irgend einen Anhalt, einen Wegweiser zu finden, der ihm Aufschluß gäbe, wie das, was er nun um sich her sah, auf Erden möglich wäre. Träumte oder wachte er, er wußte es nicht, und die sonstige Klarheit seines Bewußtseins ließ ihn hier fast ganz im Stich. So konnte er sich im Augenblick auch keine Rechenschaft davon ablegen, ob er, was er jetzt erlebte, nicht schon einmal erlebt oder ob er es sich wenigstens nicht schon einmal gedacht oder in den willkürlichen Sprüngen seiner Phantasie vorgetellt

hatte. Tiefer und tiefer sann er nach und er glaubte eben auf der Spur des ihn umgebendens Räthsels zu sein, da weckte ihn die laute Stimme des Gondoliers aus seinen Träumen auf, der es wieder für seine nächste Pflicht hielt, dem ihm zugefallenen Fremden die Namen der zunächst auftauchenden Schlösser, und dann der Alpenspitzen zu nennen, denen man immer näher gekommen war und die sich jetzt klar und deutlich enthüllten und von den Walliseralpen und dem Dent du Midid an bis zu dem Dent d'Oche hin, und von dem Flecken Villeneuve bis St. Gingolph, das sich dicht am südlichen Ufer des Sees in den Schatten der darüber ragenden Berge barg.

»Da,« sagte der freundliche Gondolier, als er sein Boot schon lange über die Landspitze hinaus gebracht, an der das Feenschloß der Fürstin Liegnitz liegt, da haben Sie Montreux; dort – gerade im hellen Mondesstrahl – tauchen die weißen Mauern von Chillon auf, und da drüben stürzt sich die eisgraue Rhone widerwillig schäumend in den blauen See, der sie, ob ihres ewigen Kampfes hier La Battaglière genannt, doch verschlingt und von ihrem Schlamme und Schnee gereinigt erst bei Genf wieder entläßt.«

Herrmann nickte nur mit dem Kopfe, denn zu sprechen vermochte er nicht. Von den angedeuteten Punkten aber flog sein fast schon ermüdetes Auge, immer wieder zu den Rudern des Gondoliers zurück, die, sobald sie sich langsam aus dem Wasser erhoben, von silbernen und goldenen Perlen zu triefen schienen, Perlen, die immer wieder in den unergründlichen Schoß zurückkehrten, aus

dem sie durch den Ruderschlag an's Tageslicht gebracht worden waren.

Vorn am Buge des Fahrzeugs hatte der Gondolier schon längst seine weiß und rothsimmernde Papierlaterne angezündet, die am Spiegel des Boots zu erhellen aber hatte der Fahrgast sich verbeten, das er lieber ganz im Schatten sitzen und so die ihn umgebende Märchenwelt besser betrachten wollte. Eben steuerte der Gondolier in der Richtung nach Chillon hin, als ihm eine große, dicht mit Menschen besetzte Gondel von eben daher entgegen gefahren kam, die wenigstens sechs Lampions erleuchteten, so daß man die Insassen mit ziemlicher Genauigkeit unterscheiden konnte.

Die Fremden in diesem Boote unterhielten sich scherzend sehr laut und man konnte fast jedes Wort verstehen, wenn Einer oder der Andere sprach. Herrmann hörte so gleich, daß es Engländer seien, und kaum hatte er diese Bemerkung gemacht, so erkannte er auch den einen Fremden darin, von dessen Anwesenheit er auf der Stelle auf die der andern schloß. Der weiße Piquérock des alten Lords aus Beau-Rivage war auch nur schwer zu erkennen und die helle Stimme der einen von Zeit zu Zeit redenden Dame eben so wenig. Die große Gondel wurde von drei stämmigen Männern in Bewegung gesetzt und lautlos glitt sie bald an der kleineren vorüber, in der Herrmann Weber saß.

Kaum aber hatte dieser die Insassen des größeren Bootes erkannt, so gebot er seinem Gondolier zu wenden und

unmittelbar im Fahrwasser der andern zu bleiben, wo hin sie auch steuern möge. Der Gondolier gehorchte so gleich und legte sich mit seiner ganzen Macht in die Ruder; nicht fünf Minuten verstrichen, so hatte er die jetzt langsamer Fahrenden eingeholt und nur wenige Schritte von ihnen entfernt steuerte er, der besseren Ueberschau wegen sich etwas seitwärts haltend, mit ihnen demselben Ziele, das heißt Vevey zu.

Warum Herrmann Weber seinem Gondelführer den obigen Befehl und noch dazu mit etwas hastiger Stimme gegeben, war ihm eigentlich selbst nicht klar. Indessen fühlte er sich ganz befriedigt, als er nun so dicht in der Nähe der großen Gondel schwamm und bemerkte, mit welcher Geschicklichkeit sein Bootsmann den Abstand zwischen den beiden Fahrzeugen inne zu halten wußte. Mit einiger Spannung und den Kopf etwas vorgebeugt, saß er nun da und lauschte auf die Worte, die nach wie vor unter den heute sehr redseligen und lustigen Engländern laut wurden.

»Miß Kitty,« rief da mit einem Mal die sonore Stimme des alten Lords, »thun Sie mir einen Gefallen. Verschönern Sie uns Allen diesen schönen Abend noch mehr durch Ihr herrliches Talent. Singen Sie uns ein Lied – aber ein deutsches – das muß hier prächtig klingen.«

Bei dem Worte »singen« durchzuckte den jedes Wort verstehenden Deutschen ein eigenthümliches Gefühl. Warum – das ist wohl sehr klar. Gerade jetzt, gerade hier an seinen herbsten Verlust, den seiner Stimme erinnert

zu werden, darauf war er am wenigsten vorbereitet gewesen, und plötzlich, wie durch einen neuen unerwarteten Zauberschlag, war er in das Wirrsal seines Lebens zurückversetzt, dem er hier schon so weit entronnen zu sein geglaubt hatte.

Die übrigen Insassen der großen Gondel hatten bei dem Vorschlag des Familienhauptes ihren lauten Beifall zu erkennen gegeben und gleich darauf ward es still darin und Alles lauschte gespannt, ob Miß Kitty sich der Aufruforderung gefällig zeigen werde.

Man sollte nicht lange in der Spannung bleiben. Die junge Dame, die auch heute, wie Herrmann schon bemerkt, trotz der Hitze ihr schwarzseidenes Reisekleid trug, gehörte nicht zu den Frauenzimmern, die sich »zuzieren« lieben, und mit reiner Intonation begann sie so gleich ein Lied zu singen, wie der alte Lord es gewünscht. Und ja, es war ein deutsches Lied, und Herrmann kannte es wohl und liebte es sehr, denn es war das weitbekannte Heine'sche Lied, von Meyerbeer componirt, das Fischermädchen.

»Du schönes Fischermädchen, treibe den Kahn an's Land!« scholl es weit über die sprühende Wasserfläche hin, und jeder von ihren Lippen sich lösende Ton stach wie ein Dolchstich in des ihn hörenden Deutschen Brust. Und wie künstlerisch schön, wie ausdruckspoll sang sie es! Namentlich die Worte: »Mein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Sturm und Ebb' und Fluth!« trug sie mit einer wahrhaft erschütternden Wahrheit vor, wie sie auch vorher die Worte: »Leg' an mein Herz Dein Köpfchen und

fürchte Dich nicht so sehr!« mit einer so naiven Innigkeit gesungen, daß Herrmann, der doch gewiß ein Kenner guten Gesanges war, lange nichts Aehnliches gehört zu haben glaubte.

Weit, weit hin über das Wasser schwollen die weichen, kunstgerecht getragenen Töne und es schien dem athemlos Lauschenden, als klängen sie aus der Tiefe des Sees und aus der Brust einer Nixe herauf, um das Echo drüben in den Bergen zu wecken und die schlummernden Berggeister zu ähnlicher Kundgebung ihrer Gefühle anzuregen.

»O, könnte ich ihr antworten,« stöhnte Herrmann dumpf vor sich hin, »könnte ich jetzt singen, wie ich es einst gekonnt, dann – dann – aber nein, nein, ich darf es ja nicht. Denn hier möchte ich keinen falschen Ton von mir geben, das wäre nicht nur eine Demüthigung, eine Niederlage für mich, sondern auch ein Mißklang in der vollkommen harmonischen Natur, die mich umgibt!« Und er versank, wie durch den schönen Gesang in Schlummer gewiegt, in ein tiefes Nachsinnen. Plötzlich aber, wie von einer kalten Hand berührt, fuhr er fast erschrocken empor und starre wie geblendet in das Leere vor sich hin, in dem er jetzt weder Himmel noch Erde sah, so schön und glänzend sich auch beide vor seinen Augen gestalten mochten.

Was war ihm geschehen? fragen wir. Allerdings, es war ihm etwas Merkwürdiges, Unerwartetes begegnet. Es war, als ob plötzlich eine verborgene Saite in seiner Brust berührt worden wäre und als ob der metallene Ton,

der zitternd ihr entflog, den grauen Schleier zerrissen hätte, der bisher vor seinem inneren Auge, seinem Bewußtsein gehangen hatte. Mit einem Mal war seine Erinnerung wie aus einem langen Schlafe erwacht. Jener Traum, den er während seiner Genesung im Krankenhaus in der Heimat geträumt, war wieder in sein Gedächtniß gekommen und die ganze Vision, die er damals in einer langen fortlaufenden Reihe vor Augen gehabt, war gleichsam verkörpert vor seine Seele getreten, die jetzt im Stande war, Alles zu überschauen, was so lange im Schatten seiner Erinnerung gelegen hatte. Ja, Alles, was er jetzt um sich sah, hörte, mit allen Sinnen zu fassen, einzuschlürfen suchte, alles das war ihm damals wie im Nebel eines Traumes erschienen, und daraus, daraus allein war die Sehnsucht hervorgegangen, die ihn nach den blauen Bergen der Schweiz gezogen und die ihm nun mit einem Male erklärt und entziffert war.

Aber war das Alles nicht seltsam, nicht wunderbar? O ja, das war es wohl, und doch sehr natürlich, wie es uns ja schon der berühmte Arzt jenes Krankenhauses angedeutet hat. Denn den phantasiereichen Menschen suchen oft merkwürdige Bilder, namentlich im angegriffenen Körperzustande heim. Der halbverschmachtete Pilger in der Wüste sieht in ähnlicher Vision das ersehnte, gabenreiche Land; der Verhungernde und Verdurstende sieht die leckersten Speisen und Getränke – warum sollte der mit der Seele Durstende nicht ähnliche Visionen haben? Herrmann's Seele aber, durch Unglücksfälle über Unglücksfälle gebeugt, war dem Verhungern, Verdurstzen

nahe gewesen und so hatte vielleicht seine Phantasie ganz im Geheimen damals die Bilder heraufbeschworen, die er jetzt lebendig, klar, erreich- und faßbar vor seinen wachenden Augen, vor seinem gesundeten Herzen sah.

Erst nach und nach, als er den inneren Zusammenhang des damals und jetzt mit ihm Vorgehenden zu begreifen vermochte, beruhigte sich unser Freund, und mit ergebnem Herzen gab er sich nun der helltagenden Gegenwart hin, um wo möglich ein für alle Mal die unwiederbringliche Vergangenheit zu vergessen und von jetzt an ein ganz neues Leben zu beginnen, als ob ein Hoffnungsstern in ihm aufgegangen wäre und eine innere Stimme, die so vielen zartbesaiteten Menschen innewohnt, ihm zugeufen hätte, daß er aufschauen und heiter blicken solle, denn auch ihm sei eine schöne und klare Gegenwart beschieden, auch seine traurige Vergangenheit könne durch eine rosigere Zukunft vermischt werden, und was er auch gelitten und verloren, die Welt sei groß und reich genug, ihn wiedergewinnen zu lassen, was er ja nicht durch eigene Schuld eingebüßt.

Nur eine gelinde Wehmuth war noch für jetzt in seinem Herzen zurückgeblieben und gegen die glaubte er an diesem schönen Abend nicht weiter ankämpfen zu müssen, was doch vergeblich gewesen wäre, da sie zu tief in seiner Vergangenheit wurzelte und sich bereits seit langer Zeit in seinem Herzen festgenistet hatte. So gab er sich denn allmälig wieder dem Genuß der ihn umgebenden Scenerie hin und hielt Auge und Ohr unverwandt

auf die große, still vor ihm hingleitende Gondel gerichtet, von der sich noch mehrere deutsche Lieder vernehmen ließen, die alle mit gleicher Schönheit der Stimme, mit richtigem Verständniß des Inhalts und jener Seeleninnigkeit vorgetragen wurden, die nothwendig dem Liedersänger eigen sein muß, wenn er einen tiefen Eindruck auf ein geübtes Ohr hervorbringen will.

Und doch, so schön und rein die volle Sopranstimme in den Lüften verscholl, er war dennoch zufrieden, als die Sängerin endlich verstummte. Denn immer heißer, dränger er erwachte die Neigung in ihm, ihr mit einem entsprechenden Liede zu antworten, und nur mit Mühe, und von der Besorgniß zumeist bedrückt, die Stimme könne ihm versagen oder ihre alte Kraft eingebüßt haben, bezwang er sich und schwieg, bis die große Gondel sich endlich dem Lande bei Vevey wieder näherte und die Absicht verrieth, ihre Insassen an einer der in den See führenden Treppen abzusetzen.

»Wo werden sie anlegen?« fragte Herrmann seinen Gondolier, der bisher mit ausdauernder Geschicklichkeit sein Fahrzeug in unmittelbarer Nähe des größeren gehalten hatte.

»Das kann keiner Frage unterliegen,« lautete die Antwort. »Sie steuern nach Hotel Monnet – da unten hin, wo die beiden großen rothen Laternen brennen. Das ist einmal das beliebte Absteigequartier Aller fashionablen Engländer, und jener Lord, das ist er gewiß, wohnt mit seiner Familie ohne Zweifel darin. – Wohin aber soll ich Sie selbst bringen, mein Herr?«

»Lassen Sie uns erst sehen, wo die Herrschaften aussteigen. Ich möchte Gewißheit darüber haben. Wenn dies aber geschehen, setzen Sie mich in der Nähe vom Hotel du Lac ab, wo ich Wohnung genommen.«

»O, da sollte ein Herr wie Sie nicht wohnen,« versetzte treuherzig der Gondolier. »Es ist zwar recht gut da, aber viel zu eng bei der Hitze. Siedeln Sie doch morgen nach den ›Drei Kronen‹ über, da werden Sie sich behaglicher befinden. Da, sehen Sie, ich habe es ja gesagt – da legen auch die Engländer an. Die Treppe zum Hotel du Lac ist aber dicht nebenan.«

Der Vorschlag des Gondoliers gefiel unserem Freunde und er beschloß, ihn sich bis zum Morgen zu überlegen. Vor der Hand überzeugte er sich nur, daß die Gondel ihre Gäste wirklich an der Treppe der ›Drei Kronen‹ absetzte, dann ließ er sich an die seinige fahren und betrat das Land wieder, nachdem er den gefälligen Ruderer auf glänzende Weise für seine Mühe und seinen guten Willen belohnt hatte. Sinnend betrat er nun die Terrasse des Gasthauses, in dem er abgestiegen war, und kümmerte sich wenig um die vorhandenen, die Kühlung des Abends genießenden Gäste. Als er aber am noch späteren Abend, nachdem er sein Nachtmahl in einem der Pavillons eingenommen, wieder auf die von Blüthen aller Art duftende Terrasse trat, lauschte er diesmal eben so eifrig den Klängen der schönen Musik, die klar vom Garten des Hotel Monnet herübertönte, wie er sich noch einmal der Be trachtung der nächtlichen Scenerie hingab, die vor ihm

ausgebreitet lag, und nur mit Mühe riß er sich endlich gegen Mitternacht von dem ihn bestrickenden Zauber los, der an diesem Feenorte allmälig seine Sinne zu berauschen begann und seinen Kopf mit Gedanken und Phantasien füllte, die er schon lange in sich begraben glaubte. Aber die Gedanken und Phantasien des Menschen, wenn er überhaupt damit begabt ist, mögen immerhin lange schlummern und ruhen – die Welt mit ihren verführerischen Reizen sorgt schon dafür, daß sie einmal wieder erwachen, und je länger die Ruhe war, in der sie brach und wüst gelegen, um so schneller keimt dann die grüne Saat auf, wenn die Hand der Vorsehung das Samenkorn ausgestreut und der Segen des Himmels mit seinem befruchtenden Regen und seinem belebenden Sonnenschein die Triebkraft darin geweckt hat.

SIEBENTES CAPITEL. ZWEI NEUE BEKANNTSCHAFTEN.

Welche Traumgestalten unsren Freund in der kurzen Sommernacht auch besucht haben mochten, seinen gesunden Schlaf vermochten sie nicht länger als nöthig zu fesseln, und obgleich er nur wenige Stunden geruht, so erwachte er doch mit dem Gefühl innerer Stärkung, und mit jeder neuen Stunde kam es ihm vor, als wachse seine Kraft von innen heraus, und als sei er schon jetzt, nachdem er erst einige Tage im Süden verweilt, ein viel gesunderer und kräftigerer Mensch geworden. In einer Beziehung war dies wenigstens gewiß der Fall. Seine Anteilnahme an der äußerer Welt, an Menschen und ihren Verhältnissen, welche in künstlichen Fesseln und Banden

gelegen, war frisch erwacht, und die Außenwelt, die eben so lange keinen Reiz mehr für ihn gehabt, riß sein Denk- und Empfindungsvermögen fast gewaltsam aus der Apathie auf, der er bisher unterworfen gewesen war. Zum neuen Leben und zum Bewußtsein desselben erwacht, gab er sich diesem Leben mit ganzer Hingebung hin und es war sein fester Vorsatz, keine Stunde mehr ungenutzt verstreichen zu lassen, als mahne ihn eine innere Stimme, daß es Zeit für ihn sei, wieder ein denkender und fühlender Mensch zu sein.

Der frühe Morgen des neuen Tages war eben so lieblich und frisch wie der vorige und so begab er sich zeitig auf die Terrasse am See und nahm hier als erster und alleiniger Gast sein Frühstück ein. Während er noch so saß und sein Auge über den See schweifen ließ, ruderte eine Gondel mit englischer Flagge dicht an der Gartentreppe vorüber und der Mann, der sie lenkte, stieß einen jodelnden Gruß aus und schwenkte lustig den Hut, als er des jungen Fremden ansichtig wurde.

Herrmann erkannte sogleich seinen Gondolier vom vorigen Abend und grüßte freundlich hinab. Der Mann hielt die Gondel an und fragte heraus:

»Ich denke, Sie wollen nach dem Hotel Monnet übersiedeln? Ich komme so eben daher und habe in Erfahrung gebracht, daß noch sehr hübsche nach dem See gelegene Zimmer unbesetzt sind.«

Herrmann hörte diese mahnenden Worte zum zweiten Mal und diesmal reizten sie ihn stärker noch, als am Abend vorher.

»Liegen die Zimmer auch nicht zu hoch?« fragte er hinab. »Ich bin etwas leidend und mag nicht gern zu viele Treppen steigen.«

»Soll ich fragen?« lautete die rasche Antwort zurück. Und auf einen beistimmenden Wink ruderte er seine Gondel hurtig nach dem benachbarten Hotel zurück, um den ihm gegebenen Auftrag pünktlich auszurichten. Es waren noch nicht zehn Minuten verflossen, so legte seine Gondel schon wieder an der Treppe des Hotel du Lac an und nachdem er sie dort befestigt, kam er die Stufen herauf, zog höflich den Hut und sagte mit lächelndem Gesicht:

»Sie finden Alles was Sie wünschen, mein Herr. Zwei reizende Zimmer im ersten Stockwerk sind frei und da werden Sie eine angenehme Nachbarschaft haben. Die englische Familie, der wir gestern so lange folgten, hat die Zimmer unmittelbar daneben in Beschlag genommen.«

Wie von einer Feder emporgeschnellt, sprang Herrmann von seinem Stuhl auf und versetzte sogleich: »Das ist gut, ich danke Ihnen, dann will ich mich beeilen. Kommen Sie mit in's Haus, Sie können mir gleich meine Koffer hinüberbringen.«

Freudig lächelnd folgte der dienstwillige Gondolier dem Fremden auf dessen Zimmer, wo er ihm beim Zuschüren der Koffer behülflich war. Dann, während er sie nach der Gondel hinabtrug, bezahlte Herrmann seine Rechnung und in wenigen Minuten betrat er den mit

Feigen-, Orangen- und Granatbäumen bepflanzten Garten des palastartigen Hotel Monnet, wo ihm bald eine prachtvolle Wohnung angewiesen war, fast noch schöner als die, welche er in Beau-Rivage in Ouchy bewohnt hatte. Als er sich hier mit Hülfe des Gondoliers und eines Hausdieners häuslich eingerichtet, trennte er sich endlich von Ersterem, der sein Fünffrankenstück dankend entgegennahm, denn er hatte ein leichtes und einträgliches Morgengeschäft verrichtet.

Nach seinem Weggehen blickte Herrmann Weber sich heiter in seiner neuen Behausung um und nun erst fühlte er, wie eng und beschränkt sein letztes Nachtquartier gewesen war. O ja, die Umgebung, in der wir leben, trägt viel zu unserer Behaglichkeit bei, das wußte unser Freund schon lange, und so begann dieser für ihn so denkwürdige Tag, von dessen Bedeutung er freilich noch keine Ahnung hatte, angenehm genug und er lächelte, als er sich das eingestand, befriedigt dabei.

Lange indessen duldetes ihn selbst in den so schönen Räumen nicht, die süße frische Morgenluft und der See mit seinen Bergen lockte ihn unwiderstehlich an, und bald stieg er wieder die Treppe hinab, um sich ein schattiges Plätzchen im grünen Garten zu suchen.

Bald war es unter einem laubreichen Akazienbaum gefunden und unser Freund athmete mit Wollust die würzigen Düfte ein, die von den blühenden Orangenbäumen, die ihn umgaben, herniederströmten und den ganzen Garten erfüllten. Die Kellner waren beschäftigt, an ähnlichen Plätzen die Frühstückstische zurecht zu machen

und unmittelbar in der Nähe Herrmann's richteten sie eine lange Tafel her, mit demselben Comfort, wie er es am Tage zuvor in Ouchy für die Familie des Lords gesehen.

»Sollte diese hier wieder Platz nehmen?« fragte sich Herrmann. »Das wäre artig und mich hätte mein Schicksal wirklich gut geführt.«

Er sollte nicht lange auf die Beantwortung dieses Gedankens warten, denn Punkt sieben Uhr erschien, wie in Ouchy Mylady am Arm führend, der alte Herr im weißen Piqué und Beiden folgten die übrigen Mitglieder der Familie und auch die Sängerin im schwarzen Kleide, diesmal aber ohne den Russen erscheinend, der zwei Abende vorher auf so seltsame Weise von ihr geschieden war.

Die Abwesenheit desselben schien übrigens auf die reizende Erscheinung wenig Einwirkung zu üben; sie war so heiter, fast lustig, wie Herrmann sie noch nie gesehen, und ihre neckische Laune sprühte so lebhaft gegen Jedermann hin, daß sie fast augenblicklich Alle Uebrigen erheiterte, so daß selbst der alte Lord seine gravitative Miene oft zu einem behäbigen Lächeln verzog.

Als die Familie an Herrmann vorüberschritt, ruhte der Blick der schwarzen Dame einen Augenblick auf seinem bleichen Gesicht. Hatte sie ihn wieder erkannt oder nicht, er konnte es aus ihren Mienen nicht schließen, und so verhielt er sich still und beobachtend, da es auf Reisen in der Schweiz nicht üblich ist, am wenigsten unter Engländern, sich zu grüßen, selbst wenn man, was so oft geschieht, einem Fremden zum zweiten oder dritten Mal an einem neuen Orte begegnet.

Heute besorgte Miß Rosamond die Bereitung des Thees, und als man im Genuß des Dargebotenen begriffen war, entwickelte sich allmälig das Gespräch unter den Mitgliedern der Familie und Herrmann konnte daraus entnehmen, daß man heute einer besonderen Freude entgegen sehe, da man den ältesten Sohn des Lords, den man Mr. Charles Vernon nannte, mit dem nächsten Dampfboot von Genf her erwartete.

Seltsam aber war es, daß Miß Kitty, wenigstens glaubte unser Tourist das zu bemerken, plötzlich sehr still und einsybig wurde, als des Mr. Charles Erwähnung geschah. Ihre Munterkeit brach haarscharf ab und stellte sich in dem früheren Grade auch später nicht wieder ein. Die Mutter jedoch schien sich auf ihren ältesten Sproß am meisten zu freuen und nur Miß Rosamond's Blicke, als sie diese Freude so laut aussprechen hörte, streiften ernst und bedächtig die schwarze Dame, die jedoch nur sehr wenig daran zu achten schien.

Plötzlich aber fuhr diese von ihrem Sitze empor und lief einem alten würdigen Herrn entgegen, der, gemüthlich seine Cigarre rauchend, so eben von der Treppe des Hauses heruntergetreten war. Wie sie unter den jetzt schon zahlreich versaintnelten Gästen so hastig auf ihn zueilte, ihn herzlich begrüßte und ihm wiederholt die Hand schüttelte, war sie wieder die alte heitere, fröhliche Miß Kitty geworden und, ohne in diesem Augenblick an die englische Familie zu denken, die in ächt britischer Gleichgültigkeit sich um das Begegnen mit dem

alten Herrn nicht zu bekümmern schien, legte sie vertraulich Arm in den ihres alten Bekannten und schritt mit ihm, lebhaft plaudernd, wohl eine halbe Stunde im Schatten der Bäume auf und ab. Erst nach dieser Zeit trat sie mit dem Fremden an den Tisch der Engländer heran und stellte denselben als den Doctor Daumont aus Montreux und einen der ältesten Freunde ihres Vaters vor.

Die Entgegennahme dieser Vorstellung Seitens der Engländer war eben keine besonders herzliche. Man begnügte sich, ein wenig mit dem Kopfe zu nicken und der alte Lord bemühte sich sogar so weit, seinen breitkrämpigen grauen Filzhut um einen Zoll vom Kopfe zu erheben. Doctor Daumont mochte mit dem Wesen und Gebahren der gentilen Engländer vertraut sein, wenigstens beengte ihn diese kalte Begrüßung nicht im Mindesten. Er nahm nur lächelnd seinen Hut ab, drückte Miß Kitty noch einmal die Hand, nickte ihr freundlich zu und sagte dann, sich noch einmal gegen die Gesellschaft verneigend: »*A revoir, Cath'rín!* Ich bleibe heute wahrscheinlich den ganzen Tag hier.«

Einen ungleich tieferen und eben nicht ungünstigen Eindruck hatte der alte fremde Herr, der älteste Freund des Vaters Miß Kitty's, auf Herrmann Weber gemacht. Sobald er den Namen ›Doctor Daumont‹ aussprechen gehört, der in Montreux wohnen solle, war er noch aufmerksamer als vorher geworden, da er sich nicht zu irren glaubte, daß der Arzt in Montreux, an welchen er aus der Heimat empfohlen war, denselben Namen führte. Kaum hatte daher der Arzt seine letzten Worte gegen Miß Kitty

gesprochen, so zog er seine Brieftasche hervor, in welcher er das Schreiben seines Arztes bewahrte, und richtig: ›Dr. Daumont zu Montreux‹ lautete die Adresse desselben.

Herrmann war über dieses zufällige Zusammentreffen doppelt erfreut. Einmal konnte er gleich hier die Bekanntschaft mit diesem Manne machen, der ihm als ein geschickter und erfahrener Arzt empfohlen war, und sich seinen Rath ausbitten, wie er sich ferner in einzelnen Dingen zu verhalten habe; sodann gelang es ihm vielleicht, durch ihn die allmälig sich bemerklich machende Neugierde zu befriedigen, die ihm die Tochter ›des ältesten Freundes‹ desselben eingeflößt hatte. Er beschloß also, den alten Herrn nicht aus dem Auge zu lassen, und da er ihn selbst sagen gehört, er werde wahrscheinlich den ganzen Tag in Vevey bleiben, so konnte er ihm kaum entgehen. Für's Erste jedoch gab er seinen Beobachtungs-posten noch nicht auf und vernahm bald mit stiller Freude, wie Miß Kitty sich außerordentlich günstig über den erfahrenen Arzt, der ein Deutscher von Geburt sei, äußerte, und dessen Begegnung ihr, wie sie sagte, um so angenehmer wäre, als sie von ihm erfahren, daß ihr Vater sich vollkommen wohl befinde und sie mit großer Sehnsucht erwarte. »Ich werde noch heute an ihn schreiben,« schloß sie ihre Rede, »und ihm melden, daß ich bald bei ihm sein werde.«

Der Lord, der die Sprechende aufmerksam angehört, aber keine Miene dabei verzogen hatte, nickte jetzt bestimmend. Nach einigen leisen Worten jedoch, die Mylady ihm zugeflüstert, sagte er:

»Ja, schreiben Sie, aber nennen Sie nicht den Tag, an welchem Sie einzutreffen gedenken. Ich weiß nicht, wie lange mich das Rhonethal aufhalten wird und einen Theil davon will ich wenigstens sehen. Aber wie ist es denn, gehen wir über den *Col de Balme* oder die *Tête noire*? Ich kann noch nicht recht mit mir darüber schlüssig werden.«

»O, warten wir die Ankunft Charles Vernons ab,« erwiderte etwas hastig Mylady, »der soll auch mit im Rath sitzen. Nicht wahr, Miß Kitty?«

Miß Kitty lächelte erst, aber nur sehr flüchtig, dann machte sie ein wunderbar gleichgültiges Gesicht und erwiderte, ohne auf die zuletzt an sie gerichtete Frage einzugehen: »Was mich betrifft, so ziehe ich unter allen Umständen den Uebergang über die *Tête noire* vor. Der *Col de Balme* ist viel beschwerlicher zu ersteigen und der Weg über die *Tête noire* ist ungleich schöner, obwohl die Aussicht auf die Montblanckette vom *Col de Balme* vorzuziehen sein mag.«

»Hm!« versetzte der Lord, etwas unwirsch die Spitzen seiner ungeheuren Vatermörder noch mehr in die Höhe rückend, »man hat mir gerade den *Col de Balme* so sehr gerühmt. Aber warten wir Charles ab – der hat allerdings auch eine Stimme im Rath.«

Die Rede, welche er in Betreff des bis jetzt unsichtbaren Charles noch weiter fortzusetzen Willens schien, wurde unterbrochen. Ein fein gekleideter Kellner kam eilfertig herbei und meldete, er habe vom Belvedere aus bemerkt, daß das Dampfboot von Lausanne in Sicht sei und

es dürfte Zeit sein, daß Mylord die bereitstehende Gondel besteige, wenn er vor der Ankunft des Dampfers am Hafenplatz sein wolle.

Mylady sprang bei diesen Worten sehr rasch von ihrem Sitze auf und gab ihren Kindern und deren Begleitern einen wohlverstandenen Wink. Der Lord, ohne den Kellner eines Blicks zu würdigen oder ihm für seinen Bericht Dank zu sagen, erhob sich ebenfalls, nur gemächlicher, und hielt dann seinen Arm bereit, Mylady nach der Gondel zu führen.

Miß Kitty, die mit aufgestanden war, schien plötzlich sehr still und nachdenklich geworden zu sein. Endlich trat sie an Mylady heran und sagte in ihrer lächelnd gewinnenden Weise:

»Ich möchte zurückbleiben, Mylady, und während Sie Mr. Charles Vernon holen, mit dem Freunde meines Vaters plaudern.«

Mylady zeigte ein etwas betroffenes Gesicht, während Miß Rosamond Miß Kitty lebhaft am Kleide zupfte. »Ich wünsche, daß Sie mit uns gehen, meine Liebe,« sagte dann die alte Dame. »Ich freue mich so sehr, daß Charles Vernon kommt und möchte ihn nicht des Genusses beraubt sehen, auch Sie mit unter den ihn Begrüßenden zu finden.«

Dabei wandte sie sich um und schritt am Arm ihres Gemahls nach dem Seeufer hin, nicht im Mindesten zweifelnd, daß Miß Kitty ihrem mütterlichen Wunsche Folge leisten werde.

Herrmann, der die letzten Vorgänge genau beobachtet hatte, zweifelte jedoch, nach der Miene Miß Kitty's zu schließen, sehr daran, und erst als Miß Rosamond zu der Freundin trat und ihr rasch einige Worte zuflüsterte, schien sie ihren Widerstand aufzugeben und schloß sich der abgehenden Familie an, aber nicht ohne einen Blick, der zu sagen schien:

»Gut, ich gehe mit; doch es ist das letzte Mal, daß ich mich tyrannisiren lasse und ich werde Euch noch heute den Beweis davon liefern.«

So wenigstens übersetzte sich Herrmann diesen seltsam energischen und entschlossenen Blick, und ob er sich darin irrte, wird sehr bald der heutige Tag lehren.

Als die englische Familie aus seinem Sehkreise getreten war, erhob er sich und schaute sich in dem weiten Garten um, als suche er Jemanden. Er hielt die Pause für günstig, sich dem Doctor Daumont vorzustellen, von dem er mit Freuden gehört, daß er von Geburt ein Deutscher und also ein Landsmann sei.

Er brauchte nicht lange nach dem alten Herrn zu suchen. Abseits von den übrigen Fremden saß er unter einem schattigen Baum, trank seinen Kaffee, las seine Zeitung und rauchte gemüthlich seine Cigarre dabei. Als er die große Gestalt mit der stolzen, geraden Haltung und das edle bleiche Gesicht des Fremden erblickte, der sich ihm offenbar in der Absicht mit ihm zu reden näherte, stand er auf und sah ihn fragend an, als ob er einen Bekannten in ihm zu entdecken suche.

»Bitte, behalten Sie Platz,« redete ihn Herrmann in deutscher Sprache an, »und wenn Sie erlauben, setze ich mich einen Augenblick zu Ihnen. Wir sind hier so ziemlich ungestört und die Gelegenheit ist günstig, unsere nähere Bekanntschaft zu machen, nachdem ich so eben ganz zufällig am Tische jener Engländer Ihren Namen habe nennen hören. Nicht wahr, ich habe die Ehre, Herrn Doctor Daumont aus Montreux vor mir zu sehen?«

»Und wen habe ich die Ehre zu sprechen?« fragte lächelnd und bejahend nickend der alte Herr, indem er sich setzte und Herrmann einen Stuhl hinrückte.

»Wenn die Adresse dieses Briefes,« fuhr der Fremde fort, »richtig ist und Sie die Güte haben wollen, ihn hier zu erbrechen, so werden Sie daraus erfahren, wer ich bin und zugleich auch die Ursache, die mich in Ihre Nähe führt.«

Der alte Herr nahm den ihm dargereichten Brief, las die Adresse, nickte und erbrach ihn schnell, um sogleich nach der Unterschrift zu sehen. Kaum aber hatte er sie gelesen, so lächelte er freudig, verneigte sich verbindlich und rief: »Ah, von meinem lieben Freunde, dem Geheimrath N. N. aus N. N. Das ist mir ja sehr angenehm!«

Nun las er den Brief ruhig durch, ließ sein kluges Auge dabei oft über den neben ihm Sitzenden schweifen und sagte, als er fertig war, den Brief zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt hatte: »Mein Herr Baron –«

»Bitte,« unterbrach ihn Herrmann sogleich, »lassen Sie das! Ich möchte hier von Niemandem außer Ihnen gekannt sein und habe meine Gründe dazu. Ich reise vielmehr unter dem Namen ›Herrmann Weber‹ und dabei muß es bis auf Weiteres sein Bewenden haben.«

»Ah, auch gut, ich verstehe. Also, Herr – Herr Weber, Sie sind auch einer von den tapferen nordischen Kämpfern, die sich mit dem Lorbeer zugleich eine eiserne Kugel in die Brust geholt haben. Charmant! Na, Sie sehen noch angegriffen genug aus, aber Sie athmen doch schon ganz frei. Und Sie wollen die Traubekur in Montreux gebrauchen und den Winter bei mir bleiben? Das ist noch charmanter. Da werden wir bald die besten Freunde werden und ich hoffe, Sie sollen mich nur vollkommen gesund wieder verlassen. Aber die Temperatur, wie wir sie jetzt hier genießen – da haben Sie gleich meinen ersten Rath – paßt wahrhaftig nicht für Sie. So angenehm sie Ihnen im ersten Moment scheinen mag, so ist sie doch viel zu heiß und befördert die Congestionen nach Kopf und Brust, und davor müssen Sie sich gerade jetzt am meisten hüten.«

»Das hat mir auch der Geheimrath zu Hause gesagt,« fiel Herrmann dem redseligen alten Herrn in das Wort.

»Na, sehen Sie, und ich sage es erst recht, ich kenne mein Klima, und hierher kommen ja fast nur Brustkranke. Sie sollten lieber erst, bis die große Hitze vorüber ist, ein paar Wochen höher hinauf in's Gebirge gehen, da, wo es Gletscher über Gletscher giebt. Dort ist die Luft nicht so erschlaffend und Sie können sich wenigstens bei

Tage in der Nähe des Eises erfrischen, doch bei Leibe nicht selbst auf das Eis gehen. Das wäre überdies eine ganz hübsche Tour und im Herbst, Ende August vielleicht schon, wird es auch hier so, wie Sie es nöthig haben.«

»Welche Gletscher liegen denn hier zunächst?« fragte Herrmann.

»O, die besten sind im Chamounythal, nur dürfen Sie nicht in Chamouny selbst wohnen, da ist es für Sie zu geräuschvoll, zu sinnebethörend, zu aufregend, denn die ganze halb verrückte Welt der Engländer und Franzosen tollt ja da wie unbändig herum. Ah – da fällt mir etwas Gutes ein – gehen Sie nach Argentières, da haben Sie Chamouny ganz in der Nähe, wenn Sie es einmal sehen wollen, und nebenbei eine Ruhe und Stille, wie sie für Leib und Seele wohltätig sind. Ich weiß auch ein hübsches kleines Haus in dem Dorfe mit einer guten, behäbigen Wirthin, dahin will ich Sie empfehlen, ich schicke ihr öfter Kranke im heißen Sommer, die ich hier nicht gebrauchen sann.«

»Wo liegt das Dorf Argentières, Herr Doctor?« fragte Herrmann.

»Es ist das erste Dorf im Chamounythal und liegt unmittelbar am Fuß des Argentières-Gletschers, der von Osten her der zweite Gletscher des Montblanc ist.«

»Ah, da muß ich also über die Berge!« fiel Herrmann ein. »Werde ich denn da hinüber kommen? Ich soll ja keine Berge steigen.«

Doctor Daumont blies seinen Cigarrenrauch in dichten Ringeln von sich und lachte dann. »Berge steigen!« rief

er heiter, »wer sagt, daß Sie das sollen? Aber ja freilich, Sie sind ein Bewohner des flachen Landes und wissen es nicht. In der Schweiz, mein Herr Baron – wollt' ich sagen, Herr Weber – macht das Bergeübersteigen am leichtesten, gerade weil hier die meisten Berge sind und man die besten Mittel, sie zu überwinden, hat. Man reitet ganz einfach über sie fort. Sie fahren von Bouveret da drüben am See auf der Eisenbahn durch das Rhonethal nach Martigny. Dort nehmen Sie sich ein sanftgehendes Pferd – kein Maulthier, die haben zu heftige Bewegungen für Brustschwäche – auf ebener Erde gehen Sie, bergauf reiten Sie, bergab gehen Sie wieder langsam, recht langsam und so kommen Sie ganz charmant an's Ziel. Damit ihnen die Tour von Martigny bis Argentières nicht zu stark wird, theilen Sie sie und bleiben eine Nacht im Wirthshaus auf der Tête noire, da sind Sie ganz gastlich aufgehoben. Haben Sie in Argentières die heiße Luft hinter sich und genug von Chamouny und seinen köstlichen Umgebungen genossen, dann kehren Sie in derselben Weise zu mir zurück und Sie sollen mir jeden Tag willkommen sein.«

Herrmann nickte beistimmend. »Chamouny will ich jedenfalls auf längere Zeit besuchen,« sagte er, »es ist mir zu oft und zu sehr gerühmt. Aber halt – was mache ich mit meinen Briefen, die unter Ihrer Adresse nach Montreux gesandt werden?«

»Das ist ja ganz einfach, mein lieber Herr. Die sende ich Ihnen nach Chamouny nach –«

»Aber unter der Adresse: ›Herrmann Weber‹, wenn ich bitten darf, und ›Poste restante‹.«

»Gut, gut, das werde ich redlich besorgen, ein neues Couvert ist bald umgelegt. Dann werden Sie sie aber holen müssen, doch das ist auch gut. Von Argentières nach Chamouny ist es nur ein kleiner anmuthiger Spaziergang und gehen müssen Sie ja alle Tage wenigstens vier Stunden, das ist *meine* Kur. In der dünnen reinen Luft dieser Berge ist das eine Kleinigkeit.«

»Aber bewahren Sie mein Incognito, ich bitte wirklich recht dringend darum. Ich habe zu viele Bekannte auf der Welt und möchte von keinem derselben hier entdeckt und belästigt werden.«

»O, o! Besorgen Sie nichts. Von mir soll es gewiß nicht gebrochen werden. Ich bin ja ein alter Practicus und weiß mich in die Eigenthümlichkeiten der Menschen zu finden. Aber – es ist ganz seltsam, daß wir uns hier getroffen haben. Ich kam heute in aller Frühe hieher, um einem Kranken zu begegnen, der früher bei mir gewesen und jetzt von Genf kommt, um sich einen Tag in Vevey aufzuhalten. Wenn ich ihn verfehle, wie es scheint, habe ich dafür Sie gefunden. Das ist charmant. Aber wollen Sie nicht einmal, bevor Sie nach Argentières und Chamouny gehen, nach Montreux kommen und sich Ihre künftige Wohnung ansehen? Sie können auch gleich einen Theil Ihres Gepäcks bei mir lassen, denn auf einem Esel über die Berge transportirt es sich schwer. Ueberflüssigen Ballast brauchen Sie hier nicht.«

»Damit bin ich einverstanden, mein lieber Herr Doctor und Ihnen im Voraus für alle Ihre Güte und guten

Rathschläge dankbar. Doch, da erhalten Sie wahrscheinlich Stoff zu einer neuen Consultation. So empfehle ich mich Ihnen denn und hoffe Sie in Montreux morgen oder übermorgen wiederzusehen.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand und trennten sich, da eben ein Herr und eine Dame auf den bekannten Arzt zutrat, um ihn zu begrüßen. Als Herrmann Weber den Arzt aus Montreux verließ, um seinen Morgenspaziergang durch die Stadt auzutreten, wo gerade Markt abgehalten wurde, der wegen seiner Blumenfülle und der Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner südlichen Früchte für den Nordländer etwas so Anziehendes hat, sah er eben die Gondel mit der englischen Familie an die Gartentreppe des Hotels anlegen. Er blieb einen Augenblick stehen, um nun auch Mr. Charles Vernon kennen zu lernen, den man vom Dampfboot abgeholt hatte. Daß der älteste Sohn der Familie ein Liebling, namentlich der Mutter und der ältesten Schwester war, sah man auf der Stelle. Beide hatten sich, sobald sie die Gondel verlassen, an seinen Arm gehängt und schritten nun mit triumphirenden Blicken die Treppe empor, während der mit Miß Kitty langsam nachkam, die Beide so ruhig und fast gleichgültig erschienen, wie es bei dem alten Herrn, wenn man ihn als Engländer betrachtete, sehr natürlich, aber bei Miß Kitty, wenn man sie nach ihrem früheren Verhalten beurtheilte, etwas eigenthümlich war.

Der älteste Sohn des alten Paars selbst war ein etwa sechsundzwanzigjähriger Mann von ansehnlicher Größe und wie sein Vater in einen schneeweissen Piquéanzug

gekleidet, nur daß seine Hemdkragen nicht ganz so lang und statt des blauen Halstuches mit einem purpurrothen umschlungen waren. Offenbar aber schien der junge starkknochige Erbe eines Lords nicht so viel Kraft zu besitzen, um seinen langen Körper gerade und fest zu halten, denn seine Haltung war schlaff und sein Gang träge und schleppend, wie ihn Leute haben, die entweder übermüdet, oder von geistigen Sorgen erdrückt, oder gar von übermäßigen Lebensgenüssen frühzeitig erschöpft sind. Damit stimmte auch der Ausdruck seines sonst regelmäßigen und nicht unedlen Gesichts überein und namentlich aus den etwas hervorquellenden hellblauen Augen blickte eine geistige Mattigkeit und Hinfälligkeit, der die starke niederhängende Unterlippe durchaus nicht widersprach. Sein blondes Haar – man konnte es sehen, weil sein jüngster Bruder dem erhitzten Erben den weißen Filzhut nachtrug – war in der Mitte gescheitelt, wie das eines Mädchens, und eben so wie sein großer Backenbart, der an den lang herabhängenden Spitzen eine stark röthliche Färbung annahm, außerordentlich wohl gepflegt.

Als die Gesellschaft eben an Herrmann, der zur Seite der Treppe stehen geblieben war, vorüberschritt, hörte er, daß man schon über den besten Weg nach dem Montblanc verhandelte. »Was sagst Du, lieber Charles?« fragte die Mutter, mit großer Wärme das Gesicht zu dem langsam schreitenden Sohne erhebend. »Du sollst den Ausschlag geben, denn deiner Meinung ordnen wir uns unter.«

Mr. Charles Vernon blieb einen Augenblick auf der obersten Treppenstufe stehen, um tief Athem zu holen, so hatte ihn der kurze Gang von der Gondel hierher schon angegriffen. Dann sich ruhig nach Miß Kitty umschauend und dabei sein Glas in das Auge klemmend, sagte er mit gedehntem Tone und schläfrig klingender Stimme:

»Col de Balme – Tête noire – thut, wie Ihr wollt – mir ist – wahrhaftig – Alles einerlei.«

In diesem Augenblick schien die bisher nicht sichtbare Heiterkeit in Miß Kitty zurückzukehren, sie trillerte leise ein Liedchen vor sich hin, warf die leuchtenden Augen suchend nach allen Seiten und nickte dann dem in der Ferne mit seinen beiden Bekannten stehenden Doctor Daumont herzlich und seelenvergnügt zu. Bald darauf verschwand die ganze englische Familie im Innern des Hotels und Herrmann Weber sah sie erst beim Diner wieder, wo er, da man die Plätze der Gäste nach der Nummer ihrer Zimmer geordnet hatte, in ihrer unmittelbaren Nähe zu sitzen kam, doch so, daß er Miß Kitty, die mit ihm in einer Reihe saß, nicht sehen, dafür um so genauer Mr. Charles Vernon beobachten konnte, weil dieser ihm schräg gegenüber seinen Platz erhalten hatte.

ACHTES CAPITEL. DIE GESTÖRTE SIESTA.

Der prachtvolle Speisesaal im Hotel Monnet war an diesem Tage fast ganz von Gästen gefüllt, und da dieselben in langen Reihen saßen und die verschiedensten Nationalitäten, Stände und Verhältnisse durcheinander

gewürfelt waren, so konnte von einer allgemeinen Unterhaltung keine Rede sein und man war fast nur auf seinen Nachbar angewiesen, mit dem man in der Schweiz auch nur selten ein Wort zu wechseln pflegt, wenn man nicht zufällig näher mit ihm bekannt ist. An Herrmann's linker Seite saß ein überaus schweigsamer Amerikaner, der nur die Zeitung las, wenn er nicht aß oder trank, und an seiner rechten hatte der jüngste Sohn der englischen Familie seinen Platz gefunden, der natürlich gewöhnt und erzogen war, einen unbekannten Fremden keines Blickes zu würdigen. So behielt unser Freund seine ganze Zeit für sich und seine Beobachtungen und es machte ihm eine große Freude, den glänzenden Appetit Mr. Charles Vernon's zu bewundern, der aß oder trank, so lange und oft ihm Etwas geboten ward und in den unvermeidlichen Pausen sein Glas in das Auge klemmte, um Miß Kitty mit einem eigenthümlichen Blick anzustauen und zwischen durch zur Abkühlung seiner heißen Gefühle ungeheure Stücke Eis in Champagner zu verschlucken, nachdem er sich einer damit gefüllten Schüssel für seine Person ganz allein bemächtigt hatte. Bisweilen nickte er ihr auch mit kaum bemerklicher Kopfbewegung und freundlich glotzenden Augen zu und erhob dabei sein Glas, um es auf ihre Gesundheit bis auf den Grund zu leeren; was Miß Kitty aber darauf that und ob sie den Gruß erwiderte, konnte der sonst aufmerksame Beobachter nicht wahrnehmen, ohne sich vornüber zu beugen und nach ihr hinzusehen, und das that er nicht, weil er nicht liebte, sich sichtbar um Leute zu kümmern, die sich so wenig um

ihn wie um die ganze übrige Welt zu kümmern schienen. Endlich aber wurde es ihm in dem übervollen Speisesaal zu heiß, und da er gesättigt war und durch seine Nachbarn auf keine Weise gefesselt wurde, stand er auf und begab sich in sein Zimmer, wo er sich so ermüdet fühlte, daß er eine Stunde zu ruhen beschloß und sich zu dem Ende auf sein Sopha legte, welches unmittelbar vor der großen Flügelthür stand, die in das Nachbarzimmer führte, welches mit zu der Wohnung der Engländer gehörte. Er hatte vielleicht schon eine halbe Stunde geschlafen, als er plötzlich durch laute Stimmen geweckt wurde, die sich im Nebenzimmer hören ließen, und erst wurde ihm klar, daß ihm kein Wort entgehen würde, welches darin gesprochen wurde, wenn er nur seine Ohren offen halten wolle. Daß er dies that, dazu veranlaßte ihn namentlich der Umstand, daß er unter den Redenden die Stimme Miß Kitty's vernommen hatte, die mit Miß Rosamond das Zimmer zu bewohnen schien, und Beide setzten sich sogar auf das Sopha, welches, nach dem nahen Klange ihrer Stimmen zu schließen, ebenfalls unmittelbar an der Thür stehen mußte.

Im ersten Augenblicks als Herrmann diese Beobachtung machte, fühlte er sich geneigt, seinen indiscreten Platz aufzugeben, allein die Erfahrung, die er erst vor drei Tagen unter den Platanen in Ouchy gemacht, ließ ihn seine erste Regung beseitigen; seine Neugierde war einmal geweckt, und so blieb er unbeweglich liegen, voller Spannung der Unterhaltung entgegensehend, die

gleich nach den ersten Worten Miß Rosamond's eine interessante zu werden versprach.

»Liebe Kitty,« begann die Tochter des Lords mit ihrer schmiegsamen und zärtlich klingenden Stimme, »ich bitte Dich, sei freundlich gegen den armen Mr. Vernon. Sieh, er ist nur Deinetwegen noch einmal zu uns gekommen, und wenn Du ihn diesmal wieder zurückweisest, geht er auf Jahre von uns fort und, bleibt im Auslande, bis er – bis er seinen Schmerz überwunden hat.«

Miß Kitty lachte laut auf. »Dein Bruder – Mr. Charles Vernon, wollte ich sagen, meine Liebe,« erwiderte sie, »kann gar keine Schmerzen empfinden, haha! Wenigstens um mich nicht. Ich kenne ihn besser als Ihr Alle.«

»Du kennst ihn eben nicht, wenn Du so sprichst. Er ist ein vortrefflicher Mensch in seiner Art – das kannst Du mir glauben.«

»In seiner Art – ach ja, darin magst du Recht haben, Rosamond. Aber aufrichtig gesagt, seine Art ist nicht meine Art und das ist der ganze Unterschied zwischen uns.«

»Was soll das lange Reden, Kitty! Du weißt, was meine Mutter, die ihn liebt, wie sie nie Jemand geliebt hat, und die sein ganzes Vertrauen besitzt, wünscht und hofft, um ihn endlich von seinem ewigen Umherschweifen zur Ruhe kommen zu lassen. Nur Du kannst seinen irrenden Geist lenken und sein heißes Blut dämpfen.«

Hier unterbrach die Redende ein fast schallendes Gelächter Seitens der allmälig lustig gewordenen Miß Kitty. »Daß sein Geist irrt,« rief sie, noch immer lachend, »das weiß ich freilich, daß er aber heißes Blut haben soll –

Rosamond, darüber möchte ich mich, nimm es mir nicht übel, vor Lachen ausschütten.«

»Lache nur, lache – es wird auch einmal eine Zeit kommen, wo Du nicht mehr lachst, und wenn der arme Mr. Vernon jetzt nicht ganz glücklich und darum still und niedergedrückt ist, so weißt Du den Grund davon. Also wo zu das lange Reden zwischen uns, sage ich. Ich habe jetzt nur eine Bitte: darf Mr. Vernon zu Dir kommen und Dir sein ganzes Herz darlegen?«

Es entstand eine Pause im Nebenzimmer; Miß Kitty schien ernst und bedenklich geworden zu sein. Plötzlich aber erhob sie die Stimme und mit einem deutlich erkennbaren Unwillen rief sie: »Die Sache muß ein Ende nehmen, Rosamond; ich will Ruhe haben, wenn ich nach Hause komme. Laß Mr. Vernon also erscheinen, wenn er erscheinen muß, und dann soll er vernehmen, was ich ihm sagen kann.«

Miß Rosamond nahm diese Worte, die sie ohne Zweifel von einer falschen Seite auffaßte, mit, einem lauten Händeklatschen entgegen. Dann schien sie ihre Freundin zu umarmen, wenigstens hörte Herrmann Weber jenen angenehmen Schall, den nur ein lebhaft aufgepreßter Kuß hervorzurufen im Stande ist. Im nächsten Augenblick sprang Jemand vom Sopha auf und eilte nach der Thür und man hörte deutlich, wie sich dieselbe hinter der Abgehenden schloß. Daß Miß Rosamond das Zimmer verließ, entnahm der lauschende Mann daraus, daß die darin Zurückbleibende von ihrem Sitze aufstand und rasch ein paar Schritte hin und her that, aber wahrhaftig

nicht wie Jemand, der einen sehr ernsten Besuch erwartet, denn sie trillerte lustig ein Lied vor sich hin und bewies eine Geläufigkeit als Coloratursängerin, daß Herrmann ein angenehmes und doch wehmüthiges Gefühl durchrieselte, als er es hörte.

»Was wird es nun geben?« fragte er sich. »Wird die neuliche Scene unter den Platanen hier ihre zweite Auflage erleben? Nach Allem, was ich wahrgenommen und gehört – ja, und dabei mache ich die sehr billige Erfahrung, daß diese Miß Kitty eine sehr gefährliche Person ist. Haha! wer hätte das ihrem lachenden Gesicht und ihren sanften Augen angemerkt! Aber – die sanftesten Augen sind freilich oft die gefährlichsten, wie stille Gewässer in der Regel tief sind. Doch still – die Thür geht wieder auf und wahrhaftig – es ist Mr. Charles Vernon, der seine heißen Gefühle ausschütten will!«

Er hatte Recht; der junge Engländer war eben bei Miß Kitty eingetreten und nachdem er sie mit einigen Worten in seiner Muttersprache begrüßt, sagte er, während Jene noch immer leise trillernd auf und ab ging:

»Wollen wir nicht auf dem Sopha Platz nehmen? Es ist so heiß heute.«

»Nehmen Sie immerhin Platz, Mr. Vernon; eben weit es so heiß ist, setze ich mich nicht dahin.«

»Dann ist es mir auch einerlei, ob ich stehe,« erwiderte der Engländer ruhig.

Miß Kitty lachte wieder heiter auf, dann aber sagte sie im natürlichen scherhaftem Ton: »Damit Sie sehen, daß ich nicht grausam bin und Mitleid mit Ihrer ewigen

Müdigkeit habe, will ich mich auf das Sopha setzen, damit auch *Sie* sich darauf setzen können. Wohlan, mein Herr, ich sitze.«

Beide Personen nahmen dicht an der Thür Platz und Miß Kitty trillerte wieder leise vor sich hin, was vielleicht eine ihrer Gewohnheiten war, vielleicht aber in diesem bedenklichen Augenblick auch ein Nothbehelf, um sich die bevorstehende Unterhaltung ein wenig zu erleichtern, und zugleich ein Versuch, dadurch ihren Gleichmuth zu bewahren. Plötzlich krachte das Sopha, der Engländer schien eine hastige Bewegung gemacht zu haben, und Herrmann bedauerte, bei den Worten, die er nun sprach, nicht sein phlegmatisches Gesicht betrachten zu können.

»Miß Kitty,« sagte er mit einem Nachdruck, »mir ist zwar Alles so ziemlich einerlei, aber ich bin der Meinung, daß Sie jetzt lieber denken als singen sollten.«

»Wer sagt Ihnen, Mr. Vernon,« erwiderte Miß Kitty rasch und ernst, »daß ich nicht *denke*, wenn ich singe? Ich denke immer, sogar im Schlafe, und es wäre meiner Ansicht nach ein großer Vortheil, wenn – andere Menschen auch im Wachen denken wollten. Doch – das ist Ihnen ja Alles einerlei, ich weiß es – zur Sache also. Miß Rosamond hat mir gesagt, daß Sie mich sprechen wollten – was haben Sie mir zu sagen?«

»Was ich Ihnen zu sagen habe, wissen Sie so gut wie ich.«

»Nein, ich weiß durchaus nicht, was Ihnen *jetzt* zu sagen beliebt. Also sprechen Sie.«

»Dann will ich Ihr Gedächtniß zu wecken suchen, Miß Kitty, und ich werde mich kurz fassen, wie ich es immer thue. Sie wissen, daß ich Ihnen in London sechs Monate Bedenkzeit ließ, um den Vorschlag, den ich Ihnen damals machte, zu überlegen. Die Zeit ist um und Sie kehren in den nächsten Tagen zu Ihrem Vater zurück. Bis dahin muß Alles – ich sage Alles – zwischen uns abgemacht sein.«

Miß Kitty stieß einen kichernden Ton halb unterdrückter Freude aus und rief: »Damit bin ich einverstanden. Bis dahin soll Alles abgemacht sein. Also weiter!«

»Nun denn – freuen Sie sich, daß ich zurückgekehrt bin, oder nicht? Ihr Ja oder Nein wird mir schon andeuten, was ich von Ihnen zu erwarten habe.«

Miß Kitty zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte sie fest und entschlossen: »Mr. Vernon, ich könnte Ihnen hier mit Ihren eigenen Lieblingsworten entgegnen und sagen: es ist mir Alles einerlei, aber das sage ich nicht, denn ich freue mich wirklich, daß nun – Alles bald abgemacht sein wird, und darum eben sang und trillerte ich vorher.«

»Ich glaube es wohl, aber diese Ihre Freude gefällt mir nicht recht. Ich sähe Sie lieber schweigsam, ernst, o, und daß Sie ernst, sehr ernst sein können, das weiß ich sehr wohl. Ich habe Sie schon einmal mit dem Vesuv verglichen, den ich vor zwei Jahren sah. Manchmal, wenn die Sonne auf seinen Krater scheint, sieht er so still und friedlich aus, wie ein Berg in Yorkshire, aber manchmal schüttelt und bäumt er sich und speit Flammen und Rauch aus,

die Verderben drohen. Was sind Sie nun heute – friedlich oder wild – ich weiß es noch nicht recht.«

»Ist es Ihnen denn nicht ganz einerlei, was ich bin?« fragte die neckische Dame mit einem leisen Kichern.

»Nein, das ist mir nicht einerlei.«

»Nun, dann sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, dann werden Sie bald sehen, wie der Vesuv sich heute beträgt.«

Mr. Charles Vernon schien sich auf seinem Sitze zu dehnen und auf eine längere Rede und zu einem größeren Kraftaufwande vorzubereiten, denn das Sopha krachte unter seiner Wucht. Gleich darauf aber begann er die Rede mit einem so schläfrigen Ton, daß man wahrhaftig nicht daraus auf eine leidenschaftliche Hingebung seines liebeseligen Herzens schließen konnte.

»Miß Kitty,« sagte er langsam und bei jedem Satze eine längere Pause eintreten lassend, als müsse er neue Kräfte zur Sammlung seiner Gedanken fassen, »Sie wissen, wer ich bin, und kennen meine Familie. – Auch wissen Sie, wie meine Verhältnisse gegenwärtig beschaffen sind und was ich noch Größeres von der Zukunft zu erwarten habe. – Außerdem sind Sie, so weit Sie es sein können, die Freundin meiner Schwester und haben es verstanden, der Liebling meiner Mutter zu werden, was noch nicht vielen jungen Mädchen zu Theil geworden ist. – Ach ja, und das ist Ihnen gar nicht schwer gefallen. – Sie wissen sich die Herzen aller Derer im Sturmschritt zu erobern, die das Glück haben, in Ihre Nähe zu kommen. – Wodurch Ihnen das gelingt, das weiß ich selber nicht und

das ist mir auch im Ganzen einerlei. – Genug, es ist so. – Nun bitte ich Sie, machen Sie meine Familie noch glücklicher als sie jetzt schon ist. – Reichen Sie mir Ihre Hand und wenden Sie mir Ihre Liebe zu. – Alles Uebrige, was dann noch kommen mag, ist mir ganz und gar einerlei.«

Nachdem er dies mit Mühe zu Ende gebracht, entstand eine Pause, und Herrmann hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er die Mienen der beiden Beteiligten in diesem Augenblick hätte beobachten können. Miß Kitty trillerte und kicherte nicht mehr, sie war ganz still geworden und nichts mehr, keine Bewegung, keine Atemzug verrieth ihre Anwesenheit.

Herrmann kam die immer länger dauernde Pause mit der Zeit bedenklich vor. War die spröde Dame durch das glanzvolle Anerbieten befriedigt, oder besann sie sich nur, was sie ihrem zweiten Verehrer auf seinen Antrag erwidern solle?

Da drang ein heiterer Laut endlich von ihren Lippen herüber und Herrmann kam es so vor, als müsse dabei ein fröhliches Lächeln über ihre sprechenden Züge gleiten.

»Mr. Charles Vernon,« sagte sie mit ernster und völlig unbewegter Stimme, »Sie sind so eben recht aufrichtig gegen mich gewesen und so will ich es auch sein. So ehrenvoll Ihr Antrag, von einem Gesichtspunkt aus betrachtet, auch für mich lauten mag, so haben Sie doch, indem Sie ihn zu Tage beförderten, mein innerstes Wesen, meine Neigungen und Abneigungen, meine persönlichen Wünsche und Hoffnungen, nicht im Geringsten dabei in Anschlag gebracht. Ich strebe wahrhaftig nicht

nach äußerem Glanz und nach äußeren Ehren, wie so viele Frauen es thun, so gut ich auch die Ihnen verliehenen Gaben zu schätzen und zu würdigen weiß und der Annehmlichkeiten mir bewußt bin, die aus solchen Gaben entspringen. Was nun die Art von Neigung oder Wohlwollen betrifft, die Sie auf meine geringe Person geworfen zu haben sich einbilden, so halte ich dieselbe nur für eine Selbstdäuschung Ihrerseits und für ein Zeichen, daß auch Ihre Phantasie einmal vorübergehend aus dem apathischen Schlummer geweckt worden ist, in dem Sie sich, wie Sie mir oft selbst gesagt und durch die That bewiesen haben, seit Ihren Kinderjahren befinden. Ja, Sie sehen mich groß und verwundert an, aber ich bin es mir selbst, Ihnen und Ihrer Familie schuldig, die mir so viele Beweise ihrer Theilnahme und Freundschaft gegeben hat, in diesem Augenblick Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen, damit Sie nicht in jener Selbstdäuschung beharren, die Sie auf einen ganz falschen Weg geleitet hat. Von der ersten Stunde an, wo Sie mich sahen, verfolgten Sie mich mit Ihren Blicken, und ich verstand diese Blicke wohl. Bald fügten Sie denselben auch bestimmtere Andeutungen hinzu, und ich habe dieselben nie zu fördern und zu klären gesucht. Im Gegentheil, ich wisch allen Ihren Anspielungen beharrlich aus, und das hätte Sie selbst über meine Ansicht klar machen sollen. Endlich, ohne irgend einen haltbaren Grund dafür zu haben, trugen Sie mir in England Ihre Hand an, und als ich dieselbe entschieden abwies, waren Sie so kühn, mir ein halbes Jahr

Bedenkzeit zur Ueberlegung Ihres Antrags zu stellen, obgleich ich Ihnen schon damals sagte, daß dies nicht nöthig sei und daß ich mich schon lange bedacht habe. Nun ist das von Ihnen bestimmte halbe Jahr vorüber und Sie erscheinen vor mir mit demselben Antrage, ohne selbst bedacht zu haben, daß dies bei mir ein vergeblicher sein muß. Muß, sage ich, und die Gründe dafür habe ich Ihnen nicht anzugeben. Sie werden ungeduldig, Mr. Vernon, ich sehe es nun, so will ich ein für alle Mal rasch zu Ende kommen. Ja, ich liebe Ihre Eltern, Ihre Schwester und auch Sie sind mir durch manche Eigenschaft, die andere Männer nicht haben, bis zu einem gewissen Grade werth geworden. Aber die Eigenschaften, welche mich zu einer Handlung auffordern könnten, die Sie von mir verlangen, mit einem Wort, die Eigenschaften, die meine Liebe für Sie erwecken und mich bestimmen könnten, Ihnen meine Hand zu reichen, die, Mr. Vernon, besitzen Sie nicht.«

»Mr. Vernon!« dachte Herrmann mit einer eigenthümlichen Regung, die fast dem Mitleiden glich, »was sagen Sie nun? Ich dächte, auch dieser Korb wäre deutlich genug verabreicht. Ha – er bewegt sich – er stampft mit den Füßen. Wie, sollte es wieder eine Platanenscene geben?«

Mr. Vernon hatte sich aus seiner ersten Niederlage mit einer bei ihm seltenen Energie aufgerafft. »Warum besitze ich diese Eigenschaften nicht?« fragte er etwas heftig, »und welche Eigenschaften muß ein Mann haben, dem Sie Ihre Hand bewilligen werden?«

Miß Kitty, von der Last befreit, die auf ihrer Seele gelegen, war wieder das alte heitere und fröhliche Wesen geworden. Sie lachte mit einem Mal bei dieser Frage hell auf und versetzte sogleich: »Das ist eine Frage, Mr. Vernon, die ich mir nur selbst vorzulegen und zu beantworten das Recht zu haben glaube, obgleich ich wahrhaftig noch nie so weit gekommen bin. Wenn der rechte Mann einmal vor mich bin tritt, dann werde ich ihn gewiß erkennen, verlassen Sie sich darauf – Sie aber sind der rechte nicht.«

»Aber mein Gott, warum denn nicht?« wiederholte Mr. Vernon mit laut röchelndem Atem. »Bin ich nicht noch dazu der Sohn eines Lords und künftig selbst ein Lord?«

Miß Kitty lachte mit ihrer silbernen Stimme noch heller auf als vorher. »Ja, das sind Sie,« sagte sie mit naiver Ironie, »aber darum sind Sie der rechte Mann noch lange nicht, wenigstens nicht in meinen Augen. Darüber hat jedes Mädchen so seine eigenen Ansichten.«

»Ja, ja doch, Miß Kitty, aber Sie sagen ja selbst, daß ich Ihnen schon jetzt in mancher Hinsicht werth bin. Ist denn das nicht der Anfang Ihrer Liebe?«

»Ach, Mr. Vernon,« versetzte Miß Kitty mit ungewöhnlichem Ernst, »sprechen Sie doch gar nicht von Liebe. Was verstehen Sie davon! Liebe ist etwas ganz Anderes, als was Sie empfinden.«

»O nein doch, ganz und gar nicht, Miß Kitty. Liebe ist in meinen Augen immer nur Liebe und was darum und daran hängt, das ist ja Alles einerlei.«

Jetzt ließ sich wieder ein leises Trillern auf Seiten Miß Kitty's vernehmen, das in ein allmälig wachsendes Gelächter überging. »Nun ist es gut,« rief sie plötzlich. »Sie haben meinen Bescheid und dabei bleibt es. Wir verstehen uns einmal nicht, und das ist nicht meine Schuld.«

»Meine auch nicht, Miß Kitty, ich habe mich ja so verständlich wie möglich gemacht. Aber noch Eins will ich Ihnen sagen. Vielleicht verstehen Sie mich dann. Sie haben mir früher einmal gesagt, daß Sie nicht immer in England wohnen möchten, so schön auch unsre Landsitze, und so rauschend das Leben in London seien. Sie würden nur ungern Ihr bergiges Land, Ihren Vater verlassen und nur mit Herzeleid davon scheiden. In dieser Hinsicht bin ich entschlossen, Ihren Wünschen ein Opfer zu bringen. Mögen Sie in Genf, in Argentières, in Vevey oder sonst wo wohnen wollen – mir ist das Alles jetzt einerlei. Ich ziehe mit Ihnen dahin und baue Ihnen überall einen Palast, wie ihn noch kein Engländer hier erbaut.«

»Lieber Mr. Vernon,« erwiderte Miß Kitty mit schmelzender Stimme und man hörte ihr an, wie die Beharrlichkeit des nordischen Insulaners ihr ein peinliches Gefühl erregte, »stehen Sie auch davon ab. Ich will keinen Palast und bedarf seiner nicht. Eine Hütte ist mir viel lieber, wenn das rechte Herz mit mir darin wohnt. Und das – das haben Sie nicht.«

»Nicht?« sagte der Engländer mit einer bisher nicht verrathenen Bitterkeit. »Ich habe nicht das rechte Herz?«

»Nein, Sie haben es nicht und hiermit ist Alles gesagt.«
»Also Sie weisen meine Hand entschieden zurück?«

»Entschieden – und für immer. Das ist mein letztes Wort. Leben Sie wohl, Mr. Vernon!«

Herrmann konnte den jetzt stattfindenden Abschied nicht sehen, aber er errieth ihn. Der Engländer hatte mit wuchtigen Tritten, ohne noch ein einziges Wort zu sprechen, das Zimmer verlassen, und in diesem Zimmer blieb es fortan still, nachdem nur noch ein seufzerartiger Laut, den nur eine erleichterte Brust ausstoßen konnte, hörbar geworden war.

Herrmann Weber blieb ruhig in der angenommenen Lage liegen und es waren sehr ernste Gedanken, die jetzt sein Hirn durchfurchten. Auch dieser Auftritt hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, einen noch tieferen als jener viel rascher und ungestümer verlaufende in Ouchy unter den Platanen. Als sich aber aus den anfangs verworrenen Gedanken allmälig klarere entwickelt hatten, sagte er zu sich: »Es ist seltsam, höchst seltsam! Da habe ich schon wieder eine hübsche Lehre, die Fortsetzung von jener ersten erhalten. Ich bin hier vom Schicksal außerdentlich begünstigt und muß ihm dankbar sein. Aber mein Gott, was ist denn das für ein wunderbares Wesen, das mit russischen Grafen und englischen Lordssöhnen umspringt, als wären es Gassenbuben, mit denen anständige Leute sich nicht einlassen können! Wie muß denn wohl eigentlich der rechte Mann beschaffen sein, der diese alle aus dem Sattel hebt und mit dem man lieber in einer Hütte als mit jenen in einem Palaste wohnen möchte? Nun wahrhaftig, jetzt bin ich nicht neugierig mehr,

wer diese Dame ist, sondern ich habe ein wahrhaftes Verlangen, ihre näheren Verhältnisse kennen zu lernen. Ha! Doctor Daumont – den will ich aufsuchen, er kennt sie und was er von ihr weiß, das sagt er mir gewiß.«

In diesem Augenblick wurde im Nebenzimmer stürmisch die Thür aufgerissen und Miß Rosamond stürzte mit einer Art Weheschrei herein.

»Kitty, Kitty,« rief sie laut, »was hast Du gethan? O, der arme Charles, er ist in Verzweiflung – er will sofort nach Egypten abreisen und erst nach zehn Jahren wiederkommen!«

Miß Kitty lachte herzlich auf. »Nach Egypten?« rief sie. »Auf zehn Jahre? O, das ist leider nur eine zu kurze Zeit, um daselbst ganz zur Mumie zu werden.«

»Wie, Du spottest noch? Und denkst Du denn gar nicht daran, was die Mama und der Papa dazu sagen werden?«

»Rosamond,« sagte nun Miß Kitty ernst und nachdrücklich, »höre mich an. Ich will Dir nicht wünschen, daß Du jemals in eine Lage kommen mögest, wie die war, in welcher ich mich in diesen Tagen befunden habe. Daß Dein Papa und Deine Mama Kummer über ihren ältesten Sohn, Deinen Bruder, haben, thut mir allerdings leid, aber über mich können sie keinen haben. Meine Gefühle gehören mir und keine äußere Rücksicht kann mich bestimmen, sie zu Gunsten Anderer zu verläugnen. Das habe ich auch heute nicht gethan. Ich liebe Deinen Bruder nicht und so darf ich ihn nicht betrügen, denn er selbst würde es später bereuen, ein Weib genommen zu haben, das nur wie ein todter kalter Stein an seiner Seite

lebt und in sich selbst verwittert, weil es keine Nahrung für seine Seele gefunden hat. Du bist ein vernünftiges Mädchen, Rosamond, und so spreche ich vernünftig zu Dir. Stelle auch Du Deiner Mutter die Sache aus diesem Gesichtspunkte vor, denn ich mag kein Wort weiter, weder mit ihr noch mit irgend einem Anderen von Euch, darüber reden. Komm, gieb mir einen Kuß und sei meine gute Rosamond. So. Jetzt aber laß uns dies drückend heiße Zimmer verlassen, ich muß frische Lust schöpfen – denn ach! ich bin eine Tochter der Berge und nur ihre Farben und Lüfte thun mir wohl!«

NEUNTES CAPITEL. HERRMANN'S NEUGIERDE WIRD ENDLICH BEFRIEDIGT.

Es ging wieder gegen Abend. Die meisten Gäste im Hotel Monnet hatten sich in der Umgegend zerstreut oder fuhren schon auf dem See umher, und nur wenige ältere Leute waren in ruhiger Betrachtung des herrlichen Landschaftsbildes im schattigen Garten und auf der Terrasse desselben am See zurückgeblieben. Herrmann, der nicht wußte, wann Doctor Daumont nach Montreux zurückkehren würde und der ihn gern noch vor seiner Abfahrt sprechen wollte, hatte den alten Herren bisher vergeblich gesucht, und um ihn nicht zu verfehlen, wenn er von seinem Besuche heimkehrte, den er nach Aussage eines Kellners in der Stadt abstattete, war ebenfalls im Garten geblieben, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß des Doctors Wagen und Pferd noch im Hotel stehe. So konnte er jetzt jeden Augenblick benachrichtigt werden, daß

der Erwartete da sei und dieser Benachrichtigung sah er mit einiger Ungeduld entgegen, da sie sich von Stunde zu Stunde verzögerte. Endlich aber kam der alte Herr und ließ sogleich seinen Wagen anspannen, um nach Hause zu fahren. Als ihm aber nun Herrmann in den Weg trat und noch ein Anliegen besonderer Art zu haben vorgab, sagte der gutmütige Mann:

»Charmant, so begleiten Sie mich eine Strecke zu Fuß nach Montreux hin, ich lasse dann meinen Wagen langsam vorausfahren. Der Abend ist schön und lang und Sie behalten noch Zeit genug, nach Ihrer Rückkehr die allbeliebte Promenade auf dem See zu machen. Ich hatte mir zwar vorgenommen, mich noch nach einer mir bekannten Dame umzusehen, aber die schwimmt gewiß auch schon auf der blauen Fluth und so wäre meine Absicht doch vereitelt worden.«

Er sprach dies, während er mit Herrmann schon auf die Straße getreten war und langsam gehend den Weg nach Montreux einschlug.

»Ich kann mir denken,« erwiderte Herrmann lächelnd, »welche Dame es ist, die Sie noch sprechen wollten, wenigstens verhießen Sie ihr eine Fortsetzung des Morgen gesprächs, als Sie von ihr schieden.«

»Ah, ja, Sie saßen ja in der Nähe der Engländer, ich erinnere mich, als ich die Wanda sprach, es ist ja wahr. Ja, freilich, die ist es, die ich noch sprechen und der ich einen herzlichen Gruß an ihren Vater auftragen wollte.

»Darf ich fragen,« fuhr Herrmann etwas zögernd fort, »wer diese Dame ist? Ich bin ihr nun schon einige Male

und stets unter etwas seltsamen Verhältnissen begegnet, und noch immer weiß ich nicht, wen ich mir unter ihr zu denken habe.«

»Hm, ja!« erwiderte der Arzt, auf eine feine Art lächelnd und dem jungen Mann an seiner Seite schmunzelnd zunickend, »ich glaube es wohl, daß Sie wissen möchten; wer sie ist, und so hat schon Mancher gefragt, als er diese verführerische Creatur, dies Nixengesicht und diese Feengestalt gesehen. Nun, ich kenne sie und ihre Verhältnisse sehr genau und kann Ihnen ausführliche Auskunft darüber geben. Als ich vor vielen Jahren von Coblenz nach Genf übersiedelte, traf ich mit ihrem Vater zusammen, der wie ich aus einer alten emigrirten französischen Familie stammt, aber außer der Sprache den ganzen französischen Firlefanz längst bei Seite gelegt hat. Wir wurden damals herzlich befreundet und diese Freundschaft hat bis heute sich bewährt, obwohl wir uns nur selten sehen und höchstens alle Vierteljahre ein Briefchen wechseln. Nun, der alte de Saulier ist ein wackerer, liebenswürdiger Mann und von so solider Art, daß ich wahrhaftig nicht geglaubt, er würde sich eine so seltsame Tochter erziehen, was indessen keinen Tadel auf das schöne Wesen werfen und nur meine Verwunderung über den Unterschied zwischen Vater und Tochter ausdrücken soll. Jedoch, es ist ein ganz anderes Blut mit in die Töchter Saulier's gekommen, von denen die älteste nun auch schon dahin ist und dem alten Vater nur noch ein Söhnchen hinterlassen hat, das mit dieser Wanda seine ganze Familie bildet. Saulier's Frau war nämlich eine Polin, die

schöne Tochter einer vernehmen, verarmten Emigrant-familie. Diese war nach Genf gezogen und dort machte sich die Bekanntschaft. Die brave Frau, in der sich das ganze irdische Glück ihres Mannes verkörperte, ist nun aber schon seit acht Jahren todt, und das hat ihm zum Theil den Aufenthalt in Genf verleidet. So schnürt er denn immer beim Beginn des Sommers sein Bündel und verläßt seine Studien und Studenten – er ist nämlich Professor der neueren Sprachen in Genf – und zieht auf seine kleine Besitzung nach Argentières, wo er überaus still, von allem Verkehr fern und ganz seiner Liebhaberei, die sich in alten Jahren eingefunden, der Naturwissenschaft und der Beobachtung der Gletscherbewegung lebt. Natürlich ist er – ich will nicht sagen reich – doch wohlhabend genug, sich diesen Landsitz gestatten und überhaupt das Leben mit Behagen genießen zu können. Doch liebt er die Ruhe mehr als den Lärm der Welt und so zog er das stille Argentières dem unruhigen Chamouny vor. Von seinen beiden Töchtern, von denen sich die älteste sehr jung an einen preußischen Diplomaten in Bern verheirathete, der aber schon in den ersten Jahren seiner Ehe starb, ist diese seine jüngste Tochter jedenfalls die bedeutendste, sowohl an Geist wie an äußerer Begabung. Nach meiner Ansicht, und ihr Vater theilt dieselbe mit mir, obwohl er selbst daran schuld ist, daß er seinen Liebling auf eine ganz unverantwortliche Weise verzogen und verwöhnt hat, weshalb er denn auch ganz und gar von ihr beherrscht wird – ist diese Wanda ein ganz wundersames Gemisch von menschlichen Stärken

und Schwächen. Eitelkeit, auch wohl ein Bischen Gefall-sucht, kann man ihr gewiß nicht absprechen, doch wer-den sie bei Weitem von ihrem Uebermuth übertroffen, der in den seltsamsten Gestaltungen bei ihr zu Tage tritt, und so ist sie eine wahrhafte Nixe, eine Fee, ein Puck, der überall und mit Jedem sein Wesen treibt, Jedem sei-ne schwache Seite abzugewinnen weiß und somit Jeden beherrscht, der in ihre Nähe kommt, ohne daß er es selbst im Geringsten gewahr wird. Wahrhaftig, eine solche koboldartige Natur liebenswürdigster, verführerischster Art ist mir noch nie vorgekommen und es hüte sich, wer mit ihr Kirschen essen will. Sie hat eine ganz eigene Manier, die Leute zu kirren. Unbefangen, immer heiter und lustig, sieht sie aus wie ewiger Sonnenschein, und doch schläft ein Orkan in ihr, mit dem wahrhaftig nicht zu spaßen ist.
– Warum lachen Sie?«

Herrmann hatte dem gemüthlich Sprechenden schon lange mit wachsender Theilnahme zugehört. Bei den letzten Worten aber mußte er an die Rede Mr. Charles Vernon's denken, der Miß Kitty mit dem Vesuv verglichen hatte, und darum lächelte er. »Ich will es Ihnen nachher sagen,« versetzte er, »jetzt unterbrechen Sie sich nicht und fahren Sie in Ihrer Schilderung Wanda oder Catharina de Saulier's fort, denn so muß sie auch heißen, da sie sich von den Engländern Miß Kitty nennen ließ.«

»Ja wohl,« fuhr der Arzt lebhaft fort, »so heißt sie auch; Wanda aber, und das ist ebenfalls eine Eigenthümlichkeit von ihr, läßt sie sich nur von sehr befreundeten

Personen nennen, und wem sie diesen Namen unbeanstandet zu gebrauchen erlaubt, der kann überzeugt sein, daß er bereits einen Stein bei ihr im Brett hat. Doch das nur beiläufig, ich bin mit ihrer Schilderung noch nicht fertig. – Was nun ihre geistigen Fähigkeiten anbetrifft, so hat sie allerdings das Zeug dazu, den Tröpfen ein wenig stark auf die Finger zu klopfen. Von ihrem Vater, ihrer Mutter und anderen vortrefflichen Lehrern hat sie eine ausgezeichnete Erziehung genossen und einen Grad allgemeiner Bildung erreicht, der beim weiblichen Geschlecht selten gefunden wird. Sie spricht eine Menge Sprachen, wie ihr Vater, ist in der Literatur und Geschichte wie ein Professor bewandert und könnte, wenn sie ein Mann wäre, den ersten besten Katheder besteigen und eine Vorlesung halten, die gewiß Beifall finden würde, denn ihr neckischer Dämon giebt ihr ganz sonderbare Einfälle ein, wie sie selten ein Menschenkind hat. – Das mag so ungefähr der allgemeine Umriß sein, den ich Ihnen von ihrem Charakter und Wesen entwerfen kann, und wenn ich noch hinzufüge, daß sie das schöne Talent besitzt, mit ihrer gewandten und wohlklingenden Stimme die reizendsten Lurleylieder zu singen, dann denke ich, werden Sie meine Schilderung ziemlich vollständig finden. Gegenwärtig ist sie auf der Rückkehr zu ihrem Vater nach Argentières begriffen. Vor acht Monaten nämlich hielt sich Lord Durham mit seiner Familie in Genf auf und machte daselbst die Bekanntschaft des alten Saulier. Die englischen Damen fanden ein lebhaftes Gefallen an dem lieben wilden Puck und beredeten ihren Vater so

lange, bis er sich nach heftigem Widerspruch entschloß, die Wanda mit nach England zu geben. Nun, da ist sie bis jetzt bei den Durhams gewesen und diese bringen sie endlich wieder ihrem Vater heim. Wie mir scheint – und ich habe das mehr aus Wanda's spitzigen Worten errathen, als daß sie es mir geradezu gesagt hätte, – geht sie aber mit etwas überflüssigem Ballast beschwert in den väterlichen Hafen. Ich kann mich zwar darin irren, aber möglich ist es immerhin, daß auch der älteste Sohn des alten Lords, der heute gekommen ist, sich in die Lurley vergafft hat, und nun zieht er ihr nach, wie der arme Schiffer auf dem Rhein, wobei ich nur hoffen will, daß den Engländer nicht des Schiffers Schicksal ereilt. – Ha, da lachen Sie schon wieder – haben Sie vielleicht auch schon davon nähere Kunde?«

»Ich will aufrichtig sein,« erwiderte Herrmann mit seiner natürlichen Offenherzigkeit. »Ja, ich habe Kunde davon. Der Engländer ist wirklich bezaubert und gefangen, aber – die Lurley ist eben die Lurley – sie kümmert sich um den Jammer ihres armen Opfers nicht, hat ihn aber auch nicht, wie die alte Circe, eingesperrt, sondern ihm für ewige Zeiten – die Freiheit gegeben.« Und nun erzählte er mit kurzen Worten, was für interessante Beobachtungen er so zufällig in Ouchy und Vevey gemacht.

»Wie?« rief der alte Doctor mit sichtbarer Verwunderung, »also sie hat ihm wirklich, wie man sagt, den Laufpaß gegeben? Nun, bei Gott, da ist es diesem Lordssohn ganz ebenso wie vielen Anderen ergangen. Aber wahrhaftig, wohin das Mädchen denkt und was sie eigentlich

will, weiß ich nicht. Nie haben sich einem solchen Wesen bessere Partien geboten als ihr, und ich selbst könnte gewiß schon ein halbes Dutzend Körbe zusammenzählen, die sie nach und nach vertheilt hat. Abgesandte aller Volksstämme haben ihr zu Füßen gelegen und sie hat alle angelächelt, aber keinen erhört. Bei Gott, ich bin ein alter Mann, der für Dergleichen keinen Sinn mehr hat, aber so viel sehe ich ein, die Klippe, der Fels, an dem so viele Schiffe scheitern, muß hart und gefährlich sein, um so gefährlicher, da er eine so schöne verlockende Gestaltung hat. Denn nicht wahr, schön ist die Lurley von Argentières?«

Herrmann schüttelte, nachdem er eine Weile still nachgesonnen, den Kopf. »Nein,« sagte er endlich, »was ich schön nenne, ist sie eigentlich nicht. Einzelheiten an ihr sind allerdings schön, zum Beispiel der nymphenhafte prächtige Wuchs, das große, sprechende, triumphirende Auge, die wohlgeformten weißen Zähne, ihre reizenden Hände und vor Allem das Grübchen in der Wange, wenn sie so schelmisch lächelt; aber sie ist mehr als schön, wenn man alles Einzelne mit dem Ganzen zusammenfaßt.«

Der alte Arzt sah den so lebhaft Redenden verwundert und mit großen Augen an. »Nun, mein Gott,« rief er, »ich dachte schon, Sie wollten sie kritisiren – aber kann man denn schöner als schön sein?«

»O ja, das kann man, mein lieber Herr. Liebreiz und Anmuth sind verführerischere Gaben als die pure, nichts-sagende, kalte Schönheit, und einen Liebreiz, eine Anmuth besitzt diese Dame, wie ich sie noch bei keiner anderen gesehen habe. Eine eigenthümliche sylphenhafte Beweglichkeit in Sprache und Geberde, in Schritt und Tritt, in Blick und Miene sprüht ihr bei jeder Wendung aus allen Poren. Und gerade diese Beweglichkeit, diese Wandelbarkeit, diese proteusartige Mannigfaltigkeit, die ist es, glaube ich, die auf so viele Männer anziehend, aber leider auch auf manche abstoßend wirkt. Ich kenne sie freilich nicht näher und habe sie erst kurze Zeit beobachten können, allein so viel sehe ich schon ein, man kommt bei ihr nie zur Ruhe, wie sie selbst keine zu finden scheint. Der Wechsel ihres Ausdrucks, in Blick und Miene, im Sprechen und Bewegen, ist zu rasch, man kann ihm nicht folgen, sich keine ihrer Stimmungen zu eigen machen, und so geschieht es, daß sie einen ernsten und gediegenen Mann – ich spreche ehrlich – nur zu leicht – verstimmen kann. Mir, zum Beispiel, das können Sie glauben, würde ein solches Wesen nie gefährlich sein, denn sollte es jemals gegen mich die Lurley zu spielen oder gar zu sein versuchen, dann –«

»Na, was würden Sie?« fragte der alte Herr, neugierig und mit offenem Munde vor dem Redenden stehen bleibend.

»Dann würde ich nicht in den Abgrund des Rheines versinken, sondern ganz einfach mein Segel anders stellen, das Steuer herumwerfen und mit dem ersten besten Winde davon segeln, wohin er mich gerade treibt.«

»Bravo! Charmant!« nickte der Arzt, »da sind Sie mein Mann, so würde ich es vielleicht auch machen, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre. Aber – und hier lächelte der Alte geheimnißvoll – »wissen Sie, worüber ich mich wundere?«

»Worüber denn?«

»Daß Sie die kleine Person schon in so kurzer Zeit so genau studirt haben. Der Tausend auch! Sie haben ja jeden einzelnen ihrer Züge schon ertappt – sind Sie etwa ein Virtuos – in Erkenntniß der Frauennatur?«

Herrmann, als er das Wort ›Virtuos‹ hörte, dem erst etwas Anders folgen zu sollen schien, erröthete unwillkürlich, dann, als die letzten Worte erklangen, lächelte er und versetzte:

»Nun, ein Jeder hat so seine Liebhaberei und seine eigene Art und Weise, die Menschen zu betrachten, mit denen er zusammen geräth. Was kann man Besseres thun als beobachten, wenn man nicht reden darf. – Aber da hält Ihr Wagen, er erwartet Sie.«

»Ja, und nun geht es ein wenig bergauf, und Sie sollen nicht klettern. Na, das war eine ganz hübsche Unterhaltung und ich danke dem Himmel, daß er mir Ihre Bekanntschaft einen Tag früher verschafft hat, als es beschlossen war. Wann sehen wir uns also wieder?«

»Ich denke morgen, spätestens übermorgen.«

»Charmant! So leben Sie wohl und hören Sie – bleiben Sie bei Ihrem guten Vorsatz – drehen Sie bei Zeiten Segel und Steuer, wenn Sie einmal einer Lurley begegnen. – Ha, da fällt mir noch zur rechten Zeit ein – Sie gehen ja nach Argentières – *Mutter Didier* heißt die alte Frau, bei der Sie Quartier nehmen sollen, und Ihr Führer wird Sie bis vor ihr Haus bringen. Grüßen Sie sie von mir und warum ich Sie zu ihr schicke, wird sie von selbst begreifen. Doch das ist es ja wieder nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Vielleicht lernen Sie dort die – die Wanda näher kennen. Dann haben Sie die beste Gelegenheit, Ihrer Liebhaberei der Beobachtung obzuliegen. Und wenn Sie Lust haben, ihrem Vater einen Brief von mir zu überbringen, so soll er morgen in Ihre Hände gelangen.

»Wie?«

Herrmann besann sich keinen Augenblick. »Schreiben Sie,« sagte er ruhig, »ich werde ihn getreulich abliefern, und so habe ich doch wenigstens Aussicht, in Argentières nicht blos unter Felsen und Gletschern zuleben.«

»Haha, ja! Aber die Lurley, die Lurley, die auf dem Felsen wohnt und da ihren Sirenengesang erschallen lässt – nehmen Sie sich vor der in Acht!« und er drohte herzlich lachend mit dem Finger.

»Befürchten Sie nichts, lieber Doctor – ich bin schon gefeit, doppelt und dreifach – und gebrannte Kinder scheuen das Feuer, Sie wissen es ja.«

»Na ja, dann ist es gut. Und nun Gott befohlen. Auf Wiedersehen!«

Als Herrmann in den Garten des Hotel Monnet zurückgekehrt war, sah er seinen Gondolier vom vorigen Abend an der Treppe zum See stehen, als erwarte er Jemanden sehnsüchtiglich. Als er aber den Fremden erblickte, lächelte er freudig und schwenkte schon aus der Ferne den Hut. Gleich darauf kam er ihm hurtig entgegen und rief: »Ah, Monsieur, ne voulez-vous pas promener au lac aujour d'hui comme hier?«

»Gern, mein Freund,« erwiderte der Gefragte, »ist Eure Gondel zur Stelle?«

»Sie steht Ew. Gnaden zu Befehl – voilà!«

Herrmann stieg ein und sogleich legte sich der Gondolier mit Macht in die Ruder, der Mitte des Sees zustrebend, ohne den Fahrgast nach der Richtung zu fragen, die er dem Boote geben solle.

»Warum beeilt Ihr Euch denn so?« fragte Herrmann nach einer Weile, »wir haben ja Zeit und der Abend ist schön.«

»O, Monsieur, die Gondel mit den Engländern ist schon weit voraus. Sie wollen doch gewiß wieder den schönen Gesang hören, den gestern die junge Dame anstimmte?«

»Was diese Söhne des Südens aufmerksam und klug sind, wenn man sie gut bezahlt!« dachte Herrmann lächelnd, aber er nickte nur bejahend mit dem Kopf und die Gondel schoß nun wie ein Pfeil unter die übrigen hin, als ob es eine Wettfahrt zu unternehmen gälte. –

Wieder war der Abend köstlich und bot fast dieselben Erscheinungen wie der vorige dar, nur daß der Mond noch größer und voller geworden war und das erhabene Bild mit noch höherem Glanz überfluthen. Eins indessen war ganz anders wie am vorigen Abend und das sollte unser Freund sehr bald erfahren. Es dauerte keine halbe Stunde, so hatte der von Schweiß triefende Gondolier die große Gondel mit den Engländern eingeholt, die heute überaus träge und langsam auf dem mit Goldsternen besäten blauen Wasser schwamm. In der Gondel selbst, das gewahrte Herrmann auf den ersten Blick, als er in unmittelbarer Nähe ihr zur Seite folgte, herrschte heute keine besondere Heiterkeit. Niemand sprach ein Wort. Eine allgemeine Verstimmung schien sich der darin Sitzenden bemeistert zu haben und sogar die Kinder, die gestern so lebhaft geplaudert und munter gescherzt, verhielten sich still. Herrmann strengte seine guten Augen an, um die Gesellschaft zu zählen, aber so oft er es auch that, er nahm nur dieselben Personen wahr, die gestern darin gesessen. Mr. Charles Vernon also fehlte. Vielleicht war er schon auf dem Wege nach Egypten begriffen, um möglichst bald eine vollständige Mumie zu werden, wie Miß Kitty oder Wanda am Nachmittag sich gegen seine Schwester ausgedrückt.

Endlich, als man sich schon wieder auf der Rückkehr befand, wurde das erste Wort unter den Engländern laut und es kam diesmal aus dem Munde Lord Durham's selbst. »Wollen Sie nicht so gefällig sein,« wandte er sich

zu Miß Kitty, »uns auch heute ein hübsches Lied zum Besten zu geben?«

»Ich bedauere, Mylord,« lautete die freundliche, aber mit großer Bestimmtheit gegebene Antwort, »heute nicht dazu im Stande zu sein. Ich bin etwas heiser und muß mich erkältet haben.«

»O, das ist schade. Ich werde Ihnen heute Abend von meinen Catarrhtropfen geben.«

»Sie sind sehr gütig, Mylord, aber da ich nun bald nach Hause komme und bis dahin nicht mehr singen werde, dürften die Tropfen nicht nöthig sein. Meine Natur hilft sich stets von selbst.«

Der Lord nickte und schien etwas vor sich hin zu brummen. »Apropos,« nahm er dann noch einmal das Wort, »da Sie gerade vom Reisen sprechen – wann fahren wir morgen, liebe Sarah?«

Die durch diese Worte aus ihren müchterlichen Träumen geweckte Mylady seufzte laut auf, wandte sich phegmatisch zu ihrem Gemahl und erwiderte mit halb gebrochener Stimme: »Wann Du willst, mir ist – Alles einerlei!«

Beinahe hätte Herrmann über dieses Wort, das ihrem Lieblingssohn entlehnt schien und ganz in seinem Tone gesprochen wurde, laut gelacht. Indessen bezwang er sich und so ruderten die beiden Fahrzeuge langsam dem Hotel Monnet zu, wo sie beide fast zu gleicher Zeit anlegten. Herrmann verließ seine Barke jedoch erst, nachdem die Engländer bereits die Treppe erstiegen hatten, und nun reichte er seinem wackeren Gondolier die Hand, beschenkte ihn reichlich und sagte ihm Lebewohl.

»Reisen Ew. Gnaden denn auch schon ab?« fragte der junge Mensch, der ihm so schnell seine Zuneigung geschenkt.

»Ja, mein Freund, morgen.«

»Um welche Zeit? Ich möchte Ihre Koffer nach dem Dampfer fahren.«

»Ich weiß es noch nicht, doch konnt Ihr Euch morgen um neun Uhr danach erkundigen. – Gute Nacht!«

Herrmann trat in den langen Speisesaal, den er mit Menschen aller Nationen dicht besetzt fand. Die Engländer jedoch konnte er nicht ausfindig machen und da sie, wie er sich dachte, den Thee in ihren Zimmern tranken, so sah er sie heute nicht mehr. Ehe er aber zu Bett ging, packte er seine Koffer bis auf das Nothwendigste, und als er sich dann zur Ruhe legte, gestand er sich ein, daß er seinen bisherigen Erfahrungen ein großes Plus zu addiren habe, und im Ganzen behagte ihm die Summe, die er so hübsch rund schon vor sich sah. Namentlich erfreute es ihn, daß der Zufall so günstig über ihn gewaltet und auch ihm das bis jetzt unbekannte Argentières zum Ziel gegeben hatte. Das war eine unerwartete Zerstreuung ganz besonderer Art und ohne ein sanguinischer Optimist zu sein, versprach er sich mehr von diesem Ort, als er noch kurz zuvor von irgend einem auf seiner Reise erwartet hatte.

Am nächsten Morgen schlief er ungewöhnlich lange, als hätten ihn wieder angenehme Visionen auf seinem Lager gefesselt, deren jedoch keine in seinem Gedächtniß haften geblieben war, und als er später als sonst in den

Frühstückssalon trat, sich nach den Engländern umsah, sie auch jetzt nicht fand und endlich einen der Kellner nach ihnen fragte, vernahm er, daß sie schon um sieben Uhr mit dem Dampfboot nach Bouveret abgereist seien, um, wie der Lord bestimmt gesagt, zwei oder drei Tage später über den Col de Balme nach Chamouny zu gehen.

Der Fremde dankte und bat um seine Rechnung. Nach dem Frühstück aber schloß er seine Koffer in demselben Augenblick, als der Gondolier in sein Zimmer trat.

»Wann geht das nächste Boot nach Montreux?« fragte er ihn.

»Etwa um elf Uhr.«

»So nehmet meine Sachen und fahret sie nach dem Hafen. Ich werde zu Fuß dahin gehen, um mir noch einmal die Stadt zu betrachten.«

Der Gondolier trug die Koffer fort und bald nach ihm trat Herrmann in den Garten und blickte zum letzten Mal von hier aus nach den schönen blauen Alpen hinüber, denen er nun bald noch näher kommen sollte. Und da machte er eine ganz eigenthümliche Bemerkung, die ihm auf dieser Reise bisher noch nicht aufgestoßen war.

»Es ist sonderbar,« sagte er sich, »und doch ist es wahr, daß ein Ort, mag er durch Naturschönheiten so anziehend und durch das Treiben der Menschen so belebt sein, wie er will, oft plötzlich alle seine Reize und Vorzüge zu verlieren scheint, wenn die Menschen ihn verlassen, die ihn uns zum Theil interessant gemacht und ihn tiefer in unsere Erinnerung gedrückt haben. Was gehen mich eigentlich diese Engländer und ihre seltsame Begleiterin

an, mit denen allen ich kein Wort gesprochen habe – und doch fehlen sie mir hier und die Lücke, die sie bei ihrem Weggehen hinterlassen, erscheint mir so bedeutsam, als könnte sie kein Anderer wieder ausfüllen. Ja, fürwahr, das ist sehr seltsam und ich begreife den eigentlichen Zusammenhang nicht. Nun also, fort von hier, ich weile nicht gern auf einem Kirchhof und hier – mir steht es lebhaft vor der Seele – habe ich eine schöne Erinnerung begraben und die köstliche Vision, die mir auf diesem See erst lebendig ward, ist verschwunden und mir ist zu Muthe, als wäre sie hinter jene Berge gerückt, die so dunkel und geheimnißvoll herüberwinken. Wohlan denn, sie war zu schön, um sie auf ewig verloren zu geben. Steigen also auch wir über diese Berge und sehen wir, was für Räthsel hinter ihnen verborgen liegen.«

Als Herrmann den Hafenplatz an der Rousseausäule betrat, fand er ihn schon ganz mit Menschen gefüllt, die alle das Dampfboot erwarteten, um von dem heißen Vevey fort in die kühleren Bergschluchten zu flüchten. Fast Alle strebten nach dem Eldorado der Savoyischen Alpen, Chamouny, und Herrmann pries sein Geschick schon hier, daß es ihm einen stilleren Hafen bestimmt, obgleich auch er gespannt genug war, den König der europäischen Berge von dem schönen Chamounythal aus zu sehen. Endlich kam das Boot ruhig von Lausanne herangeschaufelt und Dank der Fürsorge des geschäftigen Gondoliers, die

sich bis zum letzten Augenblick bewährte, fand Herrmann bald einen guten Platz auf der Spitze des Dampfers, der ihn nun endlich seinem nächsten Ziele, Montreux, entgegentrug.

Im hellsten Sonnenschein führte der Dampfer seine kurze, ergötzliche Fahrt aus. Was der Reisende bisher im blinkenden Mond- und Sternenlicht und in den süßen Schatten der Nacht gesehen, sah er nun auch bei vollem Tagesglanz, aber der alte geheimnißvolle Reiz war davon gewichen, und das Getümmel auf dem übervollen Dampfer war nicht dazu geeignet, neue Genüsse ähnlicher Art wachzurufen. So war denn Herrmann froh, als er die Brücke bei Montreux betrat und bald war ein Träger gefunden, der mit den Koffern voran fahrend, ihm den Weg nach dem wohlbekannten Hause des Dr. Dau-mont zeigte.

Dies reizende und große Haus war auf einem Bergvorsprung dicht am Genfer-See und inmitten eines Blumengartens gelegen. Feigen-, ächte Kastanien-, Pfirsich- und Mandelbäume wuchsen im Freien, Granatblüthen funkelten aus dem dunklen Laube und das Ganze war von dem Duft der Rosen durchfluthet, die in wunderbarer Pracht und Schönheit in allen Winkeln blühten. Eben als der ziemlich sicher erwartete Gast in den Garten trat, kam ihm der gute Doctor selber entgegen und begrüßte ihn auf das Herzlichste.

»Es ist charmant, daß Sie heute schon kommen,« sagte der alte Herr. »Sehen Sie hier, da habe ich schon einen Brief für Sie, der erst heute Morgen eingetroffen ist. Nun

brauche ich ihn noch nicht unter der neuen Adresse nach Chamouny zu senden, und wenn er wichtig ist, können Sie ihn gleich von hieraus beantworten.«

Herrmann warf nur einen Blick auf die Adresse und sah, daß sie von der Hand seiner Tante, der Oberin im Krankenhouse, geschrieben war. Dankend steckte er ihn einstweilen in die Tasche und folgte dann dem Arzte in das wohleingerichtete Haus, wo dieser ihn alsbald seiner Familie vorstellte.

Herrmann befand sich hier vom ersten Augenblick an wie zu Hause. Der Ort selbst war so reizend gemüthlich, wie die ihn bewohnenden Menschen freundlich und herzlich waren. Dabei bot sich die Gegend, die östliche Ausbuchtung des Genfer-Sees, die schönste von allen, in ihrer ganzen Pracht dar; alle Bedürfnisse und Genüsse lagen unmittelbar zur Hand und nirgends, das sagte sich unser Freund sehr bald, konnte er es besser haben, als hier, um einen milden Winter angenehm zu verbringen und seine völlige Herstellung mit Ruhe abzuwarten.

Die Stunden vergingen ihm in der Gesellschaft des liebenswürdigen Wirthes, der ihn fast nie verließ, überaus schnell, und erst nach dem Diner, als er eine Stunde allein auf seinem Zimmer zuzubringen gedachte, fiel ihm der Brief wieder ein, den er von der guten Gräfin erhalten hatte. Da der Tag wieder sehr heiß geworden war, legte er sich gemächlich auf ein Sopha und öffnete den Brief, kaum aber hatte er einen Blick hinein geworfen,

so stand er schon wieder lebhaft auf und trat an ein Fenster, um den, wie er jetzt sah, höchst wichtigen Inhalt mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen.

Um dem Leser gleich hier Kenntniß von diesem Inhalt zu geben, theilen wir den kurzen Brief auch ihm vollständig mit. Derselbe lautete:

»Mein theurer Herrmann! So sehr es mir auch zur Pflicht gemacht ist, Dich vor Aufregung jeder und namentlich trauriger Art zu bewahren, damit Du den wichtigen Zweck nicht verfehlst, den Du zu erreichen auf so lange Zeit von uns geschieden bist, so kann ich doch nicht umhin, Dir von einem möglicher Weise verhängnißvollen Vorfall Kenntniß zu geben, der, wie mir Deine gute Mutter schreibt, sich kurz nach Deiner Abreise von hier in Deiner Heimat zugetragen hat. Nur der Umstand, daß die Deinigen nicht so genau von Deinem Aufenthalt unterrichtet waren wie ich, hat das späte Eintreffen dieser Nachricht verschuldet.

Dein Bruder Heinrich, der erst vor einem Jahre an Deiner Statt die Erbschaft Deines Vaters, des Majorats von Saaleck, angetreten hat, ist in Folge eines Zwistes mit einem früheren Regimentskameraden – den Namen desselben kann ich in dem Briefe Deiner Mutter nicht entziffern – in einen unangenehmen Ehrenhandel verwickelt worden. Ein Duell war das Ende davon, und in diesem ist Dein Bruder durch einen Schuß in die Brust, der dem Deinigen ziemlich ähnlich sein soll, verwundet worden. Er liegt todkrank darnieder, einzig und allein der Pflege Deiner verzweifelnden Mutter überlassen. Ich habe auch

ihn in unser berühmtes Krankenhaus schaffen zu lassen vorgeschlagen, allein man hält den Verwundeten nicht für transportfähig. So wende denn der allmächtige Gott es zum Besten! – Das ist Alles, was ich weiß und mittheilen kann. Ueber meine Gefühle dabei laß mich schweigen; ich bin zu sehr bedrückt, um viele Worte machen zu können. Sobald ich Näheres weiß, werde ich nicht ermangeln, Dir unter der verabredeten Adresse Nachricht zu geben. O mein Gott, bemühe Du Dich wenigstens, bald gesund und kräftig zu werden, denn wenn Heinrich seinem Leiden erliegen sollte – und ich weiß nicht, warum ich nur wenig Hoffnung für ihn hege – so bist Du der Einzige, auf dem die Hoffnung und der Trost der ganzen Familie beruht. Erhalte und bewahre Dich also für uns Alle, das ist der brennende Wunsch Deiner Dich herzlich liebenden Tante Auguste, Gräfin von XXX.«

Unser Freund Herrmann war ein Mann, der, durch Schicksalsschläge aller Art vielfach gehärtet, nicht so leicht den Muth sinken ließ, wenn er einer Gefahr entgegenging oder ein neues Geschick in drohender Gestalt vor seine Seele trat; diese ganz unerwartete Nachricht aber bewegte ihn doch sehr tief. Am meisten beklagte er die arme Mutter, die vor einem Jahre erst seinen Vater verloren und dann um ihn selbst so vielen Kummer gehabt und so manche Sorge ertragen hatte. Nun war auch ihr zweiter und letzter Sohn tödtlich verwundet und eine

neue Sorge packte ihr mütterliches Herz mit gewaltiger Macht.

»Wahrlich, in manchen Familien,« sagte er sich, »schreitet das Unglück schnell und haust es bitter! Und doch muß man auch dieses ertragen und kann nichts dazu thun. Meine Erholungsreise – das muß ich sagen – beginnt unter seltsamen Auspicien. Es ist, als ob das Schicksal nicht müde würde, mich mit harten Schlägen zu verfolgen und als ob es mich nie zur Ruhe kommen lassen wollte. Das ist, wie aus heiterer Luft, wieder ein bitterer Stoß ganz unerwarteter Art und man wird am Ende bedenklich und sieht aus jeder Wolke, unter der man dahin fährt, einen verderblichen Blitz zucken. – Aber wie, wenn Heinrich wirklich sterben sollte?« fragte er sich plötzlich.

Was er sich selbst darauf antwortete, wissen wir nicht. Heiterer, muthiger und vertrauensvoller wurde er dadurch nicht, denn er war nicht der Mann, der eine Freude empfinden konnte, wenn ein Anderer litt; selbst wenn es möglich war, daß er große Vortheile dadurch errang. Und hier war der Vortheil ganz allein auf seiner Seite, denn wenn Heinrich wirklich starb, so war er der unbestrittene Erbe des so zufällig und schnell wieder frei gewordenen Majorats.

Aber das wünschte er auch schon um seiner selbst willen nicht, selbst wenn der leichtsinnige, verschwenderische Bruder seinem Herzen noch weniger nahe gestanden hätte, als es wirklich der Fall war. Seit Jahr und Tag waren seine Bestrebungen und Wünsche auf ganz andere Dinge gerichtet gewesen, als Majoratsherr von Saaleck

zu sein, und wenn er im Besitz seiner Gesundheit und seiner Stimme geblieben wäre, dann wäre er zufrieden gewesen, da er die übrigen über ihn verhängten Verluste schon mehr oder weniger verschmerzt hatte.

So, nachdem er ruhig eine Zeit lang über die seltsamen Verhängnisse der Menschen nachgedacht und zuletzt seine Ruhe wieder erlangt hatte, setzte er sich sogleich nieder und schrieb an seine Mutter wie an seine Tante, und wir können überzeugt sein, daß diese Briefe nur die innigste Theilnahme verriethen und sich mit weiser und zarter Rücksichtsnahme jeden Blicks in die dunkle Ferne enthielten.

Eben schloß er den zweiten Brief, als Dr. Daumont in sein Zimmer trat und ihn einlud, mit ihm das alte Schloß Chillon im See und seine unterirdischen Kerker zu besuchen. Dem kundigen Mann und Menschenkenner konnte die Bewegung nicht entgehen, in der sich sein neuer Patient befand, und als dieser ihm die traurige Veranlassung dazu mitgetheilt, sprach er sein tiefstes Bedauern darüber aus und hatte nur einen Trost zur Hand, der sich sogleich auch in Herrmann's Herz senkte und dasselbe aufrichtete, nämlich den, daß er an sich selbst sehen könne, daß nicht alle Kugeln, selbst wenn sie die Brust durchbohrten, den Menschen tödten, und daß also auch dieser neue Unglücksfall eine erwünschte Wendung nehmen könne.

Nachdem die Briefe auf die Post gegeben, traten die beiden Männer die Fahrt nach Chillon an, den ganzen Tag über aber blieb Herrmann still und nachdenklich und

Niemand wunderte sich darüber, da der Inhalt des unglücklichen Briefes bald in der Familie des Arztes bekannt geworden war.

Am nächsten Morgen aber ließ sich der gute Doctor nicht abhalten, mit seinem neuen jungen Freunde die kurze Fahrt nach Bouveret über den herrlichen See auf dem Dampfer anzutreten und erst als er ihn sicher in einem Coupé, wo nicht geraucht wurde, untergebracht hatte, schied er von ihm mit den herzlichsten Wünschen, daß es ihm in Argentières und Chamouny wohlergehen möge.

»Den Brief an meinen Freund Saulier,« so lauteten seine letzten Worte, »haben Sie. Grüßen Sie ihn herzlich von mir. Sie werden einen wackeren Mann in ihm finden. Auch Mutter Didier grüßen Sie von mir und sie soll Sie tüchtig pflegen und ihre gute Küche an Ihnen versuchen. Ihr großer Koffer ist bei mir wohl aufgehoben. Sollten Sie ihn unverhoffter Weise gebrauchen, so schreiben Sie mir, ich werde schon Mittel finden, ihn glücklich dahin zu senden, wo Sie sich gerade aufhalten mögen. Gott befohlen und fröhliches Wiedersehen!«

Die große Locomotive stieß ihren schrillenden Ton aus, der Dampf zischte und stöhnend setzte sich der schwere Zug in Bewegung, um bald auf der gefährlichen Bahn dahin zu brausen, die ihm der denkende Menschengeist und die kunstfertige Menschenhand auf der Strecke von Bouveret bis Martigny bereitet hat.

ZEHNTES CAPITEL. EINE ANGENEHME BEGEGNUNG AUF
DER TÊTE NOIRE.

Ja, welche wunderbaren Wege zu seinem Verkehr sich der Mensch durch fast ungangbare Einöden und wilde Wüsten zu bahnen versteht, das kann man so recht an dem Schienenstrang sehen, den das feurige Dampfross im Rhonethal zu überfliegen hat. Zur Seite der wild schäumenden und aller Hindernisse, die die Natur ihr durch Zufall oder der Mensch mit Absicht in den Weg wirft, spottenden Rhone, als ob sie in ihrem jugendlichen Uebermuth vor Glück berauscht wäre, ihren Gletschertiefen entronnen zu sein und die köstliche Freiheit im strahlenden Genfer-See zu erreichen, windet sich der Schienenstrang in ewigen Schlangenlinien durch ein bald enges, bald weiteres Thal, das von seltsam gestalteten wüsten Felsen und Klippen eingeschlossen wird. Hier tritt ein uraltes Castell auf kaum zugänglicher Felsenstirn in ruinenhafter Gestalt hervor, dort stürzt von bedeutender Höhe ein brausender Wasserfall herab; hier scheinen von Gletscherstürzen wie Bälle umhergeworfene riesige Trümmer den engen Weg zu sperren, dort müssen schwindelnde Brücken den Uebergang über ein schäumendes Bergwasser ermöglichen; immer weiter und weiter aber braust der unermüdliche Zug, sich um die Eisriesen nicht kümmern, die in dieser oder jener Felslücke wie vom Himmel hernieder drohen, und endlich gelangt er an das heutige Ziel unsers Reisenden, nach Martigny, diesem stillen, traurigen, in wüster, nackter Felsgegend gelegenen Ort,

wo drei weltberühmte Straßen zusammenlaufen, um den Reisenden in das an Segen und Fluch gleich reiche Italien hinüber zu bringen, denn von hier steigt man über den Simplon und den großen St. Bernhard nach dem Süden, wie man auch in das Chamounythal an den Fuß des Montblanc gelangt, welch letzteres Ziel durch die beiden uns schon bekannten Pässe, den Col de Balme und die Tête noire vermittelt wird.

Etwa sechzig Passagiere siegen heute mit unserm Freunde zugleich aus den Waggons, alle, um in Martigny zu übernachten, aber nur wenige, wie sich am anderen Tage erwies, um über die Tête noire nach Chamouny zu gehen. Da die Eisenbahn nicht unmittelbar an Martigny vorbeiführt, so müssen die Reisenden an der Haltestelle Wagen besteigen, um mit ihrem Gepäck die Stadt zu erreichen. Herrmann vertraute sich nur mit einem Bedenken dem defecten Omnibus an, den man ihm darbot, denn das gewaltige Gefährt schwankte unter der ungeheuren Last der ihm ausgebürdeten Reiseeffecten und Personen wie ein wrackes Schiff auf offener See, und er und seine Schicksalsgefährten konnten von Glück sagen, daß sie mit heilen Gliedern endlich vor den verschiedenen Gasthöfen anlangten.

Er hatte diesmal das Hotel du Tour gewählt, das erste am Eingang der Stadt gelegene, und er war so glücklich, noch ein gemächliches Unterkommen zu finden, da das große Haus fast ganz von Engländern, Holländern und Franzosen erfüllt war, die sämmtlich dem sonnigen Süden zuzogen.

Herrmann, von Doctor Daumont belehrt, wie er sich in Betreff eines guten Pferdes zu verhalten habe, da gewöhnlich nur Maulthiere zur Uebersteigung der Pässe nach dem Montblanc benutzt werden, machte der behäbigen Wirthin bald nach der Ankunft seine Aufwartung, brachte ihr den Gruß des bekannten Arztes und trug sein Anliegen als »schwächlicher Reisender« vor. Die Wirthin schaute mit Behagen in sein schönes bleiches Gesicht und dann lächelte sie.

»Wir haben nur ein einziges Pferd von spanischer Race,« sagte sie, »und das geben wir nicht gern her, da die Tour nach Chamouny für einen Tag – sie dauert nämlich neun Stunden – eine anstrengende ist. Da Sie aber morgen nur nach der Tête noire und übermorgen nur bis Argentières wollen, und es also unterwegs Ruhe hat, so sollen Sie es haben. Für Ihren Koffer aber müssen Sie ein Maulthier allein nehmen.«

»Das ist auch meine Absicht, Madame,« erwiderte der bleiche Reisende, »also besorgen Sie gefälligst Alles. Aber um welche Zeit halten Sie den Aufbruch für geboten?«

»Möglichst früh, denn es wird heiß und nach dem Spiele unserer Mücken zu schließen, wird es morgen ein Gewitter geben. Ein solches, wenn es Sie unterwegs nach der Tête noire trifft, ist nicht angenehm. – Uebrigens wird heute Abend um sieben Uhr erst dinirt und Sie haben also zwei Stunden Zeit, sich den Römerthurm an der Dranse zu betrachten.«

Damit lief die vielbeschäftigte Frau ohne Weiteres aus dem Zimmer und Herrmann trat seinen Weg nach dem Römerthurm an der Dranse an.

Ein so unheimliches und ödes Städtchen, wie Martigny sich trotz der vielen in ihm vorhandenen Fremden heute ausnahm, war unserm Reisenden noch nie vorgekommen. Fast kein Mensch war auf den breiten und stillen Straßen zu sehen und höchstens ein Fremdenführer, der sein Maulthier zur Tränke oder zum Schmied lenkte, war zu bemerken. Eben so öde, wild und unheimlich erschien die nächste Umgegend, als Herrmann die Stadt erst hinter sich hatte, und nur das alte Gemäuer des sogenannten Römerthurms auf unwegsamer Klippe und der fabelhaft reißende Strom der Dranse, der noch jäher als die Rhone sich aus seinen Felsenthoren herabstürzt, konnte ihm einigen Beifall abgewinnen. Dabei war es so drückend heiß und die in Unruhe gerathenen Mücken erwiesen sich so unhold und blutgierig, daß er schon nach einer Stunde wieder in das Hotel zurückkehrte, um hier vor der Thür einen munteren jungen Burschen zu finden, der sich ihm als sein Führer für morgen vorstellte und ihn bat, den Koffer ansehen zu dürfen, um daran die zweckmäßigste Art zu studiren, wie er ihn auf dem Maulthiere befestigen könne. Das war denn bald geschehen und mit dem Versprechen, um fünf Uhr bereit zu sein, schied er wieder.

Herrmann war über die Fülle von Speisen, namentlich von Fleischsorten aller Art und südlichen Früchten erstaunt, die er in dem winzigen Orte beim Diner auf dem

Tisch erblickte. Im Uebrigen war das Mahl sehr langweilig. Die fünfzig bis sechzig Fremden, die an der Tafel speisten, sprachen kein Wort mit einander und so zog sich unser Freund sehr bald in sein Zimmer zurück, um sich zu der bevorstehenden Reise zu stärken, die zum ersten Mal seine Kräfte mehr als bisher in Anspruch nehmen sollte.

In einem leidlichen Bett schlief er bald ein und ohne Unterbrechung genoß er der wohlthätigsten Ruhe bis zum frühen Morgen. Schon lange vor fünf Uhr aber weckten ihn die laute Rufe der von allen Seiten herbeieilenden Führer und Maulthiertreiber und das Schreien der Thiere selbst, die ihrerseits schon die Anstrengungen zu ahnen schienen, die sie heute erwarteten. Als Herrmann an's Fenster trat, fand er den Himmel leicht bewölkt und eine auffallend heiße und bedrückende Luft strömte ihm entgegen, als er es öffnete.

Bald darauf sah er, wie viele Gäste im Hause sich zum Aufbruch rüsteten und dem Aufschnallen ihrer kleinen Gepäckstücke beiwohnten, und als er etwas später in den Frühstückssaal hinabging, hatten Viele schon ihren Morgenimbiß beendet und schickten sich an, den mühseligen Ritt über die Berge nach dem Süden anzutreten.

Während er den Kaffee trank, holte der Führer seinen Koffer ab und befestigte ihn sorgsam auf dem Saumsattel eines kräftigen Maulthiers. Neben demselben stand ein äußerst geduldiger Schimmel, der sich mit gesenkten Ohren und dumpfer Ergebung in das ihm vorbehaltene

Schicksal fand, unsern Helden selbst auf seinem Rücken nach der Tête noire hinaufzutragen.

Dieser verabschiedete sich nun von der freundlichen Wirthin und vertraute sich ganz dem jugendlichen Führer und der Dauerhaftigkeit und Geschicklichkeit seines Pferdes an. Als er jedoch hörte, daß er zuerst fast eine Stunde ebenen Weg vor sich habe, beschloß er diese Strecke zu Fuß zu gehen und der Zug setzte sich nun der gestalt in Bewegung, daß das bepackte Maulthier ruhig vorausschritt, der Schimmel aber, als wüßte er, was seine Pflicht sei, diesem auf einen bloßen Zuruf des Führers folgte und nun der junge Mann selbst, gemüthlich seine Pfeife rauchend, mit dem Reisenden langsam hinterher wandelte.

Es war doch beinahe sechs Uhr geworden, ehe der Abmarsch vor sich ging, und Herrmann bemerkte und vernahm von dem Führer, der sich in seiner schwarzen Sammetjacke, seinem Tyrolerhut und den ledernen bis zum Knie reichenden Gamaschen ganz stattlich ausnahm, daß er der letzte aller Fremden sei, der an diesem Tage das unheimliche und ewig von Ueberschwemmungen bedrohte Martigny verließ.

Der Weg führte zunächst an der wild brausenden Dranse und dem Römerthurm vorüber auf einer ebenen und guten Chaussee zwischen Weingärten, Kastanien- und Obstbäumen hin. Zuerst zweigte sich zur Linken der Weg nach dem großen St. Bernhard ab, wie der Führer erklärte, und dann gelangte man in ein klägliches Dorf, an dessen Ausgang Halt gemacht wurde, da hier

der Weg sich zu heben begann und der Schimmel bestiegen werden mußte. Dieser nahm seine Last geduldig auf und folgte dann dem gemessen voranschreitenden Maulthier, das seine am Halse hängende Glocke in melodischen Tönen vernehmen ließ, wie ein treuer und aufmerksamer Hund, immer in dieselben Spuren tretend, die sein Vorgänger dem Erdboden eingegraben hatte. Auf einem ziemlich breiten Wege ging es langsam und bequem genug bergen und Herrmann erkannte sehr bald, daß das Reiten in dieser Art ihm durchaus kein beengendes Gefühl in der Brust erregte, wozu gewiß der sanfte und gleichmäßige Schritt seines Pferdes das Meiste beitrug. Auf jedem Punkte, wo man eine Fernsicht genießen konnte, standen die klugen Thiere von selbst still, um zu verschnaufen und als müßten auch sie die Erklärungen in sich aufnehmen, die der Führer mit geläufiger Zunge hören ließ. Er nannte und zeigte eine Menge von Thälern, Bergen und Pässen; von ersteren jedoch war im Anfang nur wenig zu erkennen, denn ein leichter Nebelschleier stieg aus den tiefgelegenen Gründen und wallte in weißen Flocken ruhig nach den Höhen empor, bis er sich endlich vom Boden losgelöst hatte und nun den sich mehrfach schlängelnden Rhonefluß deutlich wahrnehmen ließ.

Auf Herrmann's Frage, ob sie den Weg nach der Tête noire auf diese Weise allein zurücklegen würden, sagte der Führer:

»Ja; und es ist seltsam, daß heute Alles über den Col de Balme geht, obgleich ich meinerseits für diesen Tag

unsern Weg vorziehe, da es gewiß ein heißer Tag werden wird und ein Gewitter kaum ausbleiben kann. Das sagte man in der Post auch einer englischen Familie, die gestern Abend spät aus dem Rhonethal daselbst angekommen war, aber der alte Graukopf, der das Wort führte, – es soll sogar ein reicher Lord sein, – bestand durchaus auf seinem Willen und so zogen sie ab, zwölf Maulthiere stark, und nun ist kein einziges mehr davon in Martigny zu finden.«

»Waren auch Damen in der Gesellschaft des Engländer?« fragte der Reisende ruhig.

»O gewiß, eine ganze Menge, und auch recht ansehnliche, und die eine – sie trug ein schwarzes Kleid – wäre gar zu gern über die Tête noire gegangen.«

Herrmann nickte befriedigt und bei ihm unterlag es keinem Zweifel, daß der Engländer Lord Durham mit seiner Familie gewesen sei. Bald aber gab er sich ganz und gar den neuen Eindrücken hin, die ihm der Weg und die nähere und fernere Umgebung bot. Die Aussichten über das rückwärts liegende Rhonethal, dessen Fluß man stundenlang in Sicht behielt, waren oft überraschend schön und fast das ganze Wallis breitete sich nach und nach vor seinen staunenden Blicken aus. Aus den hohen Bergen aber stieg man bald in das wilde Hochthal der Quellen des Trient nieder, und hier, in einer schluchtartigen Vertiefung merkte man zuerst, daß die Sonne sich allmälig von ihren Dünsten befreit hatte und nun, klar am Himmel thronend, ihre vollen Strahlen unerbittlich auf die Reisenden niederfallen ließ.

Hier fühlte Herrmann die erste Beklommenheit und stieg eine Weile ab, um sich ein wenig zu ruhen, aber der Führer trieb ihn mit einiger Hast vorwärts und so stieg er wieder auf und die Reise wurde langsam fortgesetzt. Prachtvoll entwickelte sich jetzt das tannenbewachsene Thal, das jäh am Abhang der Tête noire an der linken Seite des Reisenden aufstieg, während in der Tiefe rechts der Trient brauste und kochte und in geschlängeltem Lauf sich unter seinen Brücken daher wälzte, an dessen jenseitigem Ufer die Berge immer höher aufstrebten, bald kahle, nackte Felsen, bald bewaldete Berggrücken zeigend, aus deren Lücken bisweilen ein schneebedeckter himmelauftragender Gipfel herüberblickte, von dem, bald lauter, bald matter, ein donnerartiger Ton hörbar ward, da Steine und Schnee fast ohne Unterlaß von diesen Giganten in's Thal geschleudert werden.

Immer höher wand sich indessen wieder der Weg am Walde der Tête noire entlang und immer großartiger entwickelte sich die Scenerie, als plötzlich die Sonne schwand und ein düsterer, brausender Ton sich in den höheren Luftschichten vernehmen ließ.

»Haha!« sagte der Führer lachend, »ich habe mir wohl gedacht, daß es ein Gewitter geben würde. Aber nun kann es immer kommen, uns schadet es kaum noch, denn in einer halben Stunde sind Sie unter Dach und Fach auf der Tête noire.«

»Ihr sprecht mir einen guten Trost ein,« erwiderte Herrmann, »das Reiten hat mich müder gemacht, als ich es zu werden fürchtete, und die erschreckliche Hitze hat

meinen Gaumen fast gedörrt. Also eine halbe Stunde ist die Tête noire noch entfernt?«

»Ja, höchstens, und wir haben den sechs Stunden langen Weg in fünf zurückgelegt. Es ist eben erst elf Uhr.«

Schweigend ritt Herrmann weiter, er sehnte sich in der That nach Ruhe, nach kühlem Schatten und einem erfrischenden Trank. Aber die halbe Stunde verging schnell und, an dem Saume eines gewaltigen, bewaldeten Bergrückens entlang reitend, sah er bei der Wendung eines Hohlweges plötzlich ein langes, stallartiges, vorn offenes Gebäude vor sich liegen, das sich, als er näher kam, mit einer langen Reihe schweifwedelnder fressender Maulthiere besetzt zeigte, da hier alle Führer mit ihren Thieren rasten, sowohl die, die nach Chamouny hinabsteigen, wie die, die nach Martigny von dorther zurückkehren. Unmittelbar hinter diesem Stall erhob sich auf kahler Höhe das reizvoll liegende Gasthaus der Tête noire in einer unbeschreiblich wilden Einsamkeit. Ohne sich jedoch für den Augenblick in der Umgegend umzuschauen, stieg Herrmann aus dem Sattel, trat rasch in das Haus und erbat sich ein Zimmer für den Tag und die folgende Nacht, da er sich übermäßig erschöpft fühlte, denn der Sonnenbrand in den engen, umwaldeten Thälern hatte seine noch immer schwachen Kräfte fast ganz aufgezehrt.

Das Zimmer war bald bereit und der Reisende ward um so freundlicher aufgenommen, als hier nur selten Fremde eine Nacht zu verweilen pflegen. Als Herrmann es sich bequem gemacht und der junge Kellner ihm eine Flasche schäumenden Walliser Weines zur Erfrischung

brachte und dabei einige Worte sprach, entdeckte er in ihm, seltsam genug, einen Landsmann. Der Kellner war in Weimar geboren und erzählte lächelnd und ohne weitere Aufforderung, wie das Schicksal ihn in diese Einöde verschlagen habe, in der es sich jedoch den Sommer über ganz leidlich leben lasse. Auch er erkannte an dem Thüringer Dialect des Fremden sehr bald den Landsmann, und Beiden war die unverhoffte Begegnung angenehm und Herrmann hatte, so lange er hier weilte, sich mancher Aufmerksamkeit des heiteren jungen Mannes zu erfreuen.

Nachdem er sich hinreichend erquickt, trat er vor das Haus, wo ihn auch der Wirth des einsamen Gasthofes begrüßte, der ebenfalls ein Deutscher war, und der Kellner ließ es sich nicht nehmen, den Fremden auf eine Stelle zu führen, von der aus er die ganze Umgegend überschauen und eine der erhabensten Scenerien der Schweiz betrachten konnte.

Und in der That, hier hat die Natur eine feierlich ernste und großartige Welt gestaltet. Der *Tête noire* genannte Paß ist ein Durchbruch einer schwarzen, mit dunklen Tannen bewachsenen Felswand, die so gelegen ist, daß nie ein Sonnenstrahl darauf fällt, wovon sich wahrscheinlich auch der Name herleitet. An einem jäh abstürzenden Abhang führt ein schmaler, durch ein Geländer gesicherter Pfad bis zu dem durchbrochenen Felsen, dessen gewölbten Tunnel man durchschreiten muß, um in das herrliche Savoyen zu gelangen. Der Abhang, an dem man ohne Mühe eine Strecke hinabsteigen kann, fällt

bald jäher und unendlich tief hinab, und in dieser Tiefe rauscht das Schwarzwasser, an dessen jenseitigem Ufer sich die Felsen kahl und nackt erheben, auf deren hochgelegenem Plateau das wallisische Dorf Finhaut sichtbar ist, über dem, noch viel höher hinaus, die unbewohnten Gipfel der Gletscher des Buet in die Lüfte ragen. Meilenweit schweift hier der Blick in ungemessene Fernen und nur die dunkle Wand der Tête noire selbst beschränkt die Aussicht nach Osten hin.

Herrmann war den Abhang, so weit es thunlich war, hinabgeklettert und hatte sich hier auf einem Felsblock niedergelassen, um das große Ganze seinem Gedächtniß einzuprägen. Der Kellner war ihm zur Seite geblieben und schien entzückt, sich seinem Landsmann so ungestört zur Verfügung stellen zu können.

»Es ist seltsam,« sagte er, nachdem er Alles, was er wußte, über die Gegend mitgetheilt, »daß heute nicht mehr Gäste kommen. So einsam ist es hier lange nicht gewesen. War das Wetter heute Morgen in Martigny denn etwa drohend?«

»Nein, durchaus nicht, obwohl man mir schon gestern ein Gewitter voraussagte. Ich habe jedoch gehört, daß fast alle Reisenden heute den Weg über den Col de Balme eingeschlagen haben.«

»Ja, ja,« sagte der Kellner, »die Laune der Menschen ist so veränderlich wie das Wetter selbst. Heute geht Alles über den Col de Balme, und morgen kann unser Haus kaum die Gäste fassen. Vorher war es so sonnenklar und jetzt scheint es fast Nacht werden zu wollen. Es wird ein

arges Gewitter geben, die Hitze war zu erstickend. In diesem Fall aber werden Sie bis morgen hier Langeweile haben, denn wenn die Ferne verschleiert ist, hat man hier oben eine ewige Nacht.«

»Ich langweile mich nie, mein Lieber, und da ich Zeit in Ueberfluß habe, so werde ich mich ruhen und geduldig das bessere Wetter abwarten. Wie weit habe ich es von hier bis Argentières?«

»Drei kleine Stunden und es geht fast immer bergab. Aber wahrhaftig, jetzt kommt es – lassen Sie uns in das Haus gehen. Es giebt einen gewaltigen Regenguß und es ist nur gut, daß diese Unwetter im Hochsommer nie lange anhalten.«

Während er dies sprach, waren Beide den Abhang wieder emporgestiegen und eben hatten sie das schützende Haus erreicht, da brach das vorhergesehene Gewitter mit unbeschreiblicher Wuth und voller Allgewalt aus. Ein entsetzlicher Windstoß, woher er kam, wußte Niemand, leitete die Katastrophe ein. Wie eine wilde Furie sauste er heran und knickte und brach mit dämonischer Kraft Bäume und Steine von ihren Ruheplätzen ab. Die Luft in dem ohnehin dunklen Engpaß verfinsterte sich und wie eine plötzlich geborene Nacht sank es trüb und düster auf die Erde herab.

Nebelwellen durchhuschten wie gespenstische Schatten das breite, gewaltige Thal des schwarzen Wassers und lagerten sich vor das dichte Tannengehäge, welches die hohe Wand der Tête noire bedeckte. Fast zu gleicher

Zeit aber zuckten flammende Blitze gerade über dem Bergabhang nieder und ihnen unmittelbar nach folgte der Donner, der majestätisch an den Felsenstirnen entlang rollte und noch majestätischer an den fernen Bergen widerhallte.

Eben so rasch wie das Unwetter gekommen war, zog es aber auch wieder vorüber und das donnernde Gebrause, nachdem es kaum seine gewaltige Stimme hatte vernehmen lassen, vergrollte schon leiser und leiser allmälig in der Ferne. Nur die Luft hellte sich so rasch nicht wieder auf und an Stelle der vorüberhuschenden Nebelgestalten prasselte in großen Tropfen ein stürmisches Regenguß nieder, der in wenigen Minuten Bäche und Ströme erzeugte, die von den Felsen herniedergossen und rauschten und die trockenen Wege in schäumende Rinnale verwandelten.

Herrmann stand mit dem Wirth und dem Kellner am Fenster eines nach der Tête noire gelegenen Zimmers und schaute mit seltsamer Verwunderung dem so plötzlich sich entwickelnden Schauspiel zu. Nie in seinem Leben hatte er die Wuth der Elemente sich so rasch entfesseln gesehen und eine eigenthümliche Empfindung, dem Grausen verwandt, ließ seine Wangen noch mehr erbleichen, als er die furchtbare Zerstörungsgewalt so dicht vor seinen Augen sah und gleich darauf das donnerartige Gepolter vernahm, welches der Gletscher über dem jenseits gelegenen einsamen Gebirgsdorfe durch das Hinabschleudern gewaltiger Schneemassen und entwurzelter Felsblöcke erzeugte.

»Sie können froh sein, daß Sie unter Dach und Fach sind,« sagte der selbst beklommen gewordene Wirth. »Hätten Sie Ihren Weg nach dem Chamounythale fortgesetzt, so würde Sie das Unheil unterwegs ereilt haben und Sie hätten jetzt noch lange nicht das nächste Dorf erreicht. Es ist immer ein arges Unheil, wenn man von solchem Orkan in den nackten Bergen betroffen wird und nicht weiß, wie man sein Haupt vor den tanzenden Steinen schützen soll.«

»Sie haben Recht,« entgegnete der Fremde; »so kurz der Anprall war, so muß er doch grausam gewirkt haben. O die Armen, die heute nach dem Col de Balme unterwegs sind!«

»Sie werden sich wohl in dem Wirthshaus bei Zeiten geborgen haben. Auf dem Wege nach dem Col de Balme hat man eine bessere Umsicht als hier und die Maulthiertreiber verstehen sich auf das nahende Unwetter. – Aber was ist denn das?« unterbrach er sich plötzlich. »Hören Sie nichts?«

»Was denn?« fragte Herrmann, atemlos lauschend.

»Ich glaube wahrhaftig, trotz des rauschenden Regens klappende Huftritte zu vernehmen – wer kommt denn in dem Unwetter durch die Tête noire? Ha – da sind sie – sehen Sie da!«

In der That, in dem strömenden Regen, der eben ein wenig nachzulassen schien, hörte der Gast nicht nur, sondern er sah auch, daß der Wirth Recht hatte. Ein – zwei – drei Maulthiertreiber, dicht hinter einander, sprengten eben aus der dunklen Oeffnung des Tunnels hervor, und

als sie gleich darauf, von Koth und Wasser bespritzt, am Hause vorbeijagten, um nur so bald als möglich mit ihren Thieren unter das schützende Dach des Stalles zu gelangen, stießen sie freudige Rufe mit jenem lauten jodelnden Gejauchze aus, das man nur in den Hochgebirgen der Schweiz vernimmt.

Der Wirth riß ein Fenster auf und schaute den Vorbeijagenden nach; nach einer Weile zog er den Kopf wieder zurück und rief:

»Gott sei Dank! sie sind geborgen und werden sich freuen. Aber nun können wir bald noch mehr erwarten, es sind die Treiber, die gestern in großen Schaaren hier vorbei nach Chamouny zogen. – Hoffentlich wird Keinem ein Unfall passirt sein,« setzte er darauf hinzu.

»Ah, der Regen läßt auch nach,« sagte nun Herrmann, »und die Luft fängt an, sich zu lichten. Da kommen wahrhaftig noch mehr – sehen Sie doch!«

Er hatte Recht. Wieder kamen drei Maulthiertreiber, fest in ihre Decken gehüllt, so daß sie kaum Menschengestalten ähnlich sahen, auf ihren triefenden Thieren durch den Tunnel gesprengt. Hinter ihnen her aber im leichten Trabe folgte auf einem hellgrauen, flüchtigen Maulthier ein Reiter, der offenbar kein Führer oder Treiber war. Er hatte ein großes Plaid dicht um seine Schultern geschlagen und seinen Kopf mit dem ganz durchweichten grauen Filzhut so tief eingezogen, daß man vom Gesicht fast gar nichts sah.

»Der kommt in's Haus,« rief der Wirth und riß wieder das Fenster auf. »Aber nun,« fuhr er sogleich wieder fort,

»seh ich recht? O mein Gott – der arme Herr! Ja, er ist es, wahrhaftig!«

Nach diesen Worten hatte er rasch das Fenster geschlossen und war, vom Kellner gefolgt, aus der Stube geeilt, den erkannten Fremden an der gastlichen Thür zu empfangen. Eben hatte dieser das Wirthshaus erreicht und hielt sein freudig wieherndes Maulthier davor an, sogleich ein paar begrüßende Worte an den ihm entgegen springenden Wirth richtend. Dieser hielt sein Thier schon am Zügel und half dem Erstarrten beim Absteigen. Der Fremde, ein alter Mann mit grauem Haar und Bart, wie Herrmann jetzt sah, schwang sich jedoch behende aus dem Sattel, und rasch in's Haus und in das Zimmer tretend, lachte er hell auf, warf seinen triefenden Hut auf einen Stuhl und begann sich sofort aus dem übernassen Plaid zu wickeln, wobei ihm sowohl der Wirth wie der Kellner behülflich war.

»Wie, Herr Professor,« rief nun der Wirth in seiner heimatlichen Sprache, »bei dem Wetter kommen Sie nach der Tête noire? Hat denn auch Sie, den Wetterkundigen, der Himmel und die Physiognomie der Berge getäuscht?«

Der Gast trocknete sich eben die Hände und das Gesicht an einem Handtuch, das ihm der Kellner reichte, dann lachte er fröhlich auf, schüttelte sich die langen nassen Haare aus dem Gesicht und rief mit einer kräftigen und ungemein frisch klingenden Stimme:

»Ja, mein Lieber, sie haben mich diesmal getäuscht, wie Sie sehen, und ich habe nichts davon gewußt. Ha! das kann einem Jeden in den Bergen passiren. Als ich

aus Argentières fortritt, hatten wir klaren Sonnenschein und keine Spur von Unwetter war zu bemerken. Erst als ich diesseits der Gränze war, kam es mit einem Ruck, der glücklicher Weise zu stark war, um lange zu dauern. – Aber wie,« und hier sah sich der alte Herr flüchtig im Zimmer um und ließ seine klaren Augen einen Moment auf Herrmann's Gesicht und Gestalt ruhen, »haben Sie heute nicht mehr Gäste? Also meine Tochter ist nicht mit ihrer Begleitung gekommen?«

»Nein, Herr Professor, bis jetzt ist noch Niemand gekommen als dieser Herr und Sie Beide sind vor der Hand meine einzigen Gäste. Doch Sie sprechen von Ihrer Tochter – erwarten Sie die denn? Ist sie denn schon aus England zurück?«

»Ja wohl, mein lieber, guter Freund!« rief der alte Herr freudig, »sie ist endlich zurück und ich danke Gott dafür. Gestern Abend erhielt ich ihren letzten Brief, der mir ihre Ankunft auf heute ziemlich sicher verkündigte, und da ich weiß, daß sie die Tête noire dem Col de Balme vorzieht, wollte ich mir das Vergnügen nicht versagen, ihr entgegen zu gehen, und so ließ ich denn heute Morgen meinen Grauen satteln und – *voilà*, da bin ich!«

Dies Alles wurde in Gegenwart Herrmann's gesprochen, während der Redende vor dem Spiegel sein langes Haar trocknete und dann mit einem kleinen Kamm in der Mitte scheitelte und glatt strich. Er war ein nur mittel-großer Mann von mehr zarter als derber Gestalt und trug einen braunen Rock, Kniehosen und dichte, festgefügte

Reitstiefel, wie sie viele Bergbewohner tragen. Sein Gesicht aber war – wir möchten am liebsten sagen: ein *liebes* Gesicht, denn so sanfte, freundliche, wohlwollende Züge sah man nur selten bei einem Manne von seinen Jahren, die den Sechszigen nahe sein mochten. Diese angenehme Gesichtsbildung aber trat noch mehr hervor und erhielt eine höhere Bedeutung, wenn man den lebhaften Geistesfunken sah, der aus seinen blauen Augen sprühte, ein Geist, der sich in jeder seiner lebhaften Bewegungen und vor Allem in seiner Sprache verrieth, die ein reines Deutsch zwar, doch den französischen Accent mehr oder weniger hervortreten ließ.

Hatte Herrmann schon die Ohren gespitzt, als er den Fremden ›Herr Professor‹ anreden und diesen selbst als seinen Wohnort Argentières bezeichnen hörte, so wurde er nun noch aufmerksamer, als der Fremde von der heute erwarteten Tochter sprach. Kaum zweifelte er noch, daß er in diesem liebenswürdigen Mann den Vater Miß Kitty's oder Wanda's sah und er frohlockte im Stillen, daß sein guter Genius ihm schon hier diesen Mann entgegenführt, den ihm Dr. Daumont so rühmend geschildert und seinen besten Freund genannt hatte. So rief er denn den noch immer hülfreich sich erweisenden Kellner bei Seite und fragte ihn, wer der Herr sei; dieser flüsterte ihm zu, daß er es nicht wisse, da er ihn in diesem Sommer hier noch nicht gesehen. Als aber nun der Professor sich plötzlich mit der Frage an den Wirth wandte, ob für sein Maulthier gut gesorgt sei und dieser mit den Worten: »Ich will gleich selbst einmal nachsehen!« das Zimmer verließ,

folgte ihm Herrmann auf den Flur und fragte nach dem Namen des eben Gekommenen.

»Es ist der Professor de Saulier aus Genf, der jetzt in Argentières wohnt!« erwiderte der Wirth. »Ein prächtiger Mann und mit Recht bei Jung und Alt in der ganzen Gegend beliebt.«

Herrmann hatte genug gehört und trat ruhig wieder in's Zimmer zurück, wo der Professor eben einen trockenen Rock anzog, den ihm der Kellner eilfertig geholt, um sogleich den ganz durchnäßten mit hinaus zu nehmen,

»Entschuldigen Sie,« wandte sich der alte Herr nun an den ihm noch Fremden, »daß ich in Ihrer Gegenwart mir gestatte, meine Toilette zu machen. Aber bei solchem Wetter legt man sich in den Bergen keinen Zwang auf.«

Er sah jetzt Herrmann genauer an, der lächelnd vor ihm stand und eben sprechen wollte, als der Professor rasch wieder fortfuhr: »Ah – ich irre mich am Ende – Sie sprechen vielleicht nicht Deutsch, mein Herr; nun, dann kann ich auch mit anderen Sprachen dienen – welche beliebt Ihnen?«

Herrmann lächelte noch freundlicher und versetzte dann: »Doch, doch, Herr Professor, Sie irren nicht. Ich spreche am besten Deutsch, denn ich bin ein Deutscher von Geburt. Doch das ist es nicht, weshalb ich Sie so aufmerksam betrachte; ich freue mich vielmehr, daß der Zufall mir gerade Sie entgegen führt, da ich Sie nächstens doch in Argentières besucht haben würde, um die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu genießen. Ich komme nämlich

von Montreux und bin ein Patient Ihres Freundes, des Dr. Daumont, der Sie herzlich grüßen lässt und mir sogar ein Schreiben an Sie mitgegeben hat.«

Der alte Herr trat an den jungen Mann heran und reichte ihm bieder die Hand. »Von Montreux kommen Sie und von Daumont bringen Sie mir einen Gruß? O, das ist ja charmant, wie er sagt. Da haben Sie meine Hand – herzlich schüttele ich sie Ihnen und heiße Sie in meiner Heimat willkommen. O, wahrhaftig, das trifft sich ganz charmant. Das ist ein allerliebstes Zusammentreffen. Aber nun sagen Sie mir: mit Wem habe ich die Ehre zu reden?«

Herrmann nahm das Schreiben des Arztes aus der Brieftasche und reichte es dem alten Herrn hin. »Hier ist der Brief,« sagte er, »lesen Sie ihn sogleich, denn Alles, was ich Ihnen selbst sagen kann, wird hoffentlich darin stehen«

Der Professor nahm den Brief und erbrach ihn rasch. Beim flüchtigen Lesen aber lächelte er bisweilen und nickte Herrmann fast vertraulich zu, bis er zuletzt wieder ernst wurde und, als er fertig war, sagte, indem er dem in dem Briefe ›Herrmann Weber‹ Genannten noch einmal die Hand reichte:

»O, o, mein lieber Herr Weber, da sind Sie mir ja sehr liebenvoll angekündigt. Kein Mensch konnte mir besser empfohlen werden. Aber leider – Sie sind Patient – im nordischen Kriege schwer verwundet. O, das thut mir leid. Jedoch, da Sie so weit durch die Berge gekommen sind, können Sie nicht mehr schwer leidend sein, und in

unserem Lande weht eine stärkende, belebende Luft, die wird Sie bald völlig gesund machen. Ich hoffe das ganz bestimmt. Also nach Argentières sollen Sie gehen? Ha, da sind Sie ja ganz bei mir! Und bei Mutter Didier sollen Sie wohnen? Ei, das ist ja wirklich charmant, wie Daumont sagt. Na, die Alte wird Sie gut verpflegen, verlassen Sie sich darauf, die ist eine wahrhafte Krankenfrau und versteht sich auf ihr Handwerk. Und bei mir – bei mir sollen Sie auch gut aufgehoben sein, da Sie mich doch gewiß bald besuchen werden. Nun natürlich, ich bin ja von heute an nicht mehr allein und kann jetzt wieder mit Ehren die Pflichten eines Wirthes erfüllen, da meine Tochter ja von ihrer Reise zurückgekehrt ist. – Doch halt, da ich gerade von meiner Tochter spreche – Daumont schreibt mir, daß Sie meine Wanda zufällig in Vevey getroffen haben und daß er sie Ihnen als meine Tochter bezeichnet hat, wie?«

»Ich habe wenigstens die Ehre gehabt, sie zu sehen,« erwiderte Herrmann mit ruhigem Lächeln, »und kann versichern, daß sie gesund und munter ist. Auch über ihre Reise vermag ich Ihnen eine Mittheilung zu machen, denn ich habe zufällig von meinem Führer gehört, daß Lord Durham mit seiner Familie heute Morgen von Martigny aufgebrochen, aber nicht, wie Ihr Fräulein Tochter gewünscht hat, über die Tête noire, sondern über den Col de Balme gegangen ist.«

Der Professor machte bei dieser Nachricht große Augen. »Ah,« sagte er langsam, »dann habe ich einen Fehlritt gemacht und muß sobald wie möglich wieder

heimkehren. Hm! Hm! Das ist nicht ganz nach meinem Geschmack. Nun,« fuhr er darauf rascher und wieder freundlich lächelnd fort, »ein Gutes wenigstens hat mein Irrthum doch gehabt – ich habe Sie hier kennen gelernt. Das nehme ich als eine gute Vorbedeutung für unsere fernere Bekanntschaft auf, Herr Weber, denn Sie müssen wissen, ich bin ein wenig Fatalist und hege den Glauben, daß die Vorsehung uns nie einen ganz vergeblichen Weg führt, sondern immer ihr geheimes Ziel im Auge behält, wenn sie Einen auch, wie mich heute, dabei ein Bischen naß werden läßt.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Professor, und wenn es Ihnen angenehm ist, einen Gleichgesinnten in dieser Beziehung kennen zu lernen, so sehen Sie in mir auch einen solchen Fatalisten vor sich, der aber außerdem noch die Eigenschaft hat, immer resignirt und mit den Wegen zufrieden zu sein, auf denen ihn die Vorsehung führt.«

»Charmant, charmant!« rief der Professor, »und nun wollen wir eine gute Sorte Walliser bei Tische trinken und so unsere Bekanntschaft einweihen. Ich sehe schon, daß man die Vorbereitungen zu unserm Mahl trifft, und das ist gut, man bekommt Appetit nach einem so nassen Morgenritt, nicht wahr?«

Als die beiden Männer bald darauf bei Tische saßen und sich das wohlverdiente Mahl gut schmecken ließen, konnte Herrmann nicht genug in das mild heitere und vom reinsten menschlichen Wohlwollen belebte Gesicht seines neuen Bekannten blicken. Derselbe hatte keine Aehnlichkeit mit seiner sylphenhaft gewachsenen und von weiblicher Anmuth strahlenden Tochter, höchstens den intelligenten Ausdruck im großen blauen Auge, das aber bei ihm männlich ruhig und ewig heiter blickte, während die wunderbaren Sterne in Wanda's rosigem Antlitz unruhig flackernd, oft unstät umherschauten und bisweilen sogar ein dämonisches Leuchten annehmen konnten, wenn ihr innerstes Wesen mit dem Wesen Anderer in Widerspruch und dadurch in einigen Aufruhr gerieth. Das Gespräch der beiden Männer bewegte sich hauptsächlich um zwei Dinge und Herrmann erkannte sehr bald in dem Professor den Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und ebenso von tiefem Gefühl und einer so klar ausgeprägten Bonhommie, wie sie ihm selten im Leben in einer Person vor Augen getreten waren. Nachdem nämlich der Professor noch einmal auf die frühere Verwundung Herrmann's zurückgekommen war, verrieth er ein so großes Interesse an dem im vorigen Jahre im Norden geführten Kriege, daß der junge Mann nicht umhin konnte, auf die Einzelheiten desselben einzugehen, und so erzählte er ihm, nicht etwa, was er selbst dabei geleistet, sondern was die Kunst und Kraft Aller in so kurzer Zeit zu Stande gebracht hatte.

»Das ist ja köstlich!« rief der Professor, als Herrmann seinen Vortrag beendet hatte, »und da haben wir ja in dem sonst so stillen Argentières einen ungeheuer reichen Stoff der Unterhaltung vor uns. Wie wird meine Wanda sich freuen, das Alles von einem so ehrenvoll beteiligten Augenzeugen mit anzuhören! – Meine Tochter ist nämlich selbst in einer Art ein sehr kriegerisches Mädchen,« setzte der alte Herr heiter lächelnd hinzu, »und sie liebt das Gefecht, nicht mit Waffen zwar, wie Sie sie führten, aber mit Worten, und diese Waffen sind ihr von der Mutter Natur eben nicht sparsam zugemessen. Na, Sie werden sie bald begriffen haben, Sie sind ja an Waffentänze aller Art gewöhnt, wie mir scheint. Vor der Hand freilich sollen Sie sich nur erholen, das versteht sich von selbst, dazu kommen Sie ja her, und dazu nach Kräften beizutragen soll, wie es der Wunsch meines Freundes Daumont ist, auch meine Sorge sein. Wenn Sie aber erst kräftig genug sind, dann sollen Sie mich auch einmal auf die Gletscher begleiten; und da will ich Ihnen *meine* Waffen zeigen, die ich oft genug zur Vertheidigung und zum Angriff gebrauchen muß. Denn diese Gletscher führen auch mit den Menschen einen beständigen Krieg und der Sieg ist oft sehr zweifelhaft zwischen beiden. Haha! es ist nämlich mein Steckenpferd, müssen Sie wissen, ein wenig in das Innere der Natur hineinzupfuschen. Das heißt, ich will sie nicht kuriren, nicht bessern, nicht meistern, denn die Natur ist kerngesunder und vollkommener organisirt

als wir Alle, aber ich trachte danach, ihr ihre Geheimnisse und ihre im Stillen wirkenden unumstößlichen Gesetze abzulauschen, und dabei muß man auch schlau und muthig zu Werke gehen und sich sogar oft in den Hinterhalt legen, wenn man mit heiler Haut davon kommen will, weil die Waffen, mit denen die Natur in unserem Lande ficht, etwas massenhaft und gefährlich sind.«

Und nun ginge er in seiner klaren und verständlichen Darstellungsweise auf die Gletscherbildung und Bewegung ein, und Herrmann erschloß sich hier eine ganz neue und ungeahnte Welt; er sah, daß er hier als ein sehr unwissender Schüler einem geübten Meister gegenüberstand und er beschloß von ihm zu lernen, was zu lernen war, und auch er freute sich herzlich, eine so schöne Aussicht zu seiner Unterhaltung und Belehrung in Argentières zu finden, worauf er, bisher gewiß nicht im Geringsten gerechnet hatte. Während des Essens, das bei dem interessanten Gespräch ziemlich lange dauerte, hatte sich das Wetter sichtbar gebessert; der Regen hatte mitunter ganz nachgelassen, aber noch immer tröpfelte es aus den stürmisch einherziehenden Wolken und die Berge gossen nach wie vor Ströme schäumenden Wassers nieder.

»Ich will nur die Wasser sich erst etwas verlaufen lassen,« sagte der Professor, nachdem er einige Mal an's Fenster getreten war, »dann muß ich wieder fort.«

Indessen blieb er immer wieder sitzen und begann das Gespräch von Neuem und so verging eine Stunde nach der andern und der Himmel wollte sich nicht wieder aufheitern.

»Sie bleiben also bis morgen,« sagte der Professor endlich, »und wenn es morgen noch regnet, bleiben Sie noch *einen* Tag hier. Sie haben ja Zeit, wie Sie sagen, und ich möchte gern, daß Sie den ersten Blick auf den Montblanc bei blauem Himmel und womöglich bei Sonnenschein würfen. Uebrigens sind Sie hier gut aufgehoben. – Martin!« rief er dem eben eintretenden Wirth zu – »lassen Sie nur in Gottes Namen meinen Grauen satteln und bringen Sie mir mein getrocknetes Tuch und meinen Rock herein. Es wird heute nicht anders und ich muß mich noch einmal unter die Traufe begeben.«

»Bleiben Sie doch noch, Herr Professor,« bat der Wirth, »es gießt noch immer von den Bergen und die Wege sind schlecht.«

»Nichts da, mein Freund, ich *muß* fort. Meine Tochter darf mich nicht vergebens erwarten, wenn sie heute nach Hause kommt, was mir nach der Mittheilung dieses Herrn unzweifelhaft erscheint. Auch den Lord möchte ich sprechen und der hält sich nur ein paar Stunden bei mir auf und will gewiß heute noch nach Chamouny. Da kann ich also nicht länger zögern. Ueberdies könnte das Wetter noch schlimmer werden und dann bleibe ich hier wie angenagelt. Also vorwärts – den Grauen vor!«

»Aber bedenken Sie doch, Herr Professor,« wandte der Wirth noch einmal ein, »daß Sie einen üblichen Weg vor sich haben und daß das Unwetter Sie zum zweiten Mal überholen kann.«

»Mein Freund,« erwiderte der alte Herr ernst und fest, »das wäre mir nichts Neues. Ich bin an Dergleichen gewöhnt und ich ertrage es schon. Mein Maulthier ist gut und ich fände mit ihm selbst in der Nacht meinen Weg. In zwei Stunden bin ich zu Hause, denn ich reite rasch.«

Der Wirth, der sah, daß seine Ueberredungskunst hier vergeblich war, zuckte die Achseln und entfernte sich, das Maulthier zu bestellen. Bald darauf kam es und der Professor hüllte sich fest in sein dickes wollenes Tuch. Als er so gerüstet war, trat er an Herrmann heran und reichte ihm die Hand.

»Mein junger Herr,« sagte er mit großer Herzlichkeit, »so scheide ich denn von Ihnen, aber mit der bestimmten Hoffnung, Sie recht bald bei mir zu sehen. Ich habe mich sehr gefreut, eine so angenehme Bekanntschaft zu machen. Bei Mutter Didier in Argentières werde ich versprechen und sie auf ihre Ankunft vorbereiten. Sie sollen Alles zu Ihrem Empfange bei ihr fertig finden und nun Gott befohlen! Auf fröhliches Wiedersehen, morgen oder übermorgen!«

Dabei schüttelte er dem jungen Manne kräftig die Hand und verließ rasch das Zimmer, von allen Anwesenden bis vor die Hausthür begleitet. Sein kluges Maulthier wieherte, als es seinen Herrn erblickte und dieser es mit freundlichen Worten anredete. Leicht schwang sich der alte Mann in den Sattel und noch einmal mit der Hand grüßend, ritt er in dem leise rieselnden Regen fort und war bald in der dunklen Pforte des nahegelegenen Tunnels verschwunden.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. ANKUNFT UND EMPFANG IN ARGENTIÈRES.

Hermann Weber kehrte, nachdem der alte Herr ihm außer Sicht gekommen war, nicht eben mißmuthig in das stille Haus zurück, trotzdem er jetzt nur auf seine eigene Gesellschaft und die des Wirthes und Kellners angewiesen war. Für's Erste hatte er Stoff genug, um seine Gedanken zu beschäftigen und sich auch zu freuen, daß der Zufall ihm so gut gedient und ihm schon hier zu einer Bekanntschaft verholfen hatte, die unter den obwaltenden Umständen manches Gute für die Zukunft verhieß.

So wurde ihm die Zeit nicht allzu lang, und da er auch im Besitz einiger guter Bücher war, so kam ihm der Abend schnell genug heran, der bei der tiefen Beschauung der nahen Berge und dem trüben Himmel früher als an heiteren Tagen in dem einsamen Hause sich einstellte.

Von der Erschöpfung, die er nach seiner Ankunft gefühlt, hatte er sich bald erholt, und als er nach festem Schlaf in einem guten Bette am nächsten Morgen erwachte, fühlte er sich gestärkt genug, um die drei kleinen Stunden nach Argentières ohne Mühe zurücklegen zu können. Allein dazu war auch an diesem Tage leider keine Aussicht vorhanden. Der Morgen ließ sich trübselig und sogar drohend an. Der Regen hatte zwar ganz aufgehört, aber der Himmel war grau und finster geblieben, in den Thalern wogten undurchdringliche Nebelschichten

und ein heftiger Nordwestwind segte durch die Schluchten und warf noch immer Steine und Trümmer von den Felsenklippen herab.

Als Herrmann in das untere Gastzimmer trat, um sein Frühstück zu verzehren, kam ihm der Wirth mit Achselzucken und wenig heiterem Gesicht entgegen.

»Es thut mir leid,« sagte er zu dem ihn fragend anschauenden Gaste, »aber ich kann Ihnen nicht zureden, heute schon Ihre Reise fortzusetzen. Wenn der Wind auch nachlassen sollte, die Nebel fallen nicht so leicht und Sie hätten von Ihrer Reise und dem ersten Anblick des Montblanc gar nichts. Befolgen Sie also den Rath des Herrn Professors und bleiben Sie noch diesen Tag hier. Uebrigens trocknet der heftige Wind die Wege schnell und bis morgen werden Sie sie leidlich passirbar finden. Das Barometer steigt – sehen Sie da – und ich kann Ihnen in der That bis dahin besseres Wetter versprechen.«

Hermann überzeugte sich bald, daß dieser Rath der beste war, der ihm ertheilt werden konnte, und so beschloß er wenigstens bis Mittag zu bleiben. Aber auch am Mittag war es nicht besser geworden, der dicke Nebel erfüllte das ganze Thal und man konnte selbst vom Hause aus nicht einmal den nahen Tunnel im Felsen erkennen. So ergab er sich denn in sein Geschick und verschob seine Abreise noch einen Tag, womit sich auch sein Führer zufrieden erklärte, nachdem er erfahren, daß ihm der verlorene Tag in Betreff der Bezahlung für einen vollen Reisetag gerechnet werden sollte.

Gegen Mittag fanden sich trotz des schlechten Wetters und der durch den Nebel verhüllten Wege Gäste auf der Tête noire ein. Es waren einige dreiste junge Engländer, die nun einmal nach Chamouny wollten und sich von dem Wetter nicht abhalten ließen, ihre Reise fortzusetzen, da sie ohnedieß, wie ächte Albionssöhne, wenig auf die Reize der Gegend achteten, welche sie durchzogen, wenn sie nur das einmal festgesetzte Ziel erreichten. Sie hielten sich kaum zwei Stunden im Wirthshause auf, um tüchtig zu essen und den vortrefflichen Cognac zu trinken, den der Kellner ihnen bot, dann ritten sie stumm und gleichgültig ab, nachdem sie kein Wort mit einem der ihnen im Wirthshause Begegnenden gesprochen hatten.

Einige Stunden nach ihrer Abreise, und sie mochten Argentières schon erreicht haben, änderte sich plötzlich das Wetter und der Wirth trat frohlockend in Herrmann's Zimmer, um ihm den günstigen Wechsel zu verkünden. Der Wind hatte die aufgewühlten Nebel vertrieben, sie sanken schnell in die Tiefe und um die Felsenstirnen in Nähe und Ferne wurde es klar und der blaue Aether zeigte sich schon in langen lachenden Streifen. Gegen Abend endlich waren die letzten Dünste verflogen, der ganze Himmel aufgeheilt und von Westen her überzog er sich mit purpurner Gluth, so daß er wie in loderndes Feuer getaucht schien, und nun erklärte der Wirth mit größter Bestimmtheit, daß der nächste Morgen prachtvoll sein würde und daß sein geduldiger Gast die unterbrochene Reise bald fortsetzen könne.

Er sollte sich darin auch nicht geirrt haben, denn als Herrmann am frühen Morgen erwachte, sah er das ganze weite Thal im reinsten Sonnenglanz vor sich liegen und die Gletscher des Buet leuchteten so klar herüber, als ob sie eine Meile näher gerückt wären. Auf den Tannen der Tête noire perlten zwar noch die glänzenden Regentropfen, aber die Bergbäche waren verstummt, sie hatten sich ausgetobt; auch die Wege lagen trocken und eben da und die Steine, die so ungeberdig am Tage vorher gepolttert, hafteten ruhig auf ihren neuen Betten und störten den Frieden nicht mehr, der rings auf der großartigen Natur ausgebreitet lag und das Ganze, noch kurz zuvor ein Chaos voll rastloser Bewegung und Unruhe, harmlos und mild erscheinen ließ.

Um sieben Uhr war Herrmann zur Fortsetzung seiner Reise gerüstet, das Maulthier stand mit dem Koffer bepackt und der Schimmel gesattelt vor der Thür. So nahm er denn mit dankenden Worten Abschied von dem guten Wirth und dem freundlichen Kellner und bald verhallten auch die Tritte der beiden Thiere in dem steinernen Gewölbe des Tunnels und das Gasthaus der Tête noire lag wieder einsamer als je hinter ihm.

Wie göttlich schön der Morgen dieses Tages war und mit wie glanzvoll strahlender Verklärung er die zerklüfteten Felsen und die tief eingeschnittenen Thäler dieser Steinwüste übergoß, das sah der Reisende erst, als er

den dunklen Felstunnel hinter sich gelassen hatte und nun wie in eine neue, aus dem Chaos herausgearbeitete Welt trat, die gleich hinter der Tête noire beginnt und in immer gigantischeren Gestaltungen sich fortsetzt, bis der größte Gigant von allen, der schnee- und eisbepanzerte Montblanc mit seinen in die Lüfte ragenden steinernen Nadeln, seinen Gletschern und Eisdomen vor das erstaunte Auge tritt. Langsam und ruhig schritten die durch die ungewohnte lange Ruhe neu gekräftigten Thiere auf den immer noch nassen Bergpfaden dahin und so oft auch Herrmann seinen Führer schon gefragt hatte, ob diese oder jene hervorragende Spitze ein Theil des ersehnten Montblanc sei, immer hatte er lächelnd den Kopf geschüttelt, bis er endlich sagte:

»Das alles sind nur Kinder gegen den gewaltigen Vater des Gebirges, und wenn er endlich sein weißes Haupt enthüllt, werden Sie ihn gleich erkennen und ohne Frage und Antwort wissen, daß nur er es sein kann, der Ihnen sein: ›Bewundere, Mensch!‹ zuruft.«

So zog der Fremde denn erwartungsvoll Berg auf, Berg ab, und um die feierliche Stimmung noch zu erhöhen, in die er sich allmälig selbst durch die Spannung seiner Empfindungen versetzt, tönten aus näherer und weiterer Ferne bald lautete, bald leisere Glockentöne zu ihm herüber; denn der heutige Tag war ein Sonntag und die kleinen Kirchen der savoyischen Dörfer riefen ihre anständigen Bewohner aus den Bergen und Thälern an ihre

abgelegenen Altäre. Bald sah man denn auch auf den verschiedenen Wegen, die meist nur Saumpfade sind, in ihren Sonntagsstaat gekleidete Männer und Weiber den oft bedenklichen Kirchgang antreten; die engen Klüfte und Thäler belebten sich und häufig ward dem Reisenden ein freundlicher Gruß geboten, denn die armen Bewohner dieser abgelegenen Regionen wissen die fremden Gäste zu schätzen, die ihren Brüdern da unten so reichlich ihre klingenden Spenden zutragen.

Unter einem wie ein Thorweg sich wölbenden Steinbogen, durch den man zog, da er gerade über den Saumpfad gespannt war, blieb der Führer stehen und erklärte: hier höre der Canton Wallis auf und das Land Savoyen beginne, und mit dem nächsten Schritt also stand unser Freund auf dem neufranzösischen Boden, denn Italien hat ja diese Bergperle mit allen ihren grandiosen Reizen an den Sieger von Solferino abgetreten. Von jetzt an aber senkte sich der Weg steil abwärts und Herrmann stieg vom Pferde, um es später nur noch auf kurze Strecken wieder zu besteigen, denn nun ging es rasch dem Thale zu, das sich nach dem größten Orte darin, Chamouny, nennt und auf dessen Sohle sich der höchste europäische Berg auf seiner viele Meilen umfassenden unübersehbaren Basis erhebt.

So wurde Dorf auf Dorf zurückgelassen, Wasserfälle rauschten noch oft von den Felsstirnen nieder, Klüfte öffneten sich nach Klüften, bis endlich ein düsterer Nadelwald erreicht wurde, an dessen Ende man auf eine Höhe

gelangte, auf der sich ein Kreuz erhebt, und nun die letzte Schlucht sich aufthat, wo das Maulthier und das Pferd plötzlich bei einer Wendung des Weges stehen blieben und der Führer lächelnd an die Seite des Reisenden trat, um ihn bedeutungsvoll fragend anzublicken und mit ausgestreckter Hand auf das sich entrollende Schauspiel zu deuten.

Herrmann erhob die Augen und auf der Stelle wußte er, was er sah. Denn unter ihm tauchte ein kleines Dorf mit freundlichen schiefergedeckten Häusern auf, deren Mitte ein Kirchlein zierte, und jenseits desselben stürzten sich wie vom Himmel hernieder die beiden ersten der sechszehn Gletscher des Montblanc herab, von denen die meisten und größten nach dem Chamounythal herniederzüngeln. Der kleinere zur Linken ist der Glacier du Tour, der größere zur Rechten dagegen, der sich bis tief an das Dorf herabsenkt, ist der meilenlange Glacier d'Argentières, der seine Eisfluth zwischen die Felsen von Chardonnet und der Aiguille verte preßt und damit den großartigen Reigen eröffnet, der westwärts sich immer großartiger entfaltet.

Herrmann stand schweigend und in sich gekehrt neben dem Führer und starre auf die erste hinreißend schöne Scene hin, die ihm das vielgerühmte Wunderland bot. Wenn er auch sprechen gewollt, er konnte es nicht, das Gefühl in ihm war zu mächtig und preßte ihm die ohnehin beklommene Brust zusammen. »Ja, das ist groß,« lautete das Gefühl in seiner Brust, »und ich danke Dir, Gott, daß Du mich diese Größe hast schauen lassen.«

»Nun,« unterbrach den sinnend dastehenden Fremden der lächelnde Führer, »was sagen Sie jetzt? Ohne Zweifel wissen Sie, wo Sie sind?«

»Ich sage nichts, mein Freund,« erwiderte Herrmann leise, »aber wir sind am Ziel, nicht wahr?«

»Ja, wir sind am Ziel – da haben Sie Argentières – und das hohe Haus da unten zur Rechten mit dem breiten Giebel, das ist es, wo Sie wohnen werden, denn das ist Mutter Didier's Haus.«

»Aber der Eisstrom,« fragte nun Hermann, sich allmälig von seinen Gedanken losreißend, – »geht er denn bis an das Dorf?«

»Bis an das Dorf, Herr, und nur seine alte Moräne liegt zwischen beiden, und wenn Sie dort unten stehen, können Sie den ganzen Montblanc überschauen, den uns jetzt noch der Wald dieser Berge zur Rechten verdeckt.«

»So lassen Sie uns auch das genießen,« sagte Herrmann, »mir zittert das Herz und eben so wenig wollen meine Füße ruhen, bis sie an Ort und Stelle sind.«

Der Führer rief seinen Thieren nur ein Wort zu und diese setzten sich wieder, langsam eins dem andern folgend, in Bewegung, die beiden Männer aber gingen ruhig hinter ihnen her den steilen Abhang hinab, bis sie die Thalsohle erreichten und nun das Dorf Argentières sich freundlich und still unmittelbar vor ihnen ausbreitete.

Voll und heiß brütete der strahlende Sonnenschein über dem stillen Orte, als die beiden Menschen mit ihren Thieren sich demselben näherten, und die Straße, in die man hinabsah und in die der Führer einlenkte, lag

wie in goldigem Licht gebadet da. Der Gottesdienst, der auch hier stattgefunden, war schon beendet, und sauber gekleidete Männer und Frauen belebten hin und her ziehend die engen Gassen.

»Da,« sagte der Führer plötzlich, mit der Hand in die Ferne deutend, »da steht Mutter Didier schon vor ihrem Hause und schaut nach uns aus, als ob sie uns erwartete. Na, sie hat gern einen Gast, für den sie kochen und braten kann, denn Sie müssen wissen, sie ist früher Köchin in einem der großen Hotels in Chamouny gewesen und versteht ihr Handwerk wie der beste Genfer Koch. Haha! Sie sieht uns schon und nickt – na, sie merkt gewiß, daß ich ihr einen Gast auf längere Zeit bringe.«

Der Mann hatte Recht. Vor der Thür eines der stattlichsten Häuser im Orte stand, die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen beschattend, eine wohlbeleibte, rüstige Frau von etwa fünfzig Jahren und schaute lächelnd und freudig den Weg hinab, den die Fremden ziehen müssen, wenn sie von den Bergen in's Dorf wollen. Sie trug einen kurzen Rock von schwarzer Seide und ein enges Camisol von dunklem Wollstoff. Auf dem Kopfe hatte sie eine schneeweisse, hinten mit bunten Flittern bestickte Mütze und in der rechten Hand hielt sie ein großes Bouquet glühender Alpenrosen, die sie grüßend schwenkte, als die Fremden näher kamen und sie in dem einen den Gast erkennen mochte, der ihr vom Herrn Professor so freundlich angekündigt war. Als nun Herrmann ganz nahe an sie herankam, las er schon auf ihrem vollmondartigen Gesicht die Züge herzlichen Wohlwollens,

von dem ihm Dr. Daumont und der Professor gesprochen, und auch er erkannte auf der Stelle, daß er hier willkommen und in guten Händen sei.

Aber da trat Mutter Didier schon heran und ihm die rechte Hand hinreichend, nachdem sie die Blumen in die linke genommen, rief sie mit heller, wohlklingender Stimme:

»Grüß Sie Gott, Herr! Sie sind doch gewiß der Fremde, den mir der Herr Professor schon vorgestern angekündigt hat?«

»Wenn Sie Mutter Didier sind, so bin ich es allerdings,« erwiderte Herrmann, ihr seine Hand reichend und dann freundlich den Blumenstrauß nehmend, den sie ihm lächelnd überreichte, »und da Sie mich so herzlich empfangen, sage ich Ihnen, daß auch ich mich herzlich freue, bei Ihnen und unter Ihrem Dach zu sein.«

»O, das ist ja prächtig, mein lieber Herr, dann freue ich mich doppelt. Aber nun kommen Sie nur erst hinein und setzen Sie sich – Sie werden müde sein und haben ja den Weg zu Fuß gemacht, wie ich sehe.«

Dabei öffnete sie die Thür und lud Herrmann zum Eintritt ein, während der Führer draußen den Koffer vom Maulthier schnallte und dann seine Thiere in das nahe gelegene Gasthaus zur ›Krone‹ führte. Als Herrmann nun aber in eine freundlich möblirte Stube zu ebener Erde getreten war, seinen Blumenstrauß auf einen Tisch legte und sein heißes Gesicht mit einem Tuche trocknete, sprang die kleine runde Frau behende auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und zog ihn an ein Fenster.

»So,« sagte sie, »nun habe ich Sie für mich ganz allein und jetzt will ich Sie erst näher betrachten. O mein Gott, ja, Sie sind noch etwas blaß und schwach, ich sehe es, aber – wissen Sie, was Sie noch sind?«

»Nein, ich weiß es nicht,« erwiderte Herrmann lächelnd, der sich schnell in das naive Wesen der behäbigen Frau fand.

»O, na, eigentlich sollte ich Ihnen das nicht in's Gesicht sagen, denn die Männer sind eitle Wesen, aber Mutter Didier, das weiß Jung und Alt, hat das Herz immer auf der Zunge und so sagt sie es Ihnen trotz alledem. Also was Sie sind? Na, Sie wissen es wohl und Ihr Spiegel muß es Ihnen schon oft gesagt gesagt haben: Sie sind ein schöner Mann, und es ist gewiß wahr, ich habe schon lange nicht ein so stattliches Mannsbild gesehen, haha!«

»Sie sind zu freundlich, liebe Mutter Didier,« erwiderte Herrmann lächelnd und ließ sich auf das rothüberzogene Sopha im Zimmer nieder, »und ich merke, ich werde es gut bei Ihnen haben. Wollen Sie mich denn gern eine Zeit lang bei sich behalten und die Hoffnung erfüllen, die ich in Folge des Rathes des Herrn Dr. Daumont auf Sie gesetzt habe?«

»Na, ist das eine Frage, Herr! Natürlich will ich das! Und pflegen und gesund machen will ich Sie, wie Sie es noch nie gewesen sind, denn ich verstehe mich auf Speise und Trank, und die stärkenden Kräuter, die einen so heilsamen Thee liefern, die kenne ich auch und sammle sie im Frühjahr auf den Bergen selbst. Doch halt – plaudern will ich jetzt nicht, dazu habe ich nachher noch Zeit

genug. Erst sollen Sie es sich auf Ihrem Zimmer bequem machen und dann frühstücken —«

»Soll ich denn nicht in diesem Zimmer bleiben? Es ist ja so wohnlich hier,« bemerkte Herrmann, sich rings gemächlich umblickend.

»O ja, wenn Sie wollen, gern; aber ich habe noch zwei bessere Zimmer, nur liegen sie eine Treppe hoch, wenn Sie diese ersteigen können.«

»Eine Treppe hoch? Habe ich dann auch eine gute Aussicht darin? In diesem Fall ersteige ich sie gern.«

»Kommen Sie,« rief Mutter Didier hastig, »Sie sollen selbst wählen, und ob Sie eine gute Aussicht darin haben, können Sie ja gleich mit eigenen Augen sehen. Kommen Sie!«

Sie sprang ihm zur Thür voran und ihre mächtigen Beine eilten ihm flüchtig wie die eines jungen Mädchens eine kurze Treppe hinauf voran, wo sie flugs eine Thür aufstieß und den froh bewegten Gast in ein Zimmer zog, um ihn sogleich dicht an eines der geöffneten Fenster zu stellen.

»*Voilà!*« sagte sie mit treuherzigem Blick, »das ist mein vornehmstes Besuchszimmer und nun schauen Sie einmal zum Fenster hinaus. Da haben Sie den Chardonnet und dort die Aiguille verte, und dazwischen gießt sich unser Gletscher herab. Dahin nach rechts aber haben Sie die ganze Montblanckette und der Gletscher da hinten ist der große Glacier des Bois mit dem Mer de glace. Nun, ist Ihnen das Aussicht genug?«

Herrmann stand wie zur Bildsäule erstarrt vor dem ungeheuren, prächtigen Naturgemälde und ließ seine Augen in die niegesehene unabsehbare Weite schweifen. Nachdem er sich aber daran vor der Hand gesättigt, kehrte er sich zu der ihn freudig betrachtenden Frau um und rief: »Mutter Didier – hier will ich wohnen – denn so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen!«

Mutter Didier jauchzte laut auf. »Das ist das rechte Wort,« rief sie, »das höre ich gern, und nun weiß ich, was für ein Mensch Sie sind. Ja, wer das so sagen kann, wie Sie es sagen, der hat das Herz auf der rechten Stelle und nur solche Menschen liebe ich. So, nun bleiben Sie hier und machen es sich bequem. Ihr Koffer soll sogleich hier sein und das Frühstück auch. Es ist Alles fertig und nun sind wir die besten Freunde. Jetzt sage ich nur: *A dieu und à revoir!*«

Wenige Minuten später brachte eine stämmige Magd den Koffer und Herrmann begab sich daran, sich häuslich einzurichten, und nachdem dies geschehen, sich in andre Kleider zu werfen. Während er damit beschäftigt war, fand sich sein Führer ein, um ihm Lebewohl zu sagen und seinen Lohn in Empfang zunehmen. Der freundliche junge Mensch schied sehr vergnügt von dem freigebigen Reisenden und schickte sich dann an, mit seinen noch ziemlich frischen Thieren den weiten Rückweg über die Berge nach Martigny anzutreten.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so erschien Mutter Didier wieder, bedeckte den Speisetisch mit höchst sauberem Geräth, wie denn Alles in dem großen Giebelzimmer blank und nett war und keine einem Reisenden wünschenswerthe Bequemlichkeit vermissen ließ. Die Speisen, die dann nach einander auf den Tisch kamen und die Mutter Didier ihrem Gaste selbst vorlegte, ließen nichts zu wünschen übrig und rechtfertigten den Ruf, den sie weithin als Köchin genoß. Während Herrmann aber aß, plauderte die redselige Frau unaufhörlich und beobachtete doch dabei jede Bewegung ihres Gastes, um ihm gleichsam seine Wünsche abzulauschen und so die Mittel und Wege zu entdecken, ihn ganz in ihrem Hause zufrieden zu stellen. So lernten sich Beide bald in einander schicken und Herrmann benutzte die Gelegenheit, nach und nach von der guten Frau zu erfahren, unter welchen Bedingungen sie ihm Wohnung und Kost zu bieten geneigt sei, und er fand ihre Ansprüche ziemlich mäßig, so daß er auch in dieser Beziehung in die rechten Hände gekommen zu sein überzeugt war. Diese Ueberzeugung, sagen wir das hier gleich, wuchs bei ihm von Tage zu Tage und er pries den glücklichen Zufall, der ihn auch hier über alle Erwartung begünstigt hatte. Denn Frau Didier legte bald eine so große Sorgfalt für ihren neuen Miethsmann, »ihren Patienten«, wie sie ihn nante, an den Tag, daß er nicht umhin konnte, sich selbst einzustehen, sie verdiene auch seinerseits den Namen »Mutter Didier«, und wie er sie täglich lieber gewann, so merkte man auch ihr an, daß »der schöne junge Mann«,

für dessen Wohl sie jetzt zu sorgen hatte, immer tiefer und tiefer in ihr Herz eindrang und sie ihm zuletzt mit einer Neigung zugethan war, die eine wahrhaft mütterliche genannt werden konnte.

»Wann ist denn der Professor vorgestern nach Hause gekommen?« fragte Herrmann, nachdem Mutter Didier am Ende seines ersten Frühstücks nicht sogleich die Neigung verrieth, sein Zimmer zu verlassen und immer noch Dies und Jenes zu erwähnen hatte.

»Es mag beinahe acht Uhr gewesen sein,« sagte sie, »als er hier ankam und im Vorbeireiten vor meinem Hause hielt und mich hinausrufen ließ. Es war schlimm Wetter, als ich mit ihm sprach, und er war pudelnaß und hatte einen tüchtigen Gewitterschauer über den Hals bekommen. Aber daraus macht sich der alte Herr eben nichts, er ist eine kernfeste Natur, ein ächter Sohn der Berge, wie sie hier alle sind. Gestern ist er dann zweimal bei mir gewesen und hat sich nach Ihnen erkundigt, obwohl er gleich anfangs sagte, Sie würden nur bei gutem Wetter kommen, da Sie ein wenig schwach wären. Nun, die Schwäche lässt sich noch halten, denke ich, und ich habe Sie mir viel kränker gedacht, als Sie sind, obgleich Ihr Gesicht allerdings etwas bleich aussieht. Doch das will ich Ihnen auch bald nehmen, haben Sie nur Geduld, ich weiß, wie man die Wangen roth und voll macht.«

Herrmann lächelte. »Voller werden Sie mir die Wangen wohl machen können,« sagte er dann, »aber röther schwerlich. Ich sehe von Natur so bleich aus und der schwarze Bart trägt auch gewiß seinen Theil dazu bei.«

»Ach ja, der Bart – aber den werden Sie sich doch nicht abschneiden, Herr? Das wäre ja jammerschade! Das ist ein Bart, wie ihn nicht viele Menschen haben und ich möchte Sie nicht ohne denselben sehen.«

»Befürchten Sie nichts, Mutter Didier, ich denke nicht daran, mir meinen Bart abzuschneiden. – Aber wie ist es denn? Treffe ich wohl heute Abend noch den Herrn Professor zu Hause?«

»Heute Abend, ach nein, das glaube ich nicht. Der gute Herr ist heute mit Tochter und Tochterkind – das Kind ist von seiner verstorbenen älteren Tochter – nach Chamouny gefahren, um die Engländer zu besuchen, die er vorgestern nicht mehr gesprochen hat, da sie früher abgeritten waren, als er nach Hause kam.«

»So. Also seine Tochter ist vorgestern wirklich gekommen?«

»Ja, gewiß, Herr, in einem trostlosen Wetter und arg genug zugerichtet, wie mir ihr Vater gestern selbst erzählt hat. Aber der alte Mann ist überglocklich, seine Tochter wiederzuhaben, nach der er sich so lange gesehnt. Sie ist ein Jahr außer Landes gewesen.«

»Ich weiß es. Dann werde ich ihn also morgen erst besuchen können. Wo liegt denn sein Haus – kann man es von diesem Fenster aus nicht sehen?«

Mutter Didier trat zu ihrem Gaste an das Fenster und deutete mit der Hand in östlicher Richtung. »Nein,« sagte sie, »sein Haus kann man nicht sehen, es liegt hinter Tannen und Nußbäumen versteckt. Aber sehen Sie mal

da – zwischen der Kirche und dem kleinen Hause rechts
– sehen Sie die beiden dichten Baumwipfel ragen?«

»Ja, die sehe ich.«

»Nun, das sind zwei prächtige Linden, die stehen dicht vor dem Hause und beschatten es.«

»So. Dann muß das Haus aber dicht an dem Gletscher liegen, denn gerade dahin züngelt er sich herab.«

»Nun ja, eben nicht weit davon liegt es auch. Aber so ganz nahe darf kein Mensch dem Ungethüm wohnen, es frißt, wenn es bei schlechter Laune ist, alles Lebendige auf. Sie werden das selbst bald gewahren, wenn Sie sich das Ding einmal in der Nähe betrachten wollen. Des Professors Haus liegt allerdings dem Gletscher am nächsten, aber dazwischen dehnt sich noch eine Wiese aus, bevor man an die gewaltige Moräne kommt, wie sie fast alle Gletscher vor sich her schieben. Sie können sich das heute auf einem Spaziergange ansehen, aber erst am Abend, eher lasse ich Sie nicht hinaus, da Sie erst schlafen und sich ruhen müssen nach Ihrer beschwerlichen Reise, die Sie noch gar nicht gewohnt sind.«

»So, also Sie wollen mich eingesperrt halten?« fragte der Gast mit lächelndem Gesicht.

»Auf alle Fälle, für heute wenigstens. Von morgen an freilich können Sie thun, was Sie wollen, dann bekümme ich mich nur noch um Ihre Küche und Pflege. Heute aber halte ich Sie fest. So, und jetzt bin ich fertig. Nun können Sie schlafen. Um fünf Uhr aber komme ich wieder und decke den Tisch. Ist es Ihnen recht, daß Sie um Fünf speisen?«

»Mir ist Alles recht, Mutter Didier, und sollte ich künftig eine andere Tageseinrichtung vorziehen, so werde ich es sagen. Für jetzt thun Sie ganz, wie Sie es gewohnt sind.«

Mutter Didier empfahl sich und Herrmann, der sich in der That etwas ermüdet fühlte, legte sich auf das Sopha, nahm ein Buch und begann zu lesen. Bald aber fielen ihm die Augen zu und er schlief fest und ruhig ein und die Speisestunde war fast gekommen, als er erst erwachte und nun eine halbe Stunde am Fenster zubrachte, um die prachtvolle Gegend zu bewundern, die sich hier so bequem seinen Blicken bot.

Nach der Mittagsmahlzeit aber, die pünktlich und reichlich aufgetischt wurde, nahm er Hut und Stock und wandelte in das Dorf hinaus, um sich darin zu orientieren und dann den Gletscher und vor ihm – das Haus zu betrachten, in dem der Professor mit Tochter und Tochterkind wohnte.

Es war noch immer sehr heiß, als Herrmann in's Freie trat und die Sonne hatte noch lange nicht ihren Tageslauf vollendet. Auf den Dorfstraßen war es ziemlich belebt. Die Mädchen schlenderten Arm in Arm langsam darin auf- und ab, hier und da allein, oft aber auch von wohlkleideten Burschen verfolgt, die sie neckten und mit Alpenrosen beschenkten, welche sie von den umliegenden Höhen geholt. Die Mädchen lachten laut, als der stattliche Fremde ihren Weg kreuzte und glotzten ihn mit ihren von Gesundheit strotzenden Gesichtern freundlich an;

die Burschen zogen höflich die Hüte und die alten Leute, die vor den Thüren standen oder saßen, nickten ihm wie einem alten Bekannten zu, denn alle wußten schon, daß er ›der Patient‹ der Mutter Didier sei und Herrmann erkannte sehr bald, daß die ganze Bewohnerschaft des stillen Dörfchens gutgeartet und höflich war, was man nicht von allen Dorfbewohnern der Schweiz sagen kann.

So kam er dem Ausgang des Dorfes und dem Gletscher immer näher; bevor er aber die Moräne des letzteren betrat, zog ihn erst das Haus des Professors an, das auf einem kleinen Bergvorsprunge lag und über einen großen Theil der übrigen Häuser fort sah, deshalb auch einen vortrefflichen Ueberblick über die ganze westwärts gelegene und sich unabsehbar ausdehnende Montblanckette darbieten mußte. Herrmann blieb erst am Fuße des Abhangs stehen und betrachtete sich das Haus aus der Ferne; da die davor stehenden Bäume es aber fast ganz mit ihrem Laube bedeckten, schritt er den schmalen Weg, der zu ihm führte, hinauf und bald stand er dicht davor.

Kaum wußte er, was er nun zunächst bewundern sollte, die Aussicht von dem Bergvorsprung selbst oder das nette freundliche Gebäude, das still und friedlich vor ihm lag. Beides war unvergleichlich schön und einladend. Wohl eine Viertelstunde lang schaute er nach dem Riesenberge hin, dessen Eisströme er hier zum Theil übersehen konnte und dessen Nadeln und Klippen, und darüber noch die schneeweißen Dome, hoch in die blauen Lüfte ragten. Als er sich aber daran satt gesehen, wandte er seine Aufmerksamkeit dem Hause selbst zu und umschritt

es, da eine Art natürlicher Rampe, die nur die Kunst ge-ebnet und mit Bäumen und Blumen bepflanzt, rings um dasselbe herumlief.

Das Haus selbst war im Schweizerstyl erbaut und mit einem halb flachen und mit großen Steinen beschwer-ten Dache bedeckt. Es bestand nur aus einem Stockwerk, war aber geräumig. Die Wände waren mit kleinen gel-ßen Schindeln überzogen und an den Giebeln, von denen der eine gerade auf den Gletscher sah, waren vorspringende Balcone angebracht, die eine hübsch geschnitzte Balustrade einfaßte. Die Eingangsthür lag an dem, dem Gletscher abgewandten Frontende und Herrmann zählte daneben sechs Fenster, die durch grüne Jalousieen ge-schlossen werden konnten.

Das war Alles, was er heute von dem Hause sehen konnte; herrlich aber hoben sich die gradgewachsenen Tannen darum empor und zwei gewaltige Nußbäume, die an der nördlichen Giebelseite, und zwei noch gewal-tigere Linden, die vor der westlichen Frontseite standen, warfen mit ihren laubreichen Kronen tiefe Schatten auf das Haus, das ohne diesen Schutz einem verzehrenden Sonnenbrande ausgesetzt gewesen wäre, obgleich von Zeit zu Zeit, wenn der Wind von Süden kam, eine fühl-bare Frische von dem ungeheuren Gletscher herüberwehte, der sich, am unteren Auslauf schmäler, je weiter nach oben aber immer breiter und mächtiger entfaltete und schon mit bloßen Augen die ungeheuren Risse, Klüfte und Grüfte erkennen ließ, in die er zerspalten war, und

die so tief, breit und zahlreich sind, daß noch heute eine vollständige Besteigung desselben, wenn nicht für unmöglich, doch für äußerst bedenklich und schwierig gehalten wird. Höchst malerisch aber haben sich auf dem lichtblauen Aethermeer die zackigen Felsgerippe der Aiguille verte und des Chardonnet ab, zwischen denen der Eisstrom hervorbricht, und darüber hinaus, in noch unerstiegenen Höhen gipfelten sich nach Westen hin die über zwölftausend Fuß hohen Nadeln des Montblanc, mit deren Namen wir den Leser an diesem Orte weiter nicht ermüden wollen, da wir einzelne Theile des großen Ganzen späterhin noch genauer kennen lernen werden.

Herrmann, dessen staunende Blicke die so großartige Natur immer von Neuem anzogen, kehrte sich endlich wieder dem Hause zu. Sein Herz, von Allem, was er sah, hoch entzückt, überließ sich jetzt einer Art Träumerei, wie sie auf solchen Schauplätzen auch minder empfindsame Menschen überfällt, und wiederholt rief er sich die Scenen in's Gedächtniß zurück, deren unberufener Zeuge er vor einigen Tagen erst am Ufer des schönen Genfer-Sees gewesen war.

»Also hier,« sagte er zu sich, als er das niedliche Schweizerhaus zum letzten Mal mit dem Auge überflog, »wohnt jene Miß Kitty oder Wanda, jene gefährliche Fee, deren geheimnißvolles Walten und Schalten ich zu erspähen so zufällig Gelegenheit hatte! Ja, das ist wirklich eine Wohnung für eine Fee! Wenn nur Etwas aus dieser

großen Natur in ihren Geist, in ihr Gemüth übergegangen ist, dann muß sie schon Bedeutendes in sich tragen. Und das scheint mir immer mehr so, wenn ich an Alles zurückdenke, was ich neulich geschehen sah. Ja, hier begreife ich, warum sie dem russischen Grafen nicht in die öden Steppen seines barbarischen Vaterlandes folgen, und warum sie es ablehnte, die Gefährtin jenes geistesträgen Lordssohnes zu sein, der sie mit in den steifen Kreis seiner hochmüthigen Verwandtschaft führen wollte. Nein, ihr Geist, an die Freiheit, die Ungebundenheit, die Größe und Schönheit der Natur gewöhnt, kann nicht so geartet sein, daß er sich die Schnürstiefel der Etikette gefallen ließe, und wenn sie ein wenig übermüthig, spröde und herzenskalt ist, hier leuchtet mir der Grund davon ein, denn sie wohnt gewiß nicht umsonst jenem eisigen, furchtbaren Ungethüm so nahe und sie hat etwas Seltsames, Großartiges, Geheimnißvolles mit von dieser Natur in die ihrige aufgenommen. Nein, es kann nicht anders sein: das Kleine, Erbärmliche, Alltägliche muß ihr zuwider sein und hier ist sie das wunderbare Geschöpf geworden, als welches sie auch mir erschienen ist, obgleich ich noch nie in die Tiefe ihres Auges geblickt und noch nie ein Wort, an mich gerichtet, aus ihrem Munde vernommen habe. Nun, das wird ja sehr bald, wahrscheinlich schon morgen geschehen, und ich bin neugierig, wie sie sich mir gegenüber verhalten wird. Ich hoffe gerade nicht auf große Freundlichkeit, aber ich fürchte mich auch nicht vor einer kurzen Abfertigung. Eine Niederlage kann nur Der erleiden, der einen mächtigeren Gegner

angreift und ich – ich werde mich sehr passiv verhalten und meinen geraden Weg wie immer ohne Schwanken gehen.«

Mit solchen Gedanken beschäftigt, wandte er sich endlich von dem Hause ab und schritt näher an den Gletscher heran, wohin wir ihn indessen heute nicht begleiten wollen.

Am ziemlich späten Abend, nachdem er noch die letzten Sonnenstrahlen auf den Schneegipfeln des Mont-blanc hatte verglühen und den fast vollen Mond über die östlichen Berge heraufsteigen sehen, kehrte er in sein stilles Haus zu Mutter Didier zurück und diese fand ihn ernster als am Morgen, denn der Anblick der großen Natur hatte tief auf ihn eingewirkt, wie sie es stets auf Menschen von solcher Gefühlswärme und klarem Verstande thut, wie unser Freund sie besaß. Da er sich aber ermüdet fühlte, zog er sich in sein Zimmer zurück und hier suchte ihn bald seine Wirthin auf, mit der Frage, ob er heute Abend Thee, Wein oder irgend etwas Anderes genießen wolle.

»Geben Sie mir ein Glas Wein, Mutter Didier,« sagte er, »und setzen Sie sich dann ein wenig zu mir, ich habe noch Lust zu plaudern.«

»Das soll ein Wort sein – ich habe auch dazu Lust und gleich soll Alles bereit stehen.«

Nach wenigen Minuten kam die rasche Frau mit Wein und Glas zurück, goß das schäumende Getränk ein und

setzte sich dann auf einen Stuhl, nachdem Herrmann gemächlich auf dem Sopha ihr gegenüber Platz genommen hatte.

»Nun,« begann sie das Gespräch, »haben Sie sich das Haus des Professors angesehen?«

»Ja – und auch am Fuß des Gletschers bin ich gewesen.«

»Das dachte ich mir wohl. – Wie hat Ihnen das Haus gefallen?«

Herrmann lächelte still vor sich hin. Es schien ihm fast, als führe die Frau das Gespräch absichtlich in diese Richtung, da sie von der schönen Umgebung ihres Heimatdorfs so hartnäckig auf den Professor und dessen Haus zurückkam. Das mochte er sich wohl gefallen lassen und so sagte er:

»Es liegt prachtvoll und sieht höchst einladend und zierlich aus. Ich habe mir gedacht, als ich es sah, es sei so recht geschaffen, eine Fee zu beherbergen und – das thut es ja auch.«

»Eine Fee!« rief Mutter Didier mit strahlenden Augen. »Ha! Wie Sie sogleich das Rechte treffen, ja, die wohnt auch wahrhaftig darin.«

»Und es ist eine *gute* Fee, nicht wahr?« fuhr Herrmann mit Bedeutung fort.

»Na, wer kann daran zweifeln! Haben Sie denn etwa schon eine schönere Creatur gesehen, als die Cath'rin ist?«

»Ich meinte eben nicht ihre Schönheit, Mutter Didier, sondern ihre Herzenseigenschaften. In dieser Beziehung ist sie gewiß gut, wie?«

»O, was Sie für seltsame Fragen thun! Und dabei sehen Sie so unschuldig und freundlich aus, daß man Ihnen immer antworten muß, was man gerade auf der Seele hat. Hm, ja, gut ist die Cath'rin wie keine zweite. Sie ist ein wahres Wunderwerk darin, wie in Allem und Jedem. Gegen Arme ist sie die Güte selbst und giebt ihnen, was sie unter den Händen hat! Auch die Kranken im Dorfe besucht sie und schickt ihnen Speise und Trank. Ja, ja, für die Kranken hat sie eine wahre Passion, sage ich, und darum wird sie gewiß auch Ihnen ein gnädiges Gesicht machen, wenn sie hört, was Sie gelitten haben, wie ich jetzt weiß. Freilich, gegen die Männer im Allgemeinen, und besonders, wenn sie schön sind, ist sie gerade nicht übermäßig sanft. Denn schöne Männer, sagte sie mir einmal – sie besucht mich nämlich bisweilen und plaudert mit mir über allerlei Zeug, und sie wird mich gewiß auch in den nächsten Tagen wieder besuchen – schöne Männer, sagte sie, haben immer ein Stück vom Bösen an sich und sind eitel und eingebildet, wie es niemals eine schöne Frau in dem Grade ist.«

Herrmann lachte, als Mutter Didier dies mit einer fast komischen Sicherheit vorbrachte. »Sie hat also wohl viel Erfahrung darin gesammelt?« fragte er darauf.

Mutter Didier, die diese leise Anspielung verstand, nickte mit schelmischem Gesichtsausdruck. »Na, die Erfahrung will ich ihr gerade nicht absprechen,« sagte sie.

»Umfreit, umgarnt, umstrickt, wie man das so nennt, ist sie gewiß mehr denn je ein anderes Weib, denn die Männer laufen ihr ja wie rasend nach – und Sie thun das am Ende auch, wenn sie Sie erst mit ihrem Nixenauge ange- schaut hat.«

»Darin irren Sie,« erwiderte ihr Patient ernst, »das wer- de ich gewiß nicht thun.«

»Na, dann wären Sie der Erste, der es unterläßt, und gewiß ein vernünftiger Mann, denn man muß sich nicht in jedes Engelsgesicht vergaffen, das Einem auf Erden begegnet. Man kann ja nur Eine haben und jedes Weib kann ja auch nur Einem gehören. Na ja, die Cath'rin ist just ein Weib, das wie eine Fee – das war einmal ein richtiger Ausdruck – gleich alle Männer umstrickt, wie mit einem Netz, und sie darin zappeln läßt, daß sie vor Angst nicht wissen, wohin. Es ist ordentlich komisch und man erzählt sich ganz eigenthümliche Geschichten davon, wenngleich ich nicht weiß, ob sie alle wahr sind. So viel aber ist gewiß, und das habe ich selbst erlebt: wer sie einmal gesehen, der läuft ihr immer nach bis an's Ende der Welt und kann nicht leben und nicht sterben, und erst, wenn er genug hat, das heißtt, wenn sie ihre helle Stimme wie ein Grabgeläute hat über ihn summen lassen und ihm den Abschied auf ewig gegeben hat, dann kriecht er gebrochen und gedemüthigt zurück, und so wird es dem Monsieur La Haine gewiß auch noch einmal ergehen.«

»Monsieur La Haine? Wer ist das?«

»Das will ich Ihnen im Vertrauen sagen,« fuhr Mutter Didier, die im besten Zuge ihrer Lieblingsbeschäftigung war, mit leiserer Stimme fort, als könnte sie Jemand behorchen. »Monsieur La Haine ist ein Franzose, ein sehr geschickter Maler, der seit einigen Jahren in Genf wohnt und im Sommer, wenn der Herr Professor nach Argentières zieht, auch hierher kommt und sich in jenem kleinen Hause da – da drüben liegt es – einmiethet. Er hat in Genf die Bekanntschaft des Professors und seiner Tochter gemacht, soll die letztere sehr schön gemalt haben, und nun kann er nicht ohne sie leben und sterben, wie ich vorher gesagt, und folgt ihr hier nach und kriecht in den Bergen herum, die er von allen Seiten zeichnet und dann im Winter zu Hause malt und zu großen Preisen an die reichen Engländer verkauft. Mir will es nun scheinen, als ob er das nur darum thäte, um immer in Cath'rín's Nähe zu sein, denn daß er sein ganzes Herz an sie verloren hat, das glaube ich gewiß, denn das sieht man ihm an und er zehrt sich dabei wie ein Schatten ab. Sie aber, sie scherzt und lacht mit ihm, wie mit dem besten Freunde, und doch kommt er um keinen Schritt näher an sie heran, da sie eine ganz eigene Art hat, mit verliebten Männern umzugehen. Na, das versteh'e ich eben nicht und das hat mich – unter uns gesagt – oft über sie confus gemacht. Im vorigen Sommer, sehen Sie, als sie von hier mit dem Lord und seiner Familie nach England ging, da war er ganz ungeberdig und sah bleich wie der Tod aus, beinahe so, wie Sie jetzt aussehen; in diesem Sommer aber ist er mit dem Professor wieder hier eingetroffen und hat

sich ganz unmenschlich gefreut, daß die Cath'rin wieder kommt. Na, Sie werden ihn wohl auch noch sehen, obwohl er jeden Tag mit Sonnenaufgang in die Berge geht und zeichnet, trotz seiner schwachen Gesundheit, denn wie mir scheint, ist er krank, recht sterbenskrank, in der Brust, glaube ich, da er oft die ganze Nacht hindurch hustet, wie mir seine Wirthin sagt. – Da habe ich Ihnen nun die ganze Geschichte erzählt, so gut ich sie selber weiß, und nun wird es wohl Zeit sein, daß ich Sie verlasse, damit Sie schlafen können. Spät genug ist es dazu und so wünsche ich Ihnen eine recht gute Nacht in meinem Hause.«

ZWEITES CAPITEL. DER ERSTE BESUCH.

Als Mutter Didier ihren Patienten verlassen hatte, stand dieser noch lange am geöffneten Fenster und schaute mit sinnenden Blicken nach dem flackernden Sternenhimmel und dem vom bläulichen Mondlicht geisterhaft beleuchteten Gletscher empor, der in dieser Beleuchtung ein eigenthümliches, unheimliches Gepräge trug. Ohne Zweifel summten in seinen Ohren die eben gehörten Worte nach und er wiederholte sich im Stille alles Einzelne, was er bisher über die seltsame Fee vernommen, die jetzt wahrscheinlich schon wieder unter dem Dach ruhte, welches jene im zweifelhaften Licht der Nacht matt auftauchenden Bäume beschatteten.

Plötzlich flog ein stilles Lächeln über seine ausdrucksvollen Züge und er sagte zu sich: »Eine wunderbare Erscheinung ist es, die Alte hat Recht, und ich kann ja auch

aus meiner Erfahrung ihre Ansicht vervollständigen. Ein russischer Graf, ein englischer Lordssohn fielen in die Netze dieser Circe und sie sang mit ihrer hellen Stimme das Grabgeläute über sie. Sie zogen von dannen auf Nimmerwiedersehen. Nun umschwirrt auch ein französischer Maler, wie ich höre, dies gefährliche Geschöpf und ist in das trügerische Netz gerathen, und ich, ein deutscher Sänger, sehe und höre dies Alles mit an und stehe mit kaltblütigem Herzen daneben, ohne mich darüber zu freuen oder zu verwundern. Nein, ich freue und verwundere mich nicht, ich finde es sogar ganz natürlich und in der Ordnung der Dinge begründet. Nur daß alle Nationen hier vertreten sind, ist etwas überraschend und fast spaßhaft. Nun – ich, ich werde nicht der Vierte in diesem unerwünschten Bunde sein, mir wird sie kein Grabgeläute zu singen haben, denn ich bin gefeit; mir thun die Nixen der Erde nichts mehr, sie haben mir schon lange das Herz in Eis verwandelt, so daß es nichts mehr fühlen und im Uebermaß des Gefühls erstarren kann. Aber neugierig bin ich trotzdem geworden, auch einmal vor diese Fee zu treten und in ihr Nixenauge zu blicken. Wie wird sie sich mir gegenüberstellen? O, ich bin auf Alles gefaßt und zu Allem gerüstet. Einen Scherz, wie sie ihn vielleicht liebt, will ich nicht erleben, dazu bin ich ein zu ernster und gelassener Mann – und zum Ernst werde ich es nicht kommen lassen, denn ich weiß, was die Folge davon sein kann. Hm! Was ich da phantasire! Es ist Nacht und in der Nacht nehmen die Gestalten des Tages phantastische Formen an. Also Geduld! Wir wollen den Tag abwarten

und dann über diese phantastischen Formen lachen. Gute Nacht, Fee, gute Nacht, Nixe, schlaf süß! Es ist gut, daß Du nicht auch allwissend bist und also weißt, was um Dich her vorgeht, sonst würdest Du vielleicht schon im Voraus Deinen Zauberspiegel putzen, um mich davor in Deinen Sclaven zu verwandeln. Aber ich – ein Sclav? Nein, Lurley, das mag wohl in Deine Weltordnung passen, aber nicht in die meine. Ich bin ein freier Mann und frei sollst Du mich bleiben sehen, was Du auch spinnen und weben magst. Gute Nacht!«

Als Herrmann nach einer ruhig verschlafenen Nacht munter und gestärkt erwachte, war es schon heller Tag geworden und die Gespenster des bleichen Gletschers hatten sich in ihre unnahbaren Tiefen verloren. Leichte, flüchtige Nebelschatten nur lagerten um seine Höhe, unten aber strahlte er schon im hellen Sonnenglanz, wie die ganze übrige Natur, und die Vögel in den Bäumen des Dorfes zwitscherten ringsum ihr süßes Morgenlied.

Herrmann stand wieder am Fenster und weidete sein Auge an dem Glanz dieses neuen Tages. Er hatte mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß er sein Frühstück wünsche, und Mutter Didier, immer zu seiner Bedienung bereit, ließ ihn nicht lange darauf warten.

Als sie eintrat, warf sie zuerst einen forschenden Blick auf sein Gesicht, und als sie es heiter fand, nickte sie befriedigt. »Guten Morgen, Monsieur,« sagte sie, »nun, haben Sie wohl geruht und war das Bett so, wie Sie es lieben?«

»Es ist vortrefflich, Mutter Didier, und ich habe sehr gut darin geschlafen.«

»Na, das freut mich. Ich habe auch gleich eine freundliche Bestellung an Sie. Der Herr Professor hat schon seine Magd gesandt und Sie grüßen lassen. Er ist gestern erst spät von Chamouny zurückgekehrt. Er bittet Sie aber nun, ihn ja heute Morgen zu besuchen, und da er um elf Uhr einen Gang in die Berge vor habe, so möchten Sie schon um neun Uhr bei ihm eintreffen, er erwartet Sie um diese Zeit.«

»Um neun Uhr schon?« rief Herrmann verwundert und doch erfreut. »Ist das nicht etwas sehr früh, um einen Besuch bei eigentlich Fremden zu machen?«

»Bei uns ganz und gar nicht, Herr. In unseren Bergen beginnt der Tag mit Sonnenaufgang und um Neun ist man schon weit darin vorgerückt. Mademoiselle Cath'rín geht oft schon um sechs Uhr spazieren und immer ist sie gekleidet wie am Tage – sie trägt nämlich stets nur seidene Kleider, Herr, muß ich Ihnen sagen, das liebt sie einmal so und das ist in Genf Mode – obwohl sie keine Freundin von buntem Firlefanz und von Ketten und Spangen ist. Gehen Sie also in Gottes Namen um neun Uhr hin, Sie werden bereits Alles in bester Ordnung finden.«

Herrmann war durch diese Mittheilung beruhigt und demgemäß rüstete er sich zu dem Besuch, natürlich in der Art und Weise, wie man in seiner Heimat und in seinen Verhältnissen einen solchen Besuch unternimmt, das heißt, er zog schwarze Kleider an, zu denen er, wie er

es nie anders zu thun gewohnt war, weiße Handschuhe fügte. In diesem Aufzug trat er vor die verwundert aufschauenden Augen seiner Wirthin, und so einfach die Frau und so wenig sie an solche Kleidung gewöhnt war, sie war doch immer eine Frau und der Adel der persönlichen Erscheinung ihres Patienten entging ihr nicht.

Nachdem Herrmann ihr Lebewohl gesagt, was vor der Hausthür geschah, blieb sie eine Weile stehen und sah dem ruhig Fortgehenden staunend und kopfschüttelnd nach.

»Na,« sagte sie zu sich, »so viel ist gewiß: ein gemeiner Mann ist das nicht und solch ein Geschöpf ist auch noch nicht, und am wenigsten in solchem Rock, durch unser Dorf geschritten. Nein, sage mir Einer, wie der heute ganz anders aussieht als gestern! Ist das eine Gestalt und ein Gang – und ich habe doch schon viele vornehme Personen hier im Hause gehabt. Haha! ich bin neugierig, was Mademoiselle Cath’rin zu dem sagt! Gegen den verschwindet der arme Monsieur La Haine freilich, wie die Mondsichel gegen den vollen Mond, und doch ist der junge Franzose ein ganz hübscher Mann. Na, gute Verrichtung, mein Lieber, aber mit den feinen Lackstiefelchen darfst Du auf keinen Stein und keinen Eisblock treten, sonst brechen sie. Haha!«

Ruhig zwar, aber doch voll gespannter Erwartung, die er sich selbst redlich eingestand, setzte Herrmann seinen

kurzen Weg nach dem isolirt stehenden Schweizerhause fort, und ohne daß er wußte warum, pochte sein Herz ein wenig stärker, als er den etwas steilen Pfad, der nach den beiden großen Linden führte, erstieg. Prächtiger Sonnenschein funkelte in dem hellgrünen Laube derselben, aber unter und hinter ihnen lag tiefer Schatten auf dem Hause, der eine liebliche Kühle spüren ließ, als der Fremde in seinen Bereich trat.

Als er sich langsam der geschlossenen Thür näherte, vernahm er Stimmen aus dem hinter dem Hause liegenden Garten, und plötzlich tauchte zwischen dem üppigen Gesträuch an der einen Ecke ein braunlockiger Knabe auf, der mit neugieriger Miene den Nahenden zu mustern schien. Er mochte fünf Jahre alt sein und war reizend gekleidet, wie man die Kinder reisender Engländer oder Franzosen in der Schweiz sehr häufig sieht. Aber auf diesen Kleidern haftete Herrmann's Blick nur flüchtig, viel mehr zog ihn der kluge Ausdruck des schönen Knabengesichts an. Es hatte große blaue Augen, die wunderbar mit dem dunklen Haar contrastirten, und in diesen Augen schien der ganze Zauber zu liegen, den der Knabe augenblicklich auf den Fremden übte. Denn dies waren die Augen Miß Kitty's; dieselbe Schelmerei, derselbe Uebermuth funkelte aus ihnen, und auch aus der Bildung des reizenden Gesichts sprachen Herrmann Züge und Linien an, die er sogleich wieder erkannte, da er sie in Ouchy und Vevey oft genug betrachtet und so seinem Gedächtniß eingeprägt hatte.

Da er ein großer Kinderfreund war und der dreist ihn anschauende Knabe augenblicklich seine Sympathie erregte, ging er ihm freundlich entgegen und eben wollte er ihn anreden, als der Knabe selbst in französischer Sprache die erste Begrüßung bot.

»*Bon jour, Monsieur!*« rief das muntere Kind. »Wollen Sie den Großpapa besuchen? Er ist zu Hause. Auch Tante Cath’rin,« fuhr er rasch fort, »ist wieder da und sie ist im Garten.«

Herrmann hielt die ihm dargebotene Hand fest und schaute dem Knaben lächelnd in das rosige Gesicht, indem er in seiner Antwort ebenfalls der französischen Sprache sich bediente, da er glaubte, der Kleine spreche keine andere. »Ja, ich möchte Deinen Großpapa besuchen. Aber sage mir, wie heißt Du denn?« fragte er.

»*Jean Jacques!*« rief der Knabe stolz.

»Ei, Jean Jacques, das ist ein schöner Name und er hat sich schon berühmt gemacht.«

»O ja, ich weiß es wohl und ich will auch ein zweiter Rousseau werden!«

»Das ist kein schlechter Vorsatz, däucht mir,« entgegnete der Fremde lächelnd; »und ich wünsche, daß es Dir gelingen möge, ihn auszuführen.«

Er wollte eben noch eine andere Frage thun. Aber da rief eine klare Stimme aus dem Garten her, die Herrmann sofort für die Miß Kitty’s erkannte: »Jean, was thust Du schon wieder! Du sprichst Französisch und Du weißt, es ist heute Dein *deutscher Tag!*«

»Es ist wahr!« sagte der Knabe still vor sich hin, indem er nun Deutsch sprach, »und ich hatte es nur vergessen.«

Herrmann sah sich vergebens nach der Person um, die soeben gesprochen hatte, in diesem Augenblick aber kam um die Hausecke eine etwa dreißig Jahre alte, sehr zierlich gekleidete Dame, die lächelnd sogleich auf den Fremden zuschritt.

»Das ist nicht meine Tante, Herr,« sagte nun Jean, »sondern meine Bonne, Fräulein Granson aus Zürich.«

Herrmann ging der Dame entgegen und begrüßte sie höflich. »Ich bin dem kleinen Jean sehr verbunden,« sagte er, »daß er Sie mir gewissermaßen vorgestellt hat. Mein Name ist Weber und ich wünschte dem Herrn Professor meinen Besuch zu machen.«

Fräulein Granson, die außer den Eigenschaften einer guten Erzieherin im Hause des Professors auch die einer vortrefflichen Wirthschafterin besaß, verbeugte sich und erwiederte:

»Ah, ich weiß schon, mein Herr. Der Herr Professor ist zu Hause und erwartet Sie mit Freuden. Bitte, folgen Sie mir in das Haus.«

Während nun Jean in den Garten zurücksprang, um seiner Tante wahrscheinlich den eingetroffenen Besuch anzumelden, folgte dieser der ihn führenden Bonne in's Haus. Sie trat in eine kleine Vorhalle, aus der mehrere Thüren in verschiedene Zimmer führten. Hier öffnete sie die erste zur rechten Hand und bat den Fremden, durch das Zimmer zu schreiten, in dem folgenden werde er den Herrn Professor finden.

Das Vorzimmer war einfach mit Nußbaummöbeln ausgestattet und einige schöne Schweizerlandschaften, in Oel gemalt, hingen an den Wänden. Herrmann, nur flüchtig sich umblickend, durchschritt das Zimmer und klopfte an die Thür, hinter der er den Professor vermutete.

»Herein!« rief die weiche Stimme desselben und einen Augenblick darauf stand Herrmann vor dem freundlichen Mann, von dem er vor drei Tagen auf der Tête noire so herzlich geschieden war. Er befand sich in seinem Arbeitszimmer und saß an einem großen Tisch am Fenster, auf dem Gebirgskarten aller Art und viele Bücher lagen. Andere Bücher, nicht reich an Zahl, standen in einem Glasschrank, sonst sah man nur ein Sopha und Sessel mit grünem Plüsch überzogen und noch einige andere Schränke mit Instrumenten gefüllt, die wohl dem Gelehrten bei seinen technischen Arbeiten im Gebiete der Naturwissenschaft dienen mochten.

Sobald Herrmann in's Zimmer getreten war, sprang der Professor hastig von seinem Stuhle auf und kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. Aber da stand er schon wieder still, sah seinen Gast verwundert vom Kopf bis zu den Füßen an und rief:

»Willkommen, zehnmal willkommen in Argentières – aber im schwarzen Frack, mein lieber Herr Weber? Was hat denn das zu bedeuten?«

Herrmann ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie herzlich. »Bedenken Sie, Herr Professor,« versetzte er,

»es ist ja mein erster Besuch, und bei mir zu Lande würde man mich für einen Barbaren halten, wenn ich diese Aufmerksamkeit, die Ihnen und den Damen Ihres Hauses gilt, hätte außer Acht lassen wollen.«

Der Professor lachte, zog seinen Gast auf das Sofá und sagte dann: »Ja, bei Ihnen zu Lande mag das wohl so sein, aber hier hält man Niemanden für einen Barbaren, der seinen Besuch im gewöhnlichen Rock abstattet. Ein für alle Mal also: ob ich Sie einlade, zu Mittag oder zu Abend, oder ob Sie von selbst kommen – niemals treten Sie wieder so vor unsere Augen. Hier sind wir nur an bequeme Kleidung gewöhnt, männlich und weiblich, und der Bergrock ist immer die natürlichste Tracht, wie ja auch die Berge selbst sich niemals vor uns genieren. Doch, heute sind Sie uns auch so willkommen und ich begrüße Sie mit großer Freude in meinem Hause. Hoffentlich befinden Sie sich bald heimisch darin, das wünschen wir Alle. Aber nun, wie sind Sie denn hierher gekommen und wie gefällt es Ihnen bei Mutter Didier?«

Herrmann erwiderte darauf, was er zu sagen hatte und das Gespräch ging so munter und frisch fort, daß das Verhältniß zwischen den beiden Männern sich wieder bald ganz so herstellte, wie es auf der Tête noire von Anfang an gewesen war. Der Professor, der am lebhaftesten sprach, bemerkte dabei nicht, daß sein Guest wohl den Hut bei Seite gestellt, aber noch nicht seine weißen Handschuhe ausgezogen hatte, und da er sogleich auf sein Lieblingsthema, die Felsen und Gletscher, gerathen war, so verlor er sich in einen langen Redefluß, zumal

Herrmann ihn durch eingestreute Fragen noch mehr dazu ermunterte. So saßen die beiden Männer fast schon eine Stunde beisammen, als der Chronometer an der Wand laut die zehnte Stunde schlug und nun die Aufmerksamkeit des Professors anzog. Er warf einen raschen Blick nach der Uhr, dann stand er auf und sagte:

»Aber was ist denn das? Schon zehn Uhr und um Elf muß ich fort? Wo bleibt denn Wanda? Haben Sie sie noch nicht gesehen?«

»Nein, ich habe noch nicht die Ehre gehabt.«

»Ah, dann soll sie sogleich erscheinen. Sie streift gewiß mit dem Knaben im Garten umher.«

»Jean Jacques, der ein zweiter Rousseau werden will, habe ich schon gesprochen,« bemerkte Herrmann lächelnd, während der Professor sanft an einer Glockenschnur zog.

»So, so! Haha! Also den Jean Jaeques haben Sie schon gesprochen! Na, und daß er ein zweiter Rousseau werden will, das nehmen Sie ihm nicht übel. Das hat er nicht aus sich selbst, der Witz stammt von meiner Tochter her, die oft sehr seltsame Einfälle hat. – Schicke mir doch meine Tochter herein!« wandte er sich dann gegen die fragend in's Zimmer blickende Magd.

Einige Minuten später rauschten seidene Kleider im Vorzimmer und bald darauf trat die Tochter vom Hause herein, ein Körbchen mit frisch gepflückten Erdbeeren im Arme tragend. Im Uebrigen war sie einfach gekleidet, ohne allen Putz und Flitter, obwohl die Stoffe, aus denen die Kleider bestanden, aus Seide waren. Sie trug ein

ziemlich hellgrünes Kleid mit dunkelrothen und schwarzen Blumen durchwebt, und darüber ein schwarzes Jäckchen, leicht und bequem, das sich bis dicht an den Hals hinauf schloß. Ihre Haartracht dagegen war ganz dieselbe geblieben, wie wir sie auf der Reise in Ouchy beschrieben haben.

Aber wie trug sie diese schmucklosen Kleider und wie hielt sie sich darin! Nein, eine solche Haltung, solche geschmeidige Gliedmaßen, solche graziöse Bewegungen hatte Herrmann noch nie bei einem weiblichen Wesen gesehen und es war in der That, als ob der Zauber, der über ihrer persönlichen Erscheinung ausgebreitet lag, auf der Stelle zu wirken begann und seine Lippen versiegelte, als er diese vollendet schöne Gestalt dicht vor sich stehen und ihre wunderbaren Augen einen Moment fest auf sich gerichtet sah.

»Da ist sie ja!« rief der Professor und trat, den Fremden vorstellend, einen Schritt auf die unbeweglich Stehende zu. »Hier haben Sie meine Tochter lieber Freund, Wanda Catharine, und dies, Wanda, ist der werthe Mann, Herr Weber, den uns Doktor Daumont so angelegentlich empfohlen hat und den ich so glücklich war, ganz zufällig auf der Tête noire zu treffen, wie ich Dir bereits gesagt.«

Herrmann verbeugte sich ehrerbietig und hob dann sein Auge gegen die noch immer schweigende Dame auf. Aber da sollte er einen Augenblick lang einen wunderbaren und gewiß nicht erwarteten Anblick haben. Das rosige Gesicht der Tochter des Hauses hatte sich ihm voll

zugekehrt und ihr von Leben und Geist sprühendes Auge glitt anfangs ruhig über ihn hin. Plötzlich zuckte sie merklich zusammen und es war, als ob ein rasch vorübergehender Schauer ihren ganzen Körper erzittern ließ. Allein dies ging, wie gesagt, außerordentlich rasch vorüber; war die Herrschaft Wanda's über sich nun sehr groß und bezwang sie ihr erstes dunkles Gefühl, oder war dasselbe nur ein unwillkürlicher, ihr selbst nicht bewußter innerer Vorgang, wie uns ja oft eine geheimnißvolle Regung wie ein unvermutheter Luftzug berührt, genug, sie faßte sich schnell, lächelte auf die liebenswürdigste Weise, setzte rasch das Körbchen mit Erdbeeren auf den Tisch, und ohne das geringste Zeichen zu verrathen, daß ihr der Fremde nicht völlig unbekannt sei, sagte sie mit ihrer hellen Stimme:

»Es ist mir sehr angenehm, Sie in meines Vaters Hause zu sehen. Bitte, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein – ich setze mich auch.« Dabei schritt sie leise auf Herrmann zu, nahm ihm ganz unbefangen den Hut aus der Hand, den er wieder ergriffen hatte, und stellte ihn auf einen Stuhl, um gleich darauf nach dem Tische vor dem Sopha zurückzukehren und sich selbst einen Stuhl davor zu rücken.

Herrmann trat bei Seite, um ihr Platz zu machen, das Sopha zu erreichen, aber da lächelte der Professor fast verschämt und sagte: »Genieren Sie sich nicht und nehmen Sie immerhin Ihren Platz wieder ein. Wanda setzt sich nie auf ein Sopha, dazu ist sie zu unruhig und sie

hat, wie Sie gleich sehen werden, bald hier, bald da die Hand anzulegen.«

Wanda schlug die Augen nieder, nahm dann eine große Erdbeere aus dem Körbchen, sog den Duft derselben ein und nun die Augen hastig aufschlagend, versetzte sie lebhaft:

»Um Ihnen zu beweisen, daß mein Vater, der *oft* Recht hat, mich doch *bisweilen* nicht richtig beurtheilt, werde ich heute ruhiger denn je sein. Freilich, wenn ich so alt sein werde, wie er, habe ich mir vielleicht auch die olympische Ruhe und Ausdauer angeeignet, die er wenigstens an den Tag legt, wenn er bei seinen Arbeiten sitzt. Noch wandle ich auf der Erde und mein Blut fließt schnell. Doch genug von mir – Sie wohnen bei Mutter Didier?«

Herrmann bejahte und fügte einige Bemerkungen über seine Wirthin bei.

Wanda nickte. »Ja, das glaube ich,« sagte sie, »sie ist eine prächtige Frau. Ich habe sie leider noch nicht besuchen können, falls Sie mich aber nachher mitnehmen wollen, wenn Sie nach Hause gehen, so werde ich Sie begleiten.«

Herrmann kam das Anerbieten so unerwartet, daß er sich nur verbeugte, da er nicht gleich die rechte Antwort darauf finden konnte. Es war auch wohl keine erwartet worden und im Augenblick darauf, ihren Vorsatz, ruhig sitzen bleiben zu wollen, wahrscheinlich vergessend, stand sie auf, nahm aus einem Wandschrank einige Tellerchen und ein paar silberne Löffel und Zucker und stellte sie vor die beiden Männer auf den Tisch.

»Bedienen Sie sich, meine Herren,« rief sie fröhlich.
»Ich habe sie selbst gepflückt und davon sind meine Hände so roth.«

An der Art und Weise, wie der Professor auf Alles, was seine Tochter sprach und that, einging, erkannte des Gastes Scharfblick sehr bald, wessen Stimme hier im Hause gebot; aber die eigenthümliche und immer liebenswürdige Weise, wie diese Herrschaft ausgeübt wurde, ließ den Willen, aus dem sie hervorging, in einem ganz besonderen Lichte erscheinen, wenn hier überhaupt ein Wille oder eine Absicht vorlag und nicht die Natur allein ihre ursprüngliche Wirkung übte.

Während man die Erdbeeren aß und der Professor wieder sprach, ging die Thür auf und die Magd brachte einen Brief herein.

»Ist er an mich?« fragte Wanda schnell.

»Ja, Fräulein – Herr La Haine hat ihn geschickt.«

»Ich sehe es,« lautete die Antwort, während die Augen noch auf die Handschrift gerichtet waren. »Was mag er denn heute noch zu schreiben haben, da er ja selbst kommt?«

»So brich ihn doch auf,« sagte der Vater, »Herr Weber erlaubt es Dir.«

»Ich danke für Ihre Erlaubniß, die mir meines Vaters Mund ertheilt,« entgegnete Wanda, da sich Herrmann nur schweigend verneigte, »aber ich würde sie mir auch ohne diesen freundlichen Anreiz genommen haben. – Ah,« unterbrach sie sich, während sie schon las, »er kommt nicht zu Tisch, Papa, er ist krank. Der Arme! Nun,

dann werde ich ihm sein Essen senden, vielleicht genießt er es doch. – Gehst Du nicht nachher an seinem Hause vorbei, Papa? Ja? O, dann blicke doch einen Augenblick hinein und sieh, was ihm ist. Wenn ich von Mutter Didier komme, werde ich mich selbst nach seinem Befinden erkundigen. – Doch nun weiter, Du wolltest noch Etwas sagen, Papa. Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Herr – Weber.«

»Ja, was ich sagen wollte,« nahm der Professor seine Rede wieder auf, während er den Rest seiner Früchte verzehrte, »ich muß leider um elf Uhr heute hinaus, da ich einen Mann aus Chamouny bestellt habe, der mich an ein seltsames Steingefüge führen will. Aber das thut nichts. Wanda wird meine Stelle vertreten und Sie werden mich nicht vermissen. Heute Nachmittag komme ich zu Ihnen und dann plaudern wir über die Berge weiter. Aber bei den Bergen fällt mir ein, Wanda, daß Herr Weber Patient ist. Wenn Du also heute oder morgen mit ihm hinausgehst, wirst Du einige Rücksicht nehmen müssen. Reize ihn nicht zum Klettern, das ist ihm streng verboten, auch zu viel sprechen darf er nicht, wie mir scheint.«

Herrmann wollte in Bezug auf das Sprechen einigen Protest einlegen, da ihm dasselbe in der That nicht mehr schwer fiel, aber die Tochter vom Hause kam ihm zuvor und sagte in ihrer raschen, doch immer originellen und liebenswürdig herausfordernden Weise:

»Wenn Herr Weber nicht sprechen darf oder es ihm schwer wird, so mag er schweigen und er wird das gewiß von selbst thun, Papa. Ich werde es damit auch halten, wie es mir gefällt. Bei uns herrscht ja die Freiheit in allen Dingen, wie Du so oft sagst, und damit Herr Weber hiervon Kunde erhält, darum sage ich es ihm gleich bei seinem ersten Besuch. Zum Beispiel jetzt, mein Herr, muß ich einmal nach der Küche gehen und sehen, ob man meine Gebote erfüllt. In fünf Minuten bin ich wieder da, und dann, Papa, kannst Du Dich zu Deinem Felsenbesuch anschicken. Heute gehe ich nicht aus, ich bin noch müde von gestern.«

Als sie nach diesen Worten mit einem hastigen Knix gegen die beiden Männer hin aus der Thür gehüpft war, sah der Vater seinen Gast an und lächelte, während dieser nachdenklich schwieg.

»Es ist ein seltsames Wesen,« sagte der Erste fast leise, »und wer sie zum ersten Mal sieht oder hört, möchte falsch über sie urtheilen.«

»Ich urtheile noch gar nicht, Herr Professor, ich beobachte nur.«

»Ah, ja, das ist recht. Na, Sie werden noch manches Neue zu beobachten haben, ich sage es Ihnen gleich. Der Aufenthalt in England und das Leben mit diesen ruhigen Menschen, den Durhams, hat sie auch nicht ruhiger gemacht, ich habe es gleich gesehen, und doch hatte ich mir viel davon versprochen. Allein sie ist und bleibt wie Champagner. Es braust im Anfang heftig auf und dann prickelt es in ihr leise fort, ohne Rast, ohne Ruhe.

Das muß im Blute liegen, denke ich, obwohl ihre Mutter um Vieles stiller und sanfter war. Na, ihre Zeit der Ruhe kommt auch noch einmal und man muß sie für jetzt nehmen wie sie ist.«

»Ja, das wird das Beste sein,« sagte Herrmann, wie aus einem Tranm erwachend. »Und das sollte man eigentlich bei jedem Menschen thun, um sich vor Täuschung zu bewahren.«

Der Professor wollte eben etwas entgegnen, als seine Tochter wieder hereinkam, schon draußen in Herrmann bereits bekannter Art leise vor sich hin trillernd.

»Da bin ich wieder,« sagte sie. »Aber wie? Die Herren rauchen nicht? Das ist ja seltsam!«

»Ach, das habe ich vergessen,« rief der Professor und wollte nach seinem Schranke eilen.

Herrmann hielt ihn am Arme zurück. »Ich meinerseits danke,« sagte er. »Ich rauche nur selten; in meiner Krankheit habe ich mich davon entwöhnt und meiner Lunge ist starkes Rauchen sogar schädlich.«

Wanda sah ihn groß an und ihr Ohr neigte sich unwillkürlich dem sonoren Klange seiner metallreichen, markigen Stimme zu, die in der That fast schon wieder ihre frühere Fülle besaß, wenn er wie jetzt, in einigen Eifer gerieth. »Das ist ja eine seltsame Ausnahme von der Regel,« sagte sie lächelnd. »Wenn die Männer heut zu Tage nicht rauchen dürfen, glauben sie keine wahren Männer zu sein oder wenigstens den halben Genuß des Lebens zu opfern. Das gefällt mir an Ihnen. Wenn ich aber einmal eine gute Cigarre riechen will, werde ich es Ihnen

sagen und dann müssen Sie mir meinen Wunsch erfüllen. – Willst du fort, Papa?«

»Ja, Kind, meine Zeit ist gekommen. Und nun, mein lieber Freund, entschuldigen Sie mich. Heute Nachmittag, etwa um sechs Uhr, bin ich bei Ihnen und dann wollen wir besprechen, wie wir es mit unsren gegenseitigen Besuchen halten wollen.«

»Was ist da noch zu besprechen?« fiel Wanda ein. »Der Herr kommt, wenn er Lust hat, und wenn er keine hat, bleibt er fort. Du wirst ihm doch nicht Schranken setzen wollen, Papa?«

»Gott bewahre mich davor! Das hab ich ja auch gar nicht sagen wollen. Aber jetzt gehe ich. Auf Wiedersehen!«

Er reichte die Hand hin, die Herrmann rasch ergriff und warm drückte. Dann flog Wanda auf ihn zu, umschlang ihn liebevoll mit den Armen und küßte ihn herzlich. »So, nun kannst Du gehen, jetzt bis Du reisefertig!« rief sie. »Aber Papa – vergiß den armen La Haine nicht. Er ist krank, Du weißt.«

Der Professor rief »Nein, nein!« und nickte dann Beiden zu. Wanda gab ihm bis zur Thür das Geleite, indem sie wieder heiter trillerte. Als der Vater aber das Zimmer verlassen hatte, kehrte sie mit ernsterem Gesicht zu dem Gaste zurück, deutete auf das Sopha und sagte:

»Nehmen Sie ruhig wieder Platz, jetzt reden wir zusammen und ich hoffe, Sie werden mich nicht so windbeutelig finden, wie mein Vater mich Ihnen vielleicht geschildert hat und wie ich es bisweilen scheinen mag.«

DRITTES CAPITEL. EINE INTERESSANTE UNTERHALTUNG.

In der That hatte sich das Wesen der seltsamen jungen Dame merkwürdig verändert, seitdem ihr Vater das Zimmer verlassen, und jeden Augenblick trat diese Wahrnehmung klarer und auffallender vor Herrmann's Auge. Die naiv spielende und scherzende Gesprächsweise wandelte sich in eine ernstere, gehaltenere um und auch die vorher so hastigen Bewegungen, das so häufige plötzliche Aufstehen und das rasche Hin- und Hergehen, um irgend einen Gegenstand im Zimmer anders zu legen oder zu stellen, ließen nach. Nur ihr Blick war noch eben so rastlos wie vorher geblieben; oft haftete er einen Moment fest auf des Gastes Antlitz, dann flog das Auge wie irrend oder nachsinnend bei Seite und kehrte plötzlich wieder nach dem ersten zurück, um mit einer Aufmerksamkeit, die fast der Schärfe des Falkenblicks glich, in seinen Zügen zu forschen, als wolle sie die Gedanken seines Hirnes ergründen und die Wahrhaftigkeit seiner Aeußerungen aus seinem Verhalten zu bekräftigen oder zu bezweifeln versuchen. Erst als das spätere Gespräch ernstere Dinge berührte, wurde ihre Rede städtiger und überlegter und sprang weniger von dem einmal erfaßten Punkte ab, und zuletzt, ob absichtlich, zufällig oder durch die aufrichtige Redeweise Herrmann's dazu gezwungen, wurde sie, wie diesem selbst schien, natürlicher, bis sie endlich allen inneren Zwang abstreifte und ganz offen und ehrlich ihre Ansichten und Meinungen verrieth. Alles aber, was sie sprach, brachte sie, namentlich im Anfang, mit

lächelndem Munde vor, selbst das Ernsteste, so daß es dem aufmerksamen Gaste schwer fiel, ja oft unmöglich wurde, zu erkennen, ob sie ihre wahre Meinung, ihre innerste Ueberzeugung aussprach, oder ob sie, bald in tändelnd naiver Weise, bald mit hervorsprudelnder Hef- tigkeit, die verhandelten Gegenstände und Personen ironisch bespöttelte.

Einige Minuten waren Beide schon allein und noch hatte Keins von ihnen ein Wort gesprochen. Beide be- trachteten sich schweigend, als erwartete die Eine oder der Andere den Beginn der Unterhaltung, oder als sei- en sie neugierig, was sich nun zuerst entwickeln würde. Endlich aber, als Herrmann sich eben über diese seltsa- me Situation eines feinen Lächelns nicht erwehren konn- te, nahm er die Spuren wachsender innerer Erregung auf dem Gesicht Wanda's wahr, denn sie erröthete, und da sie das selbst zu fühlen schien, raffte sie sich aus ihrem Schweigen gewaltsam auf und sagte mit einem seltsamen Gemisch von Offenherzigkeit und verhaltener Ironie:

»Sie scheinen ein eigenthümlicher Mann zu sein. Be- reiten Sie einen Angriff gegen Gott weiß wen vor oder befürchten Sie einen? Ich werde daraus noch nicht recht klug.«

Herrmann schüttelte still lächelnd den Kopf und ver- setzte gelassen: »Beides ist nicht der Fall, und was das Eigenthümliche meiner Person betrifft, so habe ich viel- leicht schon dieselbe Bemerkung in Bezug auf Sie ge- macht.«

»Ah so! Nun weiß ich, woran ich bin. Sie pariren. Aber da will ich gleich mit einem unerwarteten Stoß Ihre Parade durchbrechen. Sagen Sie mir ehrlich: heißen Sie wirklich Weber?«

Herrmann, so verwundert er über diese Frage war, beisteerte sich und entgegnete ruhig und noch immer lächelnd: »Ja – warum sollte ich nicht so heißen?«

»O, das meine ich nicht; aber es ist ein eigenthümliches Ding, daß man sich oft, wenn man schon von einem Manne und dazu seinen Namen gehört hat, sich eine gewisse Vorstellung von diesem Manne macht und ihn doch, wenn man ihn endlich sieht, ganz anders findet, als man ihn sich gedacht. So ist es mir heute mit Ihnen ergangen. Meines Vaters Schilderungen – er ist allerdings ein rasch urtheilender Mann und sein liebevolles Gemüth besticht ihn in der Regel – ließen mich etwas ganz Anderes in Ihnen erwarten, als ich nun gefunden habe.«

Herrmann verbeugte sich. »Ich will nicht untersuchen,« sagte er, »ob das, was Sie von mir gehört, schmeichelhafter für mich ist, als das, was Sie selbst gefunden zu haben glauben, denn ich bin nicht so eitel, gern wissen zu mögen, was man über mich denkt oder spricht. Nein, ich spreche ganz ehrlich, Sie können mir glauben; denn wer das Fegefeuer des menschlichen Urtheils aus Erfahrung kennt, der ist wenigstens einigermaßen gegen die Hitze der Flammen gestählt, die dasselbe oft unerträglich machen. Doch ich wollte etwas Anderes sagen. Wenn Sie mich anders fanden, als Sie dachten, so ist es mir mit Ihnen gerade umgekehrt ergangen. Ich habe Sie

mir ganz so vorgestellt wie ich Sie finde, und nach Lage der Sache konnte dies nicht anders sein.«

»So – gut! Das klingt allerdings ehrlich – aber warum lächeln Sie auf eine so listige Weise dabei?«

»Auch das sollen Sie hören. Ich muß lächeln, weil Sie mir so standhaft verschweigen, das heißt, mit keiner Mie-
ne verrathen, daß Sie mich schon früher gesehen, und doch lese ich auf Ihrem Gesicht, daß Sie mich schon im ersten Augenblick wieder erkannt haben und sich jetzt im Stillen bemühen, diesem Wiedererkennen noch etwas näher auf die Spur zu kommen.«

Jetzt lächelte auch sie und mit einer unnachahmlichen Grazie den Kopf bald links bald rechts wendend, um nicht in seine dunklen triumphirenden Augen zu blicken, sagte sie mit natürlicher Schelmerei:

»Die Parade war gut und Sie scheinen ein geübter Fechter zu sein – das muß ich Ihnen zugestehen. Aber wo haben Sie mich denn eigentlich gesehen? Ich möchte meine schwache *Erkenntniß* durch die Ihrige etwas vervollkommen lassen.«

»Zuerst sah ich Sie in Ouchy,« fuhr Herrmann lebhafter fort, »im Speisesaal in Beau-Rivage, als Sie mit dem Grafen Schimatow und Miß Rosamond von Ihrem gelehrt
Ausfluge heimkehrten.«

Wanda hob das Auge voll zu ihm auf und man sah ihr an, daß sie sich wirklich wunderte. »Die Namen stimmen,« sagte sie langsam und nachdenklich, »aber meine Erinnerung läßt mich im Stich. Nein, in Ouchy habe ich Sie nicht bemerkt, erst in Vevey tauchen Sie vor meinem

Gedächtnißauge auf. Sie saßen beim Frühstück in unserer Nähe und mir fiel die Spannung auf, mit der Sie jedes einzelne Glied unserer Gesellschaft musterten.«

»Das that ich allerdings und ich hatte auch eine Freude dabei, als ich sah, wie herzlich Sie den Dr. Daumont begrüßten, den Sie mir durch Ihre Vorstellung als den Mann und Arzt bezeichneten, an den ich aus meiner Heimat gewiesen war.«

»Aha, also das war die Freude. Ich sparte Ihnen einen Weg – nicht wahr?«

»Wohl möglich, daß das auch eine Freude war, allein ich meinte vorher eine andere. Doch das ist Nebensache. Ich muß Ihnen etwas ganz Anderes beichten und ich würde nicht mit Ruhe Ihr Haus betreten und vor Ihnen sitzen können, wenn ich mich nicht der Pflicht entledigte, Ihnen vor allen Dingen zu bekennen, daß ich, obwohl ganz unschuldig, doch in eine Lage gerieth, die, wenn Sie sie zufällig erfahren, mich Ihnen gegenüber als einen Schuldbeladenen bezeichnen müßte.«

»Das versteh ich nicht. Unschuldig schuldig? – Erklären Sie sich gefälligst deutlicher. Wer A. sagt, muß auch B. sagen und ich denke mir vielleicht mein C. dabei.«

»Das steht Ihnen frei. Zur Sache denn. Ja, meine Augen mögen in Ouchy und Vevey mit Ihrer Gesellschaft – und Ihnen etwas ungezwungen umgegangen sein, aber meine Ohren – sie sind die Schuldigen – waren sogar indiscret.«

»Oho! Wir sprachen ja Englisch!«

»Verzeihen Sie: mit dem Grafen Schimatow sprachen Sie Französisch – Sie hatten damals ein R in Ihrem Wesen – und mit Mr. Charles Vernon sprachen Sie Englisch – mir aber werden Sie wohl vergeben, daß ich diese beiden Sprachen auch verstehe, da ich ein Jahr in Frankreich und noch etwas länger in England lebte.«

Wanda verstand wie durch innere Eingebung den ganzen Sinn dieser Worte und sie wußte auf der Stelle, daß Herrmann ein Mitwisser aller in Ouchy und Vevey zwischen ihr und jenen beiden Männern vorgefallenen Dinge war. Einen Augenblick blickte sie ernst vor sich hin, dann schlug sie die Hände zusammen und lachte mit ihrer melodischen Stimme laut und herzlich auf, so daß Herrmann, der sich vorher einigermaßen bekommern gefühlt, jetzt über die Folgen seiner Beichte beruhigt wurde.

»Das ist ja köstlich!« rief sie. »Aha, Sie haben uns belauscht! Nun, ich komme dabei gerade nicht am schlechtesten weg. Aber nun erzählen Sie mir Alles, ganz genau – wie das möglich war.«

Herrmann berichtete Alles der Wahrheit getreu, wie er es sich noch so genau erinnerte, und am Ende ließ er einige Worte fallen, die seine eigene Empfindung in Bezug auf den Grafen Schimatow und Mr. Vernon betrafen, die ihn, wie er sich ausdrückte, in ihrer völligen Niederlage aufrichtig gedauert hätten.

Wanda lächelte still vor sich hin. »Da haben Sie mich also schon als Demoiselle Cath’rin und als Miß Kitty kennen gelernt,« sagte sie ohne alle Ironie. »Nun, das ist gut.

Aber was Ihr Bedauern betrifft, so beruhigen Sie sich. Jene beiden Herren werden, so weit ich sie kenne, an jener augenblicklichen Niederlage nicht schwer und lange zu tragen haben. Sie schweben jetzt vielleicht schon wieder auf den Flügeln ihrer Unwiderstehlichkeit einher und versuchen ihr Heil bei einer Anderen. O, o, ich kenne die Männer und ich freue mich noch heute, daß ich einmal als Nemesis für die mannigfache Unbill auftreten konnte, die jene Herren schon an so vielen meiner Schwestern geübt. Uebrigens, damit Sie sich ganz beruhigen, kann ich Ihnen, wenn Sie Verlangen danach tragen, noch mehr dergleichen Niederlagen erzählen, die aus diesem meinem jetzt lachenden Munde hevorgegangen sind.«

Sie sprach dies im leichten, fast gedankenlosen Ton, aber mit einer unbeschreiblichen Anmuth in jeder ihrer Bewegungen und Mienen, und doch neigte sie sich im Stillen schon zu größerem Ernst hin.

»Ach nein,« erwiederte Herrmann, »erzählen Sie mir das lieber nicht. Was ich auch bin, ich bin immerhin ein Mann, und eine solche Niederlage, die einem *Bruder* widerfährt, läßt in mir dasselbe Gefühl der Demüthigung zurück, welches Sie als *Schwester* empfinden mochten, wenn andere Mitglieder Ihres Geschlechts von jenen eine Unbill erfuhren. Und wenn ich Sie irgend richtig beurtheile, so bin ich überzeugt, daß Sie selbst in jenen beiden Scenen nur mit einem gewissen Mißbehagen Ihre Rolle spielten.«

»O nein, darin irren Sie. Ich war damals ein Kiesel und mein Gefühl war nicht im Mindesten berührt. Wäre es das gewesen, so würde ich es allerdings beklagen. Aber was sollte ich denn Anderes thun und wie mich verhalten? Wenn mir Jemand *seine* Existenz anbietet, die er Gott weiß wie herrlich und verführerisch findet, soll ich deshalb die meinige aufgeben, die mir nicht minder angenehm ist? Soll ich mein Ich, mein Wesen an das eines Anderen binden, es in ihm aufgehen lassen, wenn ich diesen Anderen nicht liebe und nicht lieben kann? O nein, das thue ich nun und nimmermehr. Mögen jene Herren jetzt von mir denken, was ihnen beliebt, ich denke von ihnen, was ich will. Was verschlägt es mir, wenn sie mich einen Augenblick groß und erhaben genug gedacht, um von mir zu glauben, ich würde auf ihr erstes Gelüsten mich in ihr geträumtes oder wirkliches Paradies versetzen lassen, und wenn sie mich jetzt für zu klein und zu gering erachten, eine Mitgenießerin dieses Paradieses zu sein.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Herrmann ernst, der ihren Gedankensprünge nicht immer gleich zu folgen vermochte.

»Ach,« rief sie, »was ist da noch viel zu verstehen! Ich will Ihnen lieber gleich meine Meinung über Ihre vielgepriesenen, löwenmuthigen, himmelstürmenden Brüder sagen. Die Männer sind ganz eigenthümliche Geschöpfe, und den Wankelmuth haben sie uns ganz mit Unrecht aufgebürdet, wie so manches Andere auch, was gerade keinen besonderen Anspruch auf Tugend hat. Sie lieben

eine Frau, sie beten sie an, vergöttern sie, bis sie so oder so zu ihrem Zweck gekommen sind und die oft nur eingebildete Gegenliebe dieser Frau errungen haben. Bis dahin waren diese Männer groß, stark und tugenhaft, aber nun sinken sie in meinen Augen zu Zwergen, ja zu Pygmäen herab. Denn sobald das Weib ihre Liebe erhört und erwidert hat, so sinkt es auch in ihren Augen und wird klein und gebrechlich und lückenhaft. Nein, da lobe ich mir lieber eine sich versagende Frau, wenn sie offen eingesteht, daß sie nicht liebt, denn sie bleibt groß, für sich selbst und auch für den Mann, wenn er so ehrlich ist, noch an die Ehrlichkeit des Weibes zu glauben.«

»Vieles von Dem, was Sie sagen, mag wahr sein, aber eine Frau kann sich auch in ihren Gefühlen irren und schlägt, wenn sie sich oft versagt, am Ende auch das ganz Glück der Liebe in die Flucht, das sie vielleicht doch in dem einen oder anderen Bunde gefunden hätte.«

»Meinen Sie, ja? O, dann kennen Sie wenigstens diese Art Männer nicht, denen ich mich versagt habe. Nein, nein, mein Herr, diese Männer wollen nicht glücklich *machen*, daran denken sie gar nicht, sie wollen nur glücklich *sein* und uns deshalb zu den Opfern ihres Glückes degradiren. Aber dazu habe ich wenigstens keine Lust. Ich liebe es nicht, ein Opfer zu sein, selbst als Opferlamm nicht. Ich will, wenn ich denn meine Empfindung, meine Ueberzeugung, meinen Willen in diesem Punkte aussprechen soll, selbst glücklich *sein und machen*, denn ohne ein beiderseitiges Glück in der Ehe ist meiner Ansicht nach die Ehe ein Unding und – eine Immoralität.«

»Darin gebe ich Ihnen Recht,« erwiderte Herrmann ernst, »und doch kam mir damals der Gedanke, als ich Sie Ihr schreckliches Votum abgeben hörte, als hätten Sie jene beiden Männer doch mit Ihrer Hand glücklich machen können.«

»So? glaubten Sie das? Dann irren Sie wieder. Was nützt Ihnen eine Stunde, einen Tag lang ein Glück, welches Ihnen nach einer Woche schon keins mehr ist? Ich aber lebe nicht für die Stunde, den Tag, die Woche – nein, ich lebe für's ganze Leben und für's ganze Leben will ich glücklich *sein* und – *machen*.«

»Das ist eine große Aufgabe. Aber welchem Weibe gelingt sie?«

»Das ist des Weibes Sache. Mag es sich bemühen, die größte und schönste Aufgabe, welche die Natur einem Weibe gestellt, zu lösen. Wie es das anfängt, überlassen Sie ihm getrost.«

»Sie verlangen von der Liebe, die Ihnen ein Mann einflößen soll, wie mir scheint, zu viel – er ist auch nur ein Mensch.«

»Was da, was da! Von der Liebe, der wahren Liebe, kann man nicht zu viel verlangen. Sie ist das Göttlichste auf Erden, sie schafft uns den wahren Himmel hienieder. Wie *ich* es wenigstens verstehe und begreife. Ich will den Mann, den ich den *meinen* nenne, nicht nur lieb haben, nein, ich will ihn lieben, wirklich lieben, voll und ganz und mit ganzer Seele. Und warum? Weil meine Natur das so verlangt. Wenn ich einmal liebe und wo ich liebe – dann und da muß eine unergründliche Leidenschaft mich

dazu veranlassen, denn ohne diese Leidenschaft ist mir die Liebe Spielerei. Ich will eine Eiche haben, an die ich mich lehne, eine Eiche, kräftig und unausreißbar im ge- deihlichen Boden wurzelnd. Nur um einen solchen Baum schlinge ich wie der Epheu meine Arme, mit ihm stehe und falle ich, aber ohne ihn heben sich auch meine Arme nicht. Jene Russen und Engländer aber, wie ich sie kenne, sind diese Eiche in der Liebe nicht – und darum – darum war ich auch kein Epheu für sie. Hier haben Sie meine Erklärung für jene beiden Scenen und nun habe ich sie ein für allemal abgethan.«

»Erlauben Sie mir nur noch ein Wort,« erwiderte Herrmann nach einiger Ueberlegung, auf den das eigenthümliche Wesen vor ihm eine ganz eigenthümliche Wirkung übte, »wenn diese Russen und Engländer nicht die Eiche waren, an die Sie sich lehnen, mit der Sie stehen und fallen möchten, dann –« und hier lächelte auch er einmal auf etwas ironische Weise – »dann halten Sie vielleicht die Franzosen mehr aus dem rechten Holze geschnitzt?«

Ueber Wanda's Antlitz flog es wie ein geheimes Wetterleuchten. Anfangs schien sie ein spitzes Wort ausstoßen zu wollen, indessen faßte sie sich rasch, lachte hell auf und rief: »Ah, die Franzosen! Haben Sie etwa auch hinter einem Baum gestanden, als ich mit einem Franzosen über seine Art von Liebe verhandelte?«

»Nein,« erwiderte Herrmann ernst, »dazu habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, die Frage kam mir nur ganz zufällig über die Lippen.«

»So, nun, dann will ich Ihnen auch ganz ehrlich über die Franzosen meine Meinung sagen, denn auch sie sind in meinem Liebeskalender verzeichnet. Ach ja, leider! – Die Franzosen ziehe ich allerdings in vielen Dingen allen übrigen Nationen vor. Sie sind nicht so wild und barbarisch, wie die Russen, nicht so tollköpfig und langweilig, wie die Engländer, sie sind – wenn sie gesund sind,« fügte sie mit Bedeutung hinzu – »heiter, unterhaltend, anregend und im einfachsten Gespräch geistreich und liebenswürdig. – Kann eine Frau von Männern mehr verlangen?« fragte sie mit schalkhaftem Lächeln den aufmerksam zuhörenden Gast.

»Es kommt eben darauf an, was die Frau von dem Manne überhaupt verlangt,« erwiderte dieser ebenfalls lächelnd. »Haben sie denn aber auch Gemüth?« setzte er nach einer Weile mit einiger Spannung hinzu, als ob er begierig wäre, die Meinung der jungen Dame darüber zu hören.

Diese lachte plötzlich laut auf, in einer so herzlichen Weise, daß man sah, wie sehr sie diese Frage ergötzte. »Ob ich mir nicht gedacht habe, daß diese Frage kommen würde!« rief sie. »O, o, die Menschen bleiben sich doch überall gleich, wo ihre Wiege auch gestanden haben mag. Ob die Franzosen Gemüth haben, konnte allerdings nur ein Deutscher fragen. Glauben Sie denn, mein Herr, daß Ihre Landsleute allein das Privilegium haben, Gemüth zu besitzen?«

»Beinahe glaube ich es,« lautete die ernste Antwort, »denn auch die Natur theilt Privilegien aus und den Beweis davon sehen Sie an der seltsam bunten Vertheilung von Schönheit, Reichthum, Adel der *Gesinnung* und allen übrigen geistigen Gaben.«

Wanda lachte nicht mehr, sie war auch ernst geworden. »Das klingt ganz gut,« sagte sie nachsinnend, »aber was das Gemüth betrifft, so giebt es auch unter allen übrigen Nationen Menschen, die es besitzen, und die allgemeine Annahme, daß nur die Deutschen allein es besitzen, dürfte also fehler- oder lückenhaft sein. Ach, was nimmt man nicht oft allgemein an und wie oft täuscht man sich dabei! Bezweifeln oder läugnen Sie das?«

»Nein, durchaus nicht,« erwiderte Herrmann. »Auf meinen Reisen aber habe ich diese Annahme bestätigt gefunden und wenn ich je ein gemüthloses Volk gefunden, so sind es die Engländer, die noch weit weniger als die Franzosen davon haben.«

»Darin stimme ich Ihnen bei. – Aber wie – Sie stehen auf und sehen nach Ihrem Hut? Sie wollen doch nicht etwa schon gehen?«

»Ich dächte, mein Fräulein, ich hätte Sie lange genug mit meinem ersten Besuch belästigt, und so möchte ich mich in der That verabschieden.«

»Ei, warum nicht gar! Habe ich Sie das durch mein Benehmen merken lassen? Oder glauben Sie, daß ich, wenn Sie mir irgend lästig wären, so lange bei Ihnen ausgehalten hätte? Nein, dann kennen Sie mich doch noch nicht. Bitte, bleiben Sie also, Sie haben ja nichts zu versäumen

und ich auch nicht, und der Vormittag ist noch lang, da auch wir erst um fünf Uhr speisen. Aber es ist warm hier, wir wollen ein wenig im Schatten der Bäume spazieren gehen. Kommen Sie!«

Herrmann verbeugte sich, was sie gar nicht mehr sah, da sie schon trillernd nach der Thür gehüpft und aus dem Zimmer getreten war. Er nahm seinen Hut und folgte ihr, beinahe von der Empfindung ergriffen, als gäbe es diesem Wesen gegenüber keinen Widerstand und als müsse man ohne Zögern thun, was es verlange.

Draußen unter den schattigen Linden war es allerdings köstlich. Leise strich ein sanfter Südwind vom Gletscher her und kühlte die heiße Luft. Die Sonne stand bald dem Zenith nahe und beleuchtete so das ganze prachtvolle Gemälde, welches vor den Augen der beiden Menschen ausgebreitet lag.

Immer noch leise trillernd und den Kopf gesenkt haltend, bisweilen lächelnd, bisweilen sinnend vor sich niederblickend, schritt Wanda langsam an Herrmann's Seite hin und her, ohne daß Eins von ihnen in den ersten Minuten ein Wort gesprochen hätte.

»Da fällt mir eben ein,« begann endlich die Tochter vom Hause, »daß ich Sie also in Vevey zum ersten Mal gesehen habe. Natürlich nur sehr flüchtig, da ich, wie Sie wissen, mit sehr ernsten Dingen beschäftigt war. Sie brauchen darüber nicht zu lächeln, mir war damals wirklich sehr ernst zu Muthe, obgleich ich mir alle Mühe gab, heiter wie sonst zu erscheinen. Lord und Mylady Durham hätten es gern gesehen, wenn ich ihnen mit der Mutter

Liebling wieder nach England gefolgt wäre. Ich sah das Unheil mit Mr. Charles Vernon kommen und konnte ihm leider nicht entschlüpfen. Das war also der Grund meines inneren Ernstes. Aber das wollte ich nicht sagen. Vielmehr wollte ich auf Ihre Person zurückkommen. Sagen Sie mir doch – waren Sie es nicht, der uns in Vevey an dem schönen Abend in einer Gondel auf dem See folgte, wie ein Schatten seinem Körper? Ich meine den Abend, an welchem –«

Sie stockte und sah ihren Nachbar fragend an. »Ich verstehe,« versetzte dieser, »an dem Abend, an welchem Sie sangen, nicht wahr, den meinen Sie?«

»O, Sie sind ja ein wahrer Oedipus. Natürlich meine ich diesen Abend. War er nicht schön?«

Herrmann, aus diesem Munde an jenen Abend erinnert, athmete tief auf. »Nein,« sagte er dann – mit tiefem Gefühl, »schön war er nicht, das ist ein zu armeliges Wort dafür. Er war göttlich! Nie hatte ich bis dahin einen ähnlichen erlebt. Mir war ganz wunderbar zu Muthe. Den Grund davon kann ich Ihnen freilich nicht sagen. – Alles was ich sah und hörte, schwebte wie eine kostbare, phantastische Vision an den Augen meines Geistes und Leibes vorüber und ich hätte wer weiß was darum gegeben, wenn ich diese Vision hätte fixiren und vor meinen Augen bewahren können. Aber das wahrhaft und göttlich Schöne besucht uns Menschen immer nur wie ein kurzer Traum, und wenn es am schönsten, ist es auch schon vorüber gerauscht.«

Sie sah ihn erwartungsvoll von der Seite an, dann aber sagte sie: »Hierin muß ich Ihnen beistimmen. Aber Sie sagten, was Sie sahen und *hörten*, war so göttlich schön. Was Sie sahen, sah auch ich, aber was Sie hörten, weiß ich nicht. Was hörten Sie denn so Schönes?«

Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete die Fragende, wie um sich zu vergewissern, welches Motiv sie zu dieser Frage bewege und ob Eva's Tochter etwa aus ihr rede. Sie hob das Gesicht nicht zu ihm empor, und so setzte er den Gang wieder fort, indem er sagte:

»Wenn Sie sahen, was ich sah, müssen Sie auch gehört haben, was ich hörte und – es mag sein,« fügte er mit starkem Nachdruck hinzu, »daß gerade das Schöne, was das Auge bestach und das Herz entzückte, auch die Ohren empfänglicher machte. Meine Ohren wenigstens vernahmen die vom Garten in Monnet's Hotel herüber wehenden klassischen Töne aus Oberon's Wunderhorn und dann auf dem See selber –«

»Nun was, so reden Sie doch!«

»Eine Stimme!«

Sie sah ihn ernst und, wie es schien, mit tiefer Bewegung an. »Ich erinnere mich, nur eine Stimme gehört zu haben und das war die meinige. Meinen Sie die?«

»Allerdings meine ich die.«

»Nun – und? Aber warum sind Sie denn so träge – heraus mit der Sprache! Wie gefiel Ihnen die Stimme?«

Herrmann's Gesicht klärte sich wundersam auf; nicht, wie seine Zuhörerin es aufnehmen mochte, in der Erinnerung an diese Stimme, sondern in Erinnerung an die

Wirkung, die sie in seinem Innern in Bezug auf seine eigene verlorene Stimme damals erzeugte.

»Diese Stimme,« sagte er langsam, »übte eine merkwürdige Wirkung auf mich aus. Wie gesagt, die Oertlichkeit und meine eigene Stimmung mögen dazu beigetragen haben. Und damals wünschte ich, Heine's Fischermädchen wäre nicht so bald zu Ende gewesen, ich hätte es gern noch eine Stunde lang mit angehört.«

Wanda athmete schneller. »Nun, das lasse ich mir gefallen,« sagte sie fröhlich. »Es ist doch wenigstens *ein* Lob, das ich einmal aus Ihrem Munde vernehme. Wolken Sie das Fischermädchen noch einmal von mir singen hören?«

Das war es nicht, was Herrmann in diesem Augenblick verlangt hatte. Indessen bejahte er die Frage höflich und schritt der schon in das Haus Zurückhüpften nach.

»Dann müssen Sie aber mit in mein Zimmer kommen,« sagte sie eifrig, »dort steht mein Pianino. So kommen Sie denn!«

Herrmann folgte mit innerem Widerstreben und sichtbarer Beklommenheit. An den Gesang mochte er jetzt noch nicht erinnert werden. Gut singen zu hören und nicht noch besser singen zu können, that ihm in diesem Augenblick ebenso weh, wie neulich auf dem Genfer-See. Aber nun war der Würfel gefallen und er mußte auch diesmal der unwiderstehlichen Nixe gehorchen. Bald trat er hinter ihr in ein allerliebstes Zimmer, das mit schönen Möbeln und Gemälden ausgestattet war, und in der Ecke, an einem Fenster desselben stand ein Pianino von Erard,

welches, wie sich bald erwies, einen schönen, gesangreichen und kräftigen Ton hatte.

Wanda öffnete mit bebender Hand zwei herabgelassene Jalousien und trat dann leise trillernd an das Pianino. Er schob ihr einen Stuhl unter und sie setzte sich. Kaum aber saß sie, so drehte sie sich herum und sah den jungen Mann dicht hinter dem Stuhl stehen.

»Nein, das geht nicht,« rief sie mit hochrothen Wangen, »so kann ich nicht singen. Sie lauschen mir ja sonst jeden Athemzug ab. Gehen Sie fort – so weit wie möglich. Da hinten auf den Stuhl in der Ecke setzen Sie sich.«

Herrmann gehorchte wieder, setzte sich und bei den ersten Tönen senkte er den Kopf in die Hand und hörte mit immer kürzer werdendem Athem zu. Sie sang das Lied gut, rein und mit Ausdruck. Als sie fertig war, drehte sie sich nach ihrem Zuhörer um, den sie noch in jener Stellung sitzen sah. Da sprang sie auf, lief zu ihm hin und rief:

»Aber mein Gott, was soll denn das? Nun verstehe ich Sie wahrhaftig nicht. Sie schweigen ja auch jetzt!«

»Ja, ich schweige,« sagte er, mit ernstem und fast traurigem Blick den Kopf erhebend, »und das muß Ihnen meinen Beifall bezeugen. Ich bin kein Kritiker von Fach, wenn Sie darunter nur Lobhudler verstehen, die laut klatschen, wenn eine Dame gut und verständig gesungen hat.«

»Gut und verständig – so, und das ist Alles?«

»Ja, das ist Alles, insofern es Ihren Gesang betrifft. Über Ihre Stimme könnte ich Ihnen mehr sagen.«

»Nun, das will ich ja eben – heraus damit!«

»Nun denn, – Sie haben einen Diamant in der Kehle – er ist nur nicht geschliffen.«

Ihr Auge blitzte. »Einen Diamant in der Kehle?« fragte sie, wie mit tausend Ohren lauschend. »O, das hat mir noch Niemand gesagt. Aber er ist noch nicht geschliffen, sagen Sie?«

»Ja, das sage und behaupte ich. Aus Ihrer Stimme könnte noch Viel gemacht werden, wenn Sie den rechten Meister fänden.«

Sie nickte. »Das ist wieder wahr, das fühle ich selbst. Ich habe noch nicht die rechte Ausbildung gehabt und das letzte Jahr in England habe ich ganz verloren. – Singen Sie auch?«

Wie ein Messer fuhr diese plötzliche Frage durch Herrmann's Herz. Sie verwundete ihn fast von Neuem. Aber rasch faßte er sich und sagte mit entschiedener Festigkeit:

»Nein, ich singe nicht, nur habe ich einiges Verständniß von der Musik, habe Viel gehört und mein Ohr ist mir treu, ich kann mich darauf verlassen.«

»So. Das ist nur eine bedenkliche Eigenschaft, wenn es durch schlechte Musik beleidigt wird. Soll ich Ihnen einmal eine Arie mit Coloraturen singen?«

»Um Gotteswillen nicht! Coloraturen nach einem deutschen Liede voll solcher Innigkeit und Tiefe ist – für mich – wie ein eiskaltes Bad nach übergroßer Erhitzung. Nein,

nein, ich bitte Sie, singen Sie heute gar nichts mehr. Morgen oder ein ander Mal, vielleicht bin ich dann in besserer Stimmung für – Coloraturen.«

Sie erhob sich langsam vom Stuhl, auf den sie sich wieder gesetzt und versank in Gedanken. Plötzlich schaute sie auf und fragte:

»Wie lange werden Sie hier bleiben?«

»Das weiß ich noch nicht. Es hängt von Umständen ab, die zu leiten nicht in meiner Macht steht!«

»Was sind das für Umstände?«

»Sie wissen es ja, ich soll hier gesunden. Wenn es wieder kühler wird, kehre ich nach Montreux zu Dr. Dau-mont zurück.«

»Ich will wünschen, daß das nicht zu früh geschieht. In Montreux ist es erst Ende September erträglich. Hier ist die Luft viel reiner und kräftiger. Sie haben doch keine kranke Lunge?«

»Sie war früher vollkommen gesund, jetzt ist sie nur schwach – denn sie war – durchschossen!«

»O, ich habe es gehört,« sagte sie mit mitleidiger Miene. »Aber es ist sonderbar – Ihr blasses Gesicht abgerechnet, sehen Sie nicht aus wie ein Kranker. Sie haben den dänischen Feldzug mitgemacht?«

»Ja, bei Alsen wurde ich verwundet.«

»Es muß schrecklich sein, in ein solches Feuer getrieben zu werden.« –

»Um Entschuldigung; man trieb uns nicht, wir gingen von selbst.«

»So. O ja, ich glaube es. Aber kostete es Ihnen denn keine Ueberwindung, in den fast sicheren Tod zu marschiren?«

»Nicht die geringste. An's Sterben denkt man nicht, wenn man siegen will.«

Ihr Auge flammte auf. »Das ist schön gesagt,« sprach sie leise, wie zu sich selbst, und nach einigem Besinnen blickte sie scheu auf und fragte: »Als was machten Sie den Feldzug mit?«

»Nun, als Soldat.«

»Ja, freilich, aber es giebt, so viel ich weiß, verschiedene Rangstufen unter den Soldaten –«

»Ach so!« sagte Herrmann mit einiger Zurückhaltung. »Nun, als Landwehrmann – wissen Sie, was das ist?«

»Ich habe davon gehört. Landwehr bedeutet das Volk in Waffen – nicht wahr?«

»Richtig. Und ich, ein Kind meines Volkes, bot dem Vaterlande meine Kräfte an und zog mit.«

»Jetzt versteh'e ich es. Ursprünglich aber waren Sie nicht Soldat?«

»Nein!« –

Wanda hätte gern gehört, was ihr Gast früher gewesen, und da er es merkte, so hüllte er sich nur um so mehr in sein Incognito. Um der Fragelustigen auszuweichen, griff er jetzt nach seinem Hut und sagte, daß nun die Zeit wirklich gekommen, wo er sie verlassen müsse.

»Wollen Sie denn nicht mit mir frühstücken?« fragte sie mit voll aufgeschlagenen Augen.

»Heute nicht – vielleicht erlauben Sie es mir ein ander Mal.«

»O gewiß. Aber dann frühstücke ich heute auch nicht, ich mag jetzt nicht allein sein. So begleite ich Sie denn.«

Sie trat mit ihm wie sie ging und stand, vor die Haustür und erst hier fragte Herrmann: »Wollen Sie denn keinen Sonnenschirm nehmen? Die Sonne brennt heiß.«

»Ach was Sonnenschirm! Den kurzen Gang durch das Dorf muß meine Haut ertragen können. Lassen Sie uns im Schatten gehen.«

Herrmann lächelte und wollte eben mit seiner Begleiterin den Schatten der Linden verlassen, als Jean Jacques herbeigesprungen kam und, ohne auf seine Tante zu achten, sogleich auf den Fremden zueilte, der ihn mit offenen Armen empfing.

»Ach, mein Herr,« rief der Kleine in deutscher Sprache, »wollen Sie schon gehen?«

»Ja, lieber Jean, aber ich komme wieder.«

»Laß den Onkel in Ruh,« sagte nun sein Tante, »er liebt vielleicht die Kinder nicht.«

»O doch!« versetzte dieser, »ich liebe sie, wenn sie sind wie Jean Jacques.«

»Aha!« rief der muntere Knabe. »Hast Du es gehört? Und kommst Du bald wieder, lieber Onkel,« setzte er vertraulich hinzu – »Du gefällst mir so sehr!«

Herrmann hob den schönen Knaben mit beiden Händen zu sich empor, der seinen Hals sogleich mit den Armen umschlang und ihn herzlich küßte.

»Wünschest Du denn, daß ich bald wiederkomme, Jean?«

»Ja, alle Tage, womöglich!«

»Ich werde thun, was ich kann, Jean,« sagte Herrmann, küßte den Knaben noch einmal und setzte ihn dann nieder.

»Darf ich nicht mit Euch gehen?« fragte Jean, der sich von seiner neuen Bekanntschaft nicht so schnell trennen und den neuen Anhalt fühlen mochte, den er so bald an dem fremden Onkel gewonnen.

»Ich denke, Du darfst es!« sagte Dieser mit einem Blick auf die ruhig daneben stehende Wanda.

»Nun, das muß ich sagen,« rief sie. »Sie fangen gut an, ihn mir zu verwöhnen. Er wird Ihnen bald lästig werden. Gut denn, für heute kannst Du mitgehen.«

So schritten sie alle Drei, Herrmann Jean an der Hand führend, den Bergabhang hinunter, den geringen Schatten aufsuchend, der sich in der engen Straße bot. Als aber an einer Stelle die Sonne brennend auf ihre Scheitel fiel, schlug Wanda rasch ihr Taschentuch über den zierlichen Kopf und steckte die Hände in ihre Kleidertaschen, da sie auch keine Handschuhe mitgenommen.

Als sie an einer links abführenden Straße angekommen waren und Herrmann einen Augenblick stehen blieb, um in sie hinabzuschauen, fragte seine Begleiterin, warum er so eifrig in diese Richtung spähe.

»Meiner Meinung nach,« erwiderte er, »muß man durch diese Straße auf den Weg nach Chamouny gelangen – ist es nicht so?«

»Ja, hier geht es nach Chamouny. Wollen Sie schon jetzt dahin?«

»Ich dachte morgen meinen Weg dahin anzutreten und da es nur zwei kleine Stunden sind, die überdies durch den Anblick der schönen Gegend verkürzt werden, so möchte ich zu Fuße gehen. Ich muß notwendig auf die Post und mich nach Briefen erkundigen, die mir Poste restante dahin nachgeschickt werden«

Wanda schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann sagte sie rasch:

»Das ist kein Grund, warum Sie schon morgen nach Chamouny müßten. Man kann den Boten nach der Post schicken, den wir fast alle Tage nach dem Orte senden. Soll ich das übernehmen?«

»Sie sind sehr gütig, und ich würde Ihren Vorschlag gern annehmen, wenn ich nicht doch nach Chamouny müßte: Ich will mir ein Paar feste Bergschuhe kaufen, mit denen ich nicht versehen bin, denn es ist mir klar, daß man die hier notwendig gebraucht.«

»Gewiß! Also Sie denken schon an's Bergsteigen? Das ist mir angenehm. Sie müssen allerdings einmal damit einen Anfang machen und Ihre Kräfte versuchen. Aber daß Sie morgen schon nach Chamouny wollen, ist mir gar nicht recht. Chamouny ist die Krone von Allem, was wir besitzen und man muß erst alles Uebrige kennen gelernt haben, ehe man sich dahin versteigt. Ich pflege mir das Beste immer bis zuletzt zu versparen. Doch des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Gehen Sie also. Nur versprechen Sie mir Eins.«

»Gern. Haben Sie nur die Güte, mir zu sagen, was dies Eine ist.«

»Besuchen Sie nicht die Quelle des Arveiron und die Flegère ohne mich. Ich besitze einen gewissen Stolz, Sie mit diesen Perlen unserer Gegend zuerst bekannt zu machen.«

»Das verspreche ich Ihnen!« versetzte Herrmann mit lebhafterer Freude, als er es selber wußte.

»So ist es gut, ich verlasse mich aus Ihr Wort. Uebriegens können Sie – wenn Sie durchaus morgen Schuhe kaufen müssen – den Weg nach Chamouny nicht verfehlten. Die schmale Chaussee läuft bergauf und bergab immer gerade aus. Zur rechten Hand haben Sie die Wiesen der umliegenden Dörfer und den Brevent, zur linken die Arve und – immer den Montblanc, bis Sie in Chamouny unter seinem höchsten Gipfel stehen. Wann gehen Sie morgen fort?« setzte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

»Ich denke um sieben Uhr aufzubrechen.«

Wanda erwiderte nichts darauf, sondern blieb jetzt vor dem Hause stehen, in welchem der französische Maler wohnte, vor dem sie eben angekommen waren. »So,« sagte sie, »hier scheiden wir heute. Hier wohnt Herr La Haine, nach dessen Befinden ich mich erkundigen will. Nachher gehe ich noch zu Mutter Didier. So leben Sie denn wohl und nehmen Sie meinen Dank für Ihren Besuch an. Ich hoffe, daß es nicht der letzte gewesen ist.«

Dabei reichte sie ihm wie einem alten Freunde ihre schöne kleine Hand, wie sie denn in der letzten Stunde

ein völlig ungezwungenes Wesen an den Tag gelegt hatte. Herrmann nahm die Hand, dann zog er den Hut und wandte sich nach einigen Abschiedsworten nach dem kleinen Jean um, dessen Hand ihn eben erst losgelassen hatte.

»Und nun, Jean,« sagte er herzlich, »wollen auch wir scheiden.«

»Bekomme ich keinen Kuß von Dir, Onkel?« fragte das reizende Kind und spitzte schon das Mäulchen, während seine klugen blauen Augen verlangend nach dem großen Manne emporsahen.

Herrmann ergriff ihn wieder mit beiden Händen und hob ihn zu seinem Munde empor. »Da hast Du einen, mein Junge, und nun lebe wohl!«

»Leb wohl, lieber Onkel, und laß Dich bald wieder sehen!«

Wanda lächelte bei diesen Worten, nickte vertraulich dem Abgehenden zu und verschwand dann mit Jean im Hause, während Herrmann seiner Wohnung zuschritt und bald darauf in sein Zimmer trat.

VIERTES CAPITEL. DAS DURHSCHAUTE INCOGNITO.

Im Zimmer stand das Frühstück auf dem Tisch, von der Hand der vorsorglichen Mutter Didier zierlich und appetitlich angeordnet. Herrmann, der schon vor längerer Zeit einigen Appetit gefühlt, war angenehm dadurch berührt, und sobald er sich wieder in seine bequemen Kleider geworfen, setzte er sich am Tisch nieder und speiste und trank. Allein so gut die Speisen und der Wein waren,

die Gedanken des einsamen Mannes weilten nicht dabei, und wer ihn genauer beobachtet hätte, würde seine stolze Stirn heute nachdenklicher und seine Miene nicht so vollkommen klar und unbefangen gefunden haben, als sie sonst zu sein pflegten.

In der That hatte sich schon während des eben abgestatteten Besuches eine ganz eigenthümliche Stimmung unseres Freundes bemächtigt, und jetzt, seitdem er wieder mit sich allein war, entwickelte sich dieselbe noch mehr. Gewohnt, sich Rechenschaft von den in ihm vorgehenden Regungen abzulegen und sich frei zu ringen von den sein Gemüth umlagernden Schatten, versuchte er auch jetzt dies zu thun, allein es wollte ihm trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht so recht gelingen.

Was war es nur, was sich ganz still und leise in seinem Innern bewegte und seinen Verstand gleichsam zu umnebeln schien, so daß er nicht klar wie sonst die vor ihm liegenden Verhältnisse zu durchschauen vermochte? Hatte der eben abgestattete Besuch etwa so seltsam gewirkt? Ohne Zweifel hatte er es gethan, denn nichts Anderes konnte auf seine Stimmung Einfluß üben, da er sich körperlich ganz wohl befand. Aber was war es, was ihn in den letzten Stunden so sehr in Anspruch genommen und ihn auch jetzt noch beschäftigte? War es ein unangenehmes oder ein angenehmes Gefühl? Und eben darüber war er nicht ganz mit sich im Klaren, da, wie es ihn bedünken wollte, von Beiden Etwas in seinem Innern gährte. Denn wenn seine ernste und gediegene Natur auch gegen den leichten Ton der Unterhaltung, die er eben geführt oder

die ihm vielmehr aufgedrungen war, gegen die naive Ungezwungenheit, das abspringende Wesen der Tochter des Professors ein leises Widerstreben, eine gewisse scheue und eigentlich dunkle Besorgniß empfand, wenn er sich überhaupt in die ihm ganz neue Lage und das nun angespöttene Verhältniß nicht gleich zu finden vermochte, – so konnte er doch vor sich selbst nicht abläugnen, daß sein seit langer Zeit für das eigentliche Glück des Lebens erstorbenes Gefühl heute etwas hastig und laut aus dem Schlummer geweckt war, und daß es eine ewige und heute wieder erkundete Wahrheit sei, daß Nichts auf den empfindenden Menschen so mächtig wirkt, wie ein anderer Mensch, der, wie aus den Wolken herabgefallen, plötzlich in seinen Weg tritt, seine Bahn durchkreuzt und Gedanken und Empfindungen weckt, die weit von denen abweichen, die er noch bis diesen Augenblick als die einzige in ihm thätigen und maaßgebenden gehalten hat. Und hier war ihm ein solcher Mensch wirklich wie aus den Wolken gefallen, es hatte dieser Mensch seine Bahn durchkreuzt und schon war er im besten Zuge, Gedanken und Empfindungen in ihm hervorzurufen, die er längst von sich abgethan zu haben glaubte.

Wäre dieser Mensch nun ein gewöhnlicher gewesen, so hätte er sicher nicht diese Wirkung auf sein Gemüth hervorgebracht, das gestand sich Herrmann sofort ein; aber dieser Mensch wich so weit von allen ab, die ihm bisher begegnet, daß es ihn schon deshalb reizte, sich mit ihm ein wenig näher zu beschäftigen und sich die Art und

Weise jener Wirkung genauer auseinanderzusetzen. Dieser Mensch – o, es war ja natürlich nur die Fee, die Lurley, die in jenem verzauberten Hause am Fuße des mächtigen Gletschers wohnte – war eine Erscheinung ganz besonderer Art. Nicht in der äußeren Persönlichkeit allein, auch in der inneren Begabung, und Beides war so ganz Eins und Dasselbe, daß unser Freund sich das Eine vom Andern gar nicht gesondert denken konnte, daß Körper und Geist in ein Bild verschwamm und daß ihn nicht die Schönheit, der Reiz des Einen ergriff, sondern die Eigenthümlichkeit des Anderen ihn zugleich mit in Grübeleien fortriß, wie sie ihn lange nicht heimgesucht hatten.

»Es ist eine seltsame Person,« sagte er sich, als er sein Frühstück beendet, eine Cigarre angezündet und sich auf sein Sopha bequem niedergelegt hatte, um sich den ganzen eben verlebten Tag und jedes gesprochene Wort im Geiste zu wiederholen, »ja, es ist eine sehr seltsame Person und mein Auge ist nicht umsonst auf ihr haften geblieben, als sie damals in Ouchy wie eine Windsbraut in's Zimmer gestürmt kam und mit den funkelnden Augen den Glanz der Lichter überstrahlte und mit den beweglichen Händen Grüße und Wünsche austheilte. Auch mein Ohr hat nicht umsonst auf ihre verführerische Stimme und auf die verhängnißvollen Worte geachtet, die sie an jene beiden unglücklichen Männer richtete. Und nun die wunderbare Vision, die ich damals auf dem Krankenlager hatte und die sich dann plötzlich auf dem Genfer See noch einmal verkörpert darstellte, ist das Alles in Allem

nicht ein ganz seltsames und fast unbegreifliches Begegniß? Was soll ich davon halten, wie soll ich mir das erklären? Hier liegt mir ein Problem, ein Rätsel vor, das ich nicht zu lösen verstehe. Hier ist irgend wo ein Schatten, den ich nicht zu entfernen, ein Vorhang, den ich nicht zu heben weiß und das Licht fehlt mir, das Chaos des Gefühls zu erhellen, in dem ich wie in einem neuen Elemente zu schwimmen scheine. – Aber immer ruhig, Herrmann, immer ruhig,« fuhr er, nach längerem Nachsinnen fort, »laß uns die Sache einmal mit ganz nüchternem Verstande betrachten und gestehen wir uns, was wir im Ganzen vor uns haben. Und da ist es ein weibliches Wesen, das von der Natur erschaffen scheint, den Menschen ein wenig den Kopf zu verdrehen und ihre Gedanken wirr und schwindelig zu machen. Und ich – ich sollte mir das auch gefallen lassen? O nein, das wollen wir doch nicht für ganz ausgemacht halten, denn wir haben schon den Vortheil für uns, zu wissen, daß uns ein solcher Gegner erstanden ist. So wollen wir denn diesen Gegner im Auge behalten und ihn ruhig wirken lassen. Auf der Hut sind und bleiben wir. Wir haben ja schon so manchen Strauß ausgekämpft und werden auch diesen auskämpfen. Ha-ha!« und er lachte laut auf, als er sich seiner Grübeleien erst so recht bewußt wurde, als wolle er sich Muth einsprechen, auf diese Weise dem Problem auf den Grund zu kommen. »Was ist es denn weiter,« fuhr er endlich zu denken fort, »und was hat Dich denn eigentlich auf diese Gedanken gebracht? Weil sie – ja sie, diese Cath’rin, diese Wanda abweicht von jeder anderen Creatur, das heißt

also, weil sie Dir neu ist in ihrer ganzen Erscheinung. Ja, sie ist etwas ganz Anderes als andere Weiber und ist eine Fee, eine Elfe, eine Lurley, wie der gute Doctor Dau-mont sagte. Und das wollen wir festhalten. O Herrmann, Herrmann, was hast Du da eben für seltsame Phantasi-en gehabt! Es ist ja gar nichts Besonderes, als daß Du eben etwas Besonderes vor Dir hast – das ist einmal ei-ne ganz hübsche Abwechselung und die Natur hat sie Dir verschafft, um Dir eine Zerstreuung, eine Ableitung von Deinen bisherigen Sorgen und Kümmernissen zu bieten. Ha, ja, so ist es auch. Und nun fühle ich mich wieder ganz wohl, da ich das weiß. Mein Schmerz ist dadurch kühler, mein Kummer bleicher geworden. Laß sie also wirken, wie sie wirken will und was sie wirken kann. Das ist ein neuer Schritt zur vollständigen Genesung, zur Herstel-lung meiner mir abhanden gekommenen Kräfte – und was ist das – etwa der Schlaf, der mich überfällt? – O, das ist gut, ich bin müde – ich werde schlafen!«

Und er entschlief wirklich – sanft und fest. Die Cigarre war seinen Händen entsunken und er merkte nicht ein-mal, daß nach einer Stunde Mutter Didier den Kopf in die Thür steckte und sich behutsam wieder zurückzog, als sie ihren Patienten so süß schlummernd fand.

Es ging stark auf fünf Uhr und die gewöhnliche Spei-sestunde war gekommen, als Mutter Didier doch endlich den noch immer Schlafenden wecken zu müssen glaubte,

so gern sie ihm auch die wohlthuende Ruhe gönnte. So trat sie denn an den Tisch, trug das noch vom Frühstück her darauf stehende Geräth ab und rüstete ihn wieder zum Mittagsessen zu.

Von dem Geräusch, welches sie absichtlich mit den Tellern machte, erwachte Herrmann und war ganz verwundert, als er vernahm, daß er so lange geschlafen habe.

»Das lassen Sie sich nicht leid thun, lieber Herr,« sagte Mutter Didier mit ihrem immer freundlichen Gesicht, »es ist das Beste, was Sie an einem so heißen Tage um diese Zeit thun können. Ja, ja, jetzt ist nur der Morgen und der Abend genießbar und da Sie so früh aufstehen, werden Sie zeitig müde. Die frische Berg- und Alpenluft zehrt und die Hitze erschlafft und Beides bringt die Neigung zum Schlaf hervor. Das ist klar.«

Während sie nun aber die Speisen ihrem Miethsmann vorlegte, welche die Magd nach und nach in's Zimmer trug, merkte Herrmann ihr sehr wohl an, daß sie ihm noch Manches zu berichten habe, denn ihr Auge glänzte vor Begierde, zu sprechen, und sie schien nur zu warten, bis sie eine Aufforderung dazu erhalten würde. Da aber der junge Mann ruhig weiter aß und wenig zur Unterhaltung aufgelegt schien, so entschloß sie sich endlich, ihrem Herzen aus freien Stücken Luft zu machen, und nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen, sagte sie, indem sie ein junges Huhn zerlegte:

»Na, da Sie nicht reden, Herr, muß ich wohl selber anfangen. Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich sehne, von Ihnen die Wahrheit zu erfahren.«

»Was denn für eine Wahrheit?« fragte Herrmann, sie lächelnd anschauend.

»Nun, wie es Ihnen bei'm Herrn Professor gefallen hat, wo Sie so lange geblieben sind?«

»Ach so! Natürlich hat es mir sehr gut bei ihm gefallen. Der Mann wohnt allerliebst.«

»Ja freilich, aber – das ist ja die Hauptsache nicht.«

Herrmann lächelte noch stärker, denn er merkte wohl, worauf Mutter Didier's Neugierde zielte. »Was halten Sie denn für die Hauptsache?« fragte er.

»Na, das kann doch keine Frage sein, Herr! Mademoiselle Cath'rin ist die Hauptsache im Hause, und nach ihrer Flöte – manchmal ist es auch ein anderes Instrument – tanzt ja dorten Alles, selbst der alte Herr.«

»Vom Tanzen habe ich gar nichts bemerkt,« entgegnete Herrmann anscheinend gleichgültig; »ich habe sowohl die Tochter, die allerdings musikalisch ist, wie den Vater nur sehr liebenswürdig gefunden.«

»Na, das ist gewiß, das sind sie Beide. Aber mein Gott, Sie sind ja ganz stumm geworden! So sagen Sie mir doch, wie Ihnen das liebe Kind – ich meine unsere kleine Hexe Cath'rin – gefallen hat?«

Herrmann nickte befriedigt. »Sehr gut, Mutter Didier,« sagte er.

»Sehr gut – und weiter wollen Sie mir nichts erzählen? Na, das muß ich sagen! Ich dachte Wunder wie Ihr Mund von Honig überfließen würde.«

»Ich habe gar keinen Honig gegessen, nur Erdbeeren!« versetzte Herrmann mit ruhiger Miene

Die Frau starrte ihren Patienten mit großen Augen an. Eine solche Ruhe ihrem Andringen entgegenzusetzen, kam ihr ganz seltsam vor. »Aha,« dachte sie, »er will noch nicht reden und das kommt erst später. Na, dann will ich nur meine Neuigkeiten auskramen, vielleicht besinnt er sich dabei eines Besseren. – Während Sie frühstückten und schliefen,« fuhr sie langsam redend fort, »habe ich Besuch gehabt. Demoiselle Cath’rin hat mir die Ehre erwiesen und sich nach meinem Befinden erkundigt. Ach, Sie hätten die liebe Dame nur sehen sollen, wie reizend und gefällig sie gegen mich war. Während ich das Essen besorgte, hat sie bei mir in der Küche auf einem Schenkel gesessen, ganz ungenirt, und hat ein Butterbrod und ein paar Feigen verzehrt, die ich ihr vorsetzte. Sie habe ordentlich Appetit, sagte sie, und es schmeckte ihr wunderschön. Sie kam eben von Herrn La Haine drüben, der krank ist, und den sie besuchte, wie sie hier jeden Kranken besucht.«

»So. Was macht der Herr denn? Ist er sehr krank?«

»Ei Gott bewahre! Er hätte nur eine kleine Migräne,« sagte Demoiselle Cath’rin, und morgen würde er wieder in die Berge gehen und zeichnen können.«

»Das ist ja gut. Auf der Reise krank sein, ist doppelt unangenehm.«

»Gewiß!«

Nachdem sie dies Wort gesprochen, lächelte sie und Herrmann glaubte aus ihren Mienen wahrzunehmen, daß nun erst der Hauptbericht kommen würde. »Erzählen Sie weiter,« sagte er ermunternd, »ich höre Sie gern

sprechen, wenn ich esse. Was hat Ihnen denn Ihr Besuch noch weiter mitgetheilt – denn die junge Dame hat Ihnen in einer Stunde doch gewiß mehr gesagt, als ich bis jetzt gehört.«

»Aha!« dachte Mutter Didier; »jetzt hab' ich ihn neugierig gemacht und ich will ihn auch nicht lange schmachten lassen. – O,« sagte sie mit einem überaus schlauen Gesicht, »natürlich hat sie mir noch Vieles vorgeplaudert und es hörte sich Alles, was sie vorbrachte, allerliebst an. – Sie hat mir auch von Ihrem heutigen Morgenbesuch erzählt,« setzte sie etwas lauernd hinzu.

»Das kann ich mir wohl denken,« sagte Herrmann ruhig, indem er sich ein Glas Wein eingoß.

»Aber mein Gott,« fuhr die redselige Frau fort, »sind Sie denn gar nicht neugierig, zu wissen, was sie von Ihnen gesagt hat?«

»Nicht im Geringsten, Mutter Didier. Was sie Ihnen vertraut hat, ist *Ihr* Eigenthum und Sie würden es mir längst gesagt haben, wenn Sie es sagen dürften.«

Die Frau sah ihn groß und verwundert an. »Wenn ich es sagen dürfte?« wiederholte sie. »Na, so schlimm oder so gut ist es wahrhaftig nicht. Das kann jeder Mensch von sich sagen lassen, ohne roth zu werden.«

»Nun, so sagen Sie es doch, wenn ich es hören soll.«

Mutter Didier räusperte sich und setzte dem Speisenden einen reinen Teller vor. »Na ja, dann will ich es Ihnen sagen,« sagte sie mit einer Bedeutung, daß Herrmann Wunder was zu hören glaubte, obwohl Alles, was er gleich vernahm, von sehr einfacher Natur war. »Auf

meine Frage, wie Monsieur Weber ihr gefallen habe, sagte sie: Monsieur Weber hat mir ganz gut gefallen und ich freue mich, daß mein Vater eine neue Abwechselung für seine stillen Mußestunden gefunden hat. – Pflegen Sie ihn nur recht gut, hat sie dann hinzugefügt, er sieht noch sehr bleich aus, obgleich ich ihn eigentlich nicht mehr für krank halte. Und dann sagte sie: Es ist recht schade, daß er nicht gleich mit mir auf die Berge kann, da man seine Lunge schonen muß. Denn klettern muß man hier können, wenn man Etwas sehen will. Na, ich werde es doch recht bald mit ihm versuchen und ihn an das Bergsteigen gewöhnen. Alle Tage muß er etwas höher hinauf. Wir Beide wollen ihn schon gesund machen, Mutter Didier! – Na, was sagen Sie nun? Ist das nicht allerliebst?«

Herrmann lachte heiter auf. »Ja, das ist es allerdings,« sagte er, »und wenn ich hier ganz gesund werde, will ich Ihnen Beiden auch recht dankbar sein.«

»Das soll ein Wort sein!« rief Mutter Didier. – »Aber warum legen Sie denn schon die Gabel fort?«

»Ich bin satt und habe spät gefrühstückt – vergessen Sie das nicht.«

»Du lieber Gott! Dann habe ich ja alles Uebrige vergebens gekocht!«

»Kochen Sie nicht zu viel, ich bin mäßig im Essen.«

»Ja, das habe ich schon gemerkt. Da sollten Sie nur die Engländer essen sehen. Wenn man denkt, sie könnten auf drei Tage satt sein, dann fangen sie erst recht an und essen so lange, wie man ihnen etwas bietet und dann sehen sie sich noch nach Mehr um.«

Herrmann lachte. »Ja, das ist wahr,« versetzte er, »aber ich bin nicht mit einem solchen Magen gesegnet, wie diese Herren ihn haben. Jetzt aber räumen Sie ab. Um sechs Uhr wollte der Herr Professor mich besuchen.«

»Ich weiß, ich weiß, und darum wollte ich eben pünktlich sein und habe Sie geweckt, sonst hätte ich Sie bis zum Abend schlafen lassen.«

Mutter Didier hatte ihr Herz erleichtert und nun begab sie sich behende an die Abräumung des Tisches und die Lüftung des Zimmers.

Noch nicht lange war dieses wieder in besuchsfähigen Zustand versetzt, so kam der Professor und begrüßte den jungen Mann auf die herzlichste Weise.

»Es ist noch immer sehr heiß,« sagte er dann und setzte sich auf einen Stuhl. »Da wird uns die kühlere Luft am Eisberge wohl thun. Ich werde Sie heute nach unserem Gletscher führen, nicht um Ihnen die Schönheiten zu zeigen, die rings darum ausgebreitet sind – das überlasse ich meiner Tochter – sondern um Sie ein wenig tiefer in das geheime Treiben der Natur schauen zu lassen. Na, das sind erst die rechten Schönheiten für denkende Männer. Aber wie – haben Sie Schuhe mit Nägeln beschlagen?«

»Noch nicht, ich will sie mir erst morgen in Chamouny kaufen.«

»Das ist schade, dann müssen wir ganz auf dem Trockenen bleiben. Aber Etwas können Sie doch sehen. – Ist es Ihnen gefällig, mich zu begleiten? Um diese Zeit halte ich es nicht mehr im Zimmer aus.«

Herrmann war sogleich bereit, nahm seinen Stock und folgte dem alten Herrn, der an seinem Hause vorbei ging und dann rüstig über die alte Moräne des Argentières-Gletschers schritt. Hier hielt er sich schon lange auf und erschloß mit seinem tiefen Wissen eine ganz neue Welt vor den Augen und Ohren seines Begleiters, der noch nie in seinem Leben in einer so öden Steinwüste gestanden hatte, wie sie die Moräne eines so großen Eisriesen bietet. Nachdem er ihm die Entstehungsweise dieser Steinwüste erklärt und manche lehrreiche Bemerkung darangeknüpft hatte, schlug er einen Seitenpfad nach dem Gletscher selbst ein und stieg vorsichtig und langsam in die Höhe, so daß Herrmann mit seinem kurzen Athem ihm bequem folgen konnte und nicht im Geringsten angestrengt wurde. Hier that sich denn dem Reisenden ein Wunder nach dem andern auf. Er blickte tief in die von der Macht der Elemente zerrissenen Eisspalten hinein und hörte mit Staunen, wie sich das Alles immer fort und ewig neu gestaltete und erzeugte. In die dunkelblau funkelnde Tiefe versenkte sich sein Blick und dann hob er sich wieder zu den im Abendsonnenschein strahlenden Schneefeldern empor, und über Alles und Jedes hörte er, was die Wissenschaft bisher erkundet und was sie noch ferner zu erkunden sich vorgesetzt hat. So verging ihm die Zeit wie im Fluge und erst als die untergehende Sonne die fernen Kuppen mit ihrem rosigen Strahl in Feuer und Purpur hüllte und die Luft in der unmittelbaren Nähe des Gletschers empfindlich kühler ward, trat der Professor, der stolz auf seinen neuen Schüler und über dessen

Theilnahme herzlich erfreut war, den Rückgang an, noch immer fort sein Thema behandelnd, da Herrmann noch tausend Fragen an ihn zu richten hatte.

»Ich sehe,« sagte der Professor schließlich, als sie sich schon dem Dorfe näherten, »daß Sie ein offenes Herz und offenen Sinn für das Große und Schöne haben, was die gewaltige Natur mit ihrer ewig verjüngten Schöpfungskraft zu leisten vermag. Das ist mir eine liebe Erfahrung und sie macht mich ganz glücklich. Sie glauben nicht, welche Heiterkeit und Frische des Geistes die wissenschaftliche Arbeit verleiht, wenn man ihr so obliegt, wie ich ihr obliege, und darum ist es eine Notwendigkeit für mich, alle Jahre auf einige Monate in diese Einsamkeit zu wandern und mir neue Kräfte für das übrige Jahr zu holen. Anfangs war ich nur Liebhaber aller der Dinge, die wir heut besprachen, als ich aber den unschätzbaren Werth des Gesehenen kennen lernte, ward ich Dilettant in der Wissenschaft, und nun bin ich ein so begeisterter Verkünder und Verehrer der Gotteswerke geworden, daß ich nicht mehr leben möchte, ohne mir alle Tage einen neuen Aufschluß über das Rätselhafte in der Natur zu erringen. Ha, ja, es ist das beinahe so, wie es mit der Liebe zum Weibe ist. Anfangs sieht man ein solches mit ruhigen Augen an und schläft ganz gut dabei. Hat man aber erst einen Reiz daran entdeckt, so wird man begierig auf die anderen Reize, und findet man endlich auch diese, so bemächtigen sie sich auch unseres ganzen Gemüths und wir gerathen in solche Verehrung, daß wir auch nicht mehr leben zu können glauben, ohne es für

ewige Zeiten an unsere Seite zu fesseln. Habe ich nicht Recht?«

Herrmann nickte, aber er sprach nicht. Er war etwas betroffen, denn die Wahrheit Dessen, was sein Begleiter eben gesagt, sprang ihm sonnenklar in die Augen und füllte sein Hirn mit ernsten Gedanken an.

In diesem Augenblick verließen sie die Moräne und sahen nun das schöne Haus des Professors dicht vor sich liegen, dessen südlicher Giebel, mit dem Balcon verziert, von hier aus eben so reizend wie gemüthlich aus den Bäumen lugte. Da aber hafteten Herrmann's Augen fest auf diesem Balcon, denn auf demselben stand eine weibliche und eine männliche Gestalt, von denen die erste sie schon gesehen und erkannt haben mußte, da sie eifrig mit einem weißen Tuche grüßte und winkte.

Herrmann deutete mit der Hand dahin, indem er seinen Hut schwenkte. »Ah, ja, ich sehe sie jetzt,« sagte der Professor. »Es ist mein Mädchen und Herr La Haine, der alle Abende zu uns kommt und mit Cath'rin Duette singt. Er ist also Gottlob! wieder gesund. Nun kommen Sie noch ein Stündchen mit hinauf, das wird den Beiden angenehm sein.«

»Heute nicht mehr, Herr Professor,« erwiderte Herrmann mit ernstem Gesicht, indem er mit seinem Hut nach dem Balcon hin einen abschiednehmenden Gruß winkte. »Es ist mir nicht möglich, noch zu sprechen. Ich bin in dieser Luft merkwürdig zur Müdigkeit geneigt; obgleich ich bei Tage mehrere Stunden geschlafen, habe ich doch das Verlangen, mich schon wieder niederzulegen.«

»Das begreife ich,« sagte der Professor. »Schlafen Sie für's Erste viel und lange, das stärkt Sie; sind Sie erst an das Gehen in den Bergen gewöhnt, so legt sich die Müdigkeit von selbst; ich für meine Person habe eigentlich an vier Stunden Schlaf genug. – Also so scheiden wir denn heute und morgen werden wir uns auch kaum sehen, da Sie nach Chamouny wollen. Dann also übermorgen, nicht wahr?«

»Von Herzen gern und ich danke aufrichtig für den herrlichen Tag, den ich heute in Ihrer Nähe genossen.«

Der Professor nickte herzlich und ein wohlthuender Schimmer innerer Befriedigung flog über sein sanftes Gesicht. Dann reichte er dem jungen Manne die Hand und stieg langsam nach seinem Hause empor, während Herrmann, von wunderbaren Gedanken und Empfindungen erfüllt, die Straße hinabschritt und bald in seiner Wohnung verschwand.

Als am späteren Abend der französische Maler, nachdem er mit Wanda oder, wie er sie nannte, mit Cath'rín verschiedene Duette aus allen möglichen Opern gesungen, das Haus des Professors verlassen hatte, kam Wanda noch einmal in das Arbeitszimmer ihres Vaters, wohin sich derselbe zurückgezogen, um ihm eine gute Nacht zu wünschen.

»Gute Nacht, Papa,« sagte sie mit ihrer melodisch klingenden Stimme und küßte ihn herzlich, wie sie es alle Abende zu thun gewohnt war.

»Gute Nacht, mein Kind,« entgegnete der alte Herr, das Buch bei Seite legend, welches er noch in der Hand hielt, – aber warte doch einen Augenblick – ich möchte Dir gern noch eine Frage vorlegen.«

Wanda mochte ahnen, was oder wen diese Frage betreffen würde und auf der Stelle nahm ihr vorher nur kindlich und ruhig erscheinendes Gesicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an, der zwar frei von Befangenheit war, aber doch von einer gewissen Unruhe zeugte, die bei ihrem beweglichen Wesen sehr leicht an die Oberfläche gerufen wurde.

»Sprich,« sagte sie – »welche Frage willst Du beantwortet wissen?«

»Na, mein Kind, das war heute wohl ein recht hübscher Tag für Dich, wie? Du hast Dich gewiß eben so gut unterhalten wie ich?«

»O ja, Papa!«

»Das sagst Du so lau? Sollte Dir unser Besuch nicht so gut gefallen haben wie mir?«

Wanda warf den Kopf etwas zurück und lächelte matt. »Nun ja,« sagte sie, ihren schönen Smaragdring, den sie immer am Finger trug, leise drehend, »er hat mir ganz gut gefallen.«

»Ganz gut? Das klingt eben nicht besonders günstig aus Deinem Munde, der Deine Gedanken sonst immer sehr laut und deutlich verkündet. Ich wundere mich

wirklich darüber. Denn dieser Mann – das ist meine ehrliche Meinung – ist kein gewöhnlicher Mensch, mein Kind –«

»Papa!« unterbrach ihn die Tochter etwas hastig, »urtheile nicht zu früh! Ich kenne Dich schon darin. Du fassest leicht eine günstige Meinung von einem fremden Menschen, weil Du stets nach dem äußeren Schein urtheilst und Dein Auge nur diesen äußeren *Schein* reflektirt. Nun ja, der Schein ist diesmal auf Deiner Seite, sehr sogar, aber um diesen – Herrn *Weber* – für etwas Bedeutendes zu halten, kennen wir ihn noch viele wenig. Da muß man erst genauer forschen und prüfen, das heißt, verstehe mich recht, der mag es thun, der es der Mühe für werth hält.«

»Meinst Du mich oder Dich damit?«

»Vorläufig meine ich Dich; was ich selbst später thun werde, weiß ich noch nicht.«

»Wanda,« fuhr der Vater ernster fort, »Du bist in diesem Augenblick nicht ganz aufrichtig gegen mich, ich merke Dir das wohl an, denn ich kenne Dich. Du hast irgend ein Vorurtheil gegen diesen Mann gefaßt – und das – das möchte ich kennen lernen.«

»Gewiß, recht gern,« fuhr Wanda heiterer fort, »und ich will so aufrichtig gegen Dich sein, wie Du es nur verlangen kannst. Ein Vorurtheil habe ich nicht gegen diesen Mann, aber Eins gefällt mir an ihm nicht.«

»Was ist das?«

»Das ist sein *Incognito*,« sagte Wanda mit stolz blickenden und Feuer sprühenden Augen.

»Wie denn, sein Incognito?« fragte der Professor verwundert. »Was meinst Du damit?«

»Nun, das ist ja klar,« lachte Wanda hell auf, »und ich wundere mich, daß Du das nicht gleich durchschaut. Weber, blos Weber heißt dieser Mann doch nicht, und daß er uns also einen falschen Namen bietet, das scheint mir nicht ehrlich von seiner Seite gehandelt, und darum gefällt er mir nicht.«

»Wie – er bietet uns einen falschen Namen? Das ist mir neu. Woraus schließest Du denn das?«

»Aus Allem in Allem – sieh ihn doch nur genau an. Hat ein simpler Herr Weber einen solchen Gang, solche Haltung, solche Sprache? Sieh Dir doch nur alle seine Bewegungen, seine Gewandtheit im Benehmen, seine Hände, seine Miene, sein Auge an – das Alles hat und erwirbt man sich wahrhaftig nicht in Sphären, in denen – ein Herr Weber gelebt haben kann. Er täuscht uns also – mit Absicht – und ich lasse mich von Niemandem täuschen, am wenigsten von einem Mann. Und nun, wenn Dir das noch nicht einleuchtet, dann halte einmal die kleinen äußeren Einzelheiten zusammen, die ihn begleiten. Er hat in den theuersten Gasthöfen in Ouchy und Vevey logirt; er reist auf eine kostspielige Weise; er bezahlt der Mutter Didier eine ganz enorme Summe für seinen Unterhalt, und seine Sachen, so sagt mir diese, sollen alle sehr kostbar sein. Rechne nun hinzu, daß er den Winter in Montreux mit Nichtsthun verleben will – wie? thut das ein gewöhnlicher Herr Weber?«

Der Professor, der erst still nachgedacht, lächelte jetzt. »Ah, also!« sagte er, die rosige Wange seiner schönen Tochter liebkosend, »Du gestehst ihm also schon *eine*, eine äußerliche Bedeutsamkeit zu. Die meinte ich vorher freilich nicht. Ich hatte nur seine geistige Bedeutung im Auge, und allerdings, an Bildung gebracht es ihm nicht, das habe ich in der ersten halben Stunde auf der Tête noire herausgebracht. Uebrigens ist mir *meine* Bedeutung lieber als die *Deine*, mein Kind, und Du kannst Dich diesmal recht tüchtig irren. Bedenke doch nur, wie viel hochgebildete Männer es giebt, in allen Ständen – kann er nicht etwa ein reicher Kaufherr sein? Denn für einen eigentlichen Gelehrten, für den ich ihn anfangs zu halten geneigt war, halte ich ihn jetzt auch nicht mehr.«

Wanda lachte so herzlich auf, wie sie lange nicht gelacht und heute gewiß nicht mehr zu lachen gedacht hatte. »Ein Kaufherr?« rief sie. »Also ein Kaufmann? O Väterchen, Du machst mich diesmal an Deiner gerühmten Menschenkenntniß ganz irre. Nein, das ist zu spaßhaft!«

»Nun mein Gott, was willst Du? Er kann ja auch etwas Anderes sein – es giebt ja tausend Stände und Verhältnisse – wie soll man Jemandem gleich an dem ersten Worte anhören, was er ist. Wofür hältst Du ihn denn?«

»Ja, wofür halte ich ihn! Ich weiß es nicht!« sagte Wanda etwas ruhiger, indem sie ihren Ring wieder drehte und zu ihm niedersah. »Aber« – fuhr sie plötzlich auf – »ich werde es schon herausbringen, verlaß Dich darauf – mit solchen Geheimnissen weiß ich umzugehen.«

»Wanda,« sagte der Vater ernst, »thu es mir diesmal zu Liebe – sei nicht indiscret, verfahre nicht auf Deine alte tolle Weise –«

»Indiscret!« rief Wanda und warf stolz die Lippe auf. »Daß Du mir auch das noch rathen mußt! Und auf meine tolle Weise?« kicherte sie. »Nein, auf *tolle* Weise nicht, aber doch auf *meine* Weise, und die habe ich, Du weißt es.«

»Das weiß auch Gott, ach ja!« sagte der Professor, still vor sich hin seufzend. »Was willst Du denn beginnen, mein Kind?« fuhr er nach einer Weile mit fast flehender Stimme fort. »Bitte, sage es mir.«

Wanda blickte triumphirend auf. »Das kann ich nicht sagen, ich weiß es selbst noch nicht,« versetzte sie. »Aber bis morgen früh – wo er nach Chamouny geht, wird mein Plan fertig sein – für einen Tag wenigstens, denn diesem Mann – glaube mir – dem muß man beweisen, daß er keinen Willen hat, daß es Kräfte in der Natur giebt, wie Du sagst, die alle Vorsätze des Menschen zu nichte machen, die ihn beherrschen – und daß er beherrscht wird, das will ich ihm beweisen, weil er – weil er so – hochmüthig gewesen ist, uns in einem Incognito gegenüber zu treten, die wir ihm so ehrlich und gutmüthig unser Haus geöffnet haben. Da hast Du meine Meinung über ihn.«

»Ich weiß nicht, ob mir Deine Meinung gefällt,« sagte der Vater sanft und still. »Nein, sie gefällt mir ganz und gar nicht. Eben weil Du ihn nicht kennst, solltest Du Dich in Acht nehmen und vorsichtig sein. Ich weiß nicht, woher mir das angeflogen ist, aber dieser Mann kommt

mir mit einem Mal wie ein Gletscher vor, der gefährliche Spalten hat und in die ein Fuß unversehens gleiten kann, wenn er auf die unrechte Stelle tritt –«

Wanda lachte. »Ich kann Dir noch *ein* Bild vorführen, Papa,« sagte sie lustig, »aber das Bild entlehne ich, dem Deinen entgegengesetzt, einem andern Elemente. Du könntest auch sagen, er kommt Dir wie ein Vulkan mit speiendem Feuer vor, an dem man sich leicht verbrennen könnte.«

Der Professor sah seine Tochter groß an und dabei lag eine überaus innige Zärtlichkeit in seinem Blick. »Du magst auch mit *dem* Bilde Recht haben – und *Der* oder *Die* ist zu bedauern, die einem solchen Feuer zu nahe kommt.«

»O lieber Papa!« schmeichelte Wanda und umschlang liebkosend den weich werdenden Vater mit den Armen, »sei ohne Sorge – Deine Wanda – verbrennt sich nicht, eben so wenig wie sie in eine Eisspalte fällt. Gegen solche Gefahren trage ich ein Zaubermittel in mir – Du kannst es auch einen Schutzgeist nennen – und das ist –«

»Das ist?« fragte der Vater liebevoll.

»Das ist mein starkes, mein stolzes, mein reines und furchtloses Herz!« rief sie mit flammenden Augen und gleich nach diesen Worten glitt sie zur Thür hinaus und der alte Vater sah sich wieder unter seinen Büchern allein.

Er wischte sich, als er sich unbemerkt wußte, rasch eine Thräne aus dem Auge. »Ja,« sagte er still zu sich, »da hat sie die Wahrheit gesagt. Solch Herz hat sie. Aber Gott

gebe das Beste. Mir ist diesmal ganz bänglich zu Muthe. Ich fürchte mich auch vor Niemandem, aber das Glück meines Kindes liegt mir am Herzen. Doch – sie ist nicht mehr zu leiten, ich wenigstens verzichte darauf. Sie geht ihren eigenen Weg und der hat sie bisher gut geführt – gebe es Gott, daß sie auf dem, den sie jetzt einschlägt, nicht strauchelt oder gar – mir will ihr Bild gar nicht aus dem Sinn – sich die Seele verbrennt!«

Während diese Unterredung am späten Abend im Hause des Professors abgehalten wurde, lag der Gegenstand derselben, unser Freund, ohne alle Ahnung, wie eifrig man sich mit ihm beschäftigte und welchen Unterhaltungsstoff er dem edlen Vater und der seltsamen Tochter bot, schon lange in seinem Bett, über den verflossenen Tag und seine Erlebnisse nicht minder erfreut als der Professor, und wie dieser versprach er sich von den folgenden Tagen eben so viel Belehrung wie Vergnügen, obgleich Einzelnes sein Gemüth wohl in einige Spannung versetzen mochte. Im Ganzen aber war er ruhig geblieben, wie er es sich vorgenommen, und so schließt er auch ruhig ein. Gegen Morgen aber, als kaum der erste Tages schimmer in sein Zimmer fiel, wachte er wie von unsichtbarer Hand gerüttelt und jäh zusammenfahrend auf, denn ihn hatte ein Traumbild heimgesucht und diesmal war er sich desselben noch in allen seinen Einzelheiten bewußt.

Seltsam, zum ersten Mal wieder war jene Vision, wie er sie vor Monaten zuerst im Krankenhouse gehabt, vor seinem Innern aufgetaucht und er hatte Alles ganz deutlich gesehen, was erst in jenem Traumbilde und dann in der Wirklichkeit auf dem Genfer-See an seinen Sinnen vorübergezogen war. Zu dem heutigen Traumbilde aber hatte sich ein Zusatz gesellt, und dieser war es, der ihn so bitter gequält, daß er geängstigt wie selten und fast mit einem jähnen Schrecken erwachte. Denn als er in der langsam auf dem blauen Wasser dahinrudernden Gondel saß und die liebliche Stimme der singenden Nixe vernahm, hatte er den brennenden Wunsch empfunden, ihr mit seiner eigenen Stimme zu antworten; aber so viel Mühe er sich auch gab, mit welcher Anstrengung er arbeitete, dem Wunsch zu genügen, es war ihm nicht möglich gewesen, auch nur *einen* Ton hervorzubringen, und wenn er, mit äußerster Kraft ringend, endlich an das Ziel seiner Wünsche gelangt zu sein glaubte, sah er sich wieder getäuscht, der Ton stockte in seiner Brust, die Kehle blieb ihm wie zugeschnürt und nur ein unarticolirter Laut rang sich wie ein zitternder Seufzer los, so daß er darüber eine namenlose Pein und eine furchtbare Beängstigung empfand.

Als er aber erwachte und erkannte, daß ihn ein Traum geneckt, faßte er sich bald wieder, und nun durch die Ueberzeugung von der Wirklichkeit seiner frischeren Kraft belebt, gab er sich mit einem Male der schönen Hoffnung hin, daß er in Wahrheit doch noch einmal zu jenem ersehnten Ziele gelangen und seine Stimme, sein größtes

Gut auf Erden, dafür hielt er dieselbe auch jetzt noch – wieder erhalten werde. Als er sich, noch immer im Bette liegend, eine Zeit lang an dieser frohen Hoffnung erfreut, hielt er es nicht mehr aus, unthätig zu bleiben und so stand er rasch auf und begrüßte den jungen Tag, der ein eben so schöner zu werden versprach, wie es sein Vorgänger gewesen war.

»Es ist gut,« sagte er, nachdem er einen langen Blick aus seinem Fenster geworfen und den vor ihm ragenden Felskuppen mit den dazwischen lagernden Gletschern seinen Morgengruß zugenickt, »und ich bin auch mit dieser schönen Verheißung zufrieden. So will ich denn nach Chamouny gehen und einmal den ganzen Tag im Freien zubringen, um die Wunder Gottes aus erster Hand zu genießen. Dankbar aber muß ich vor Allem diesem Gott sein, denn ich fühle mich so kräftig und wohlgemuth wie lange nicht. Meine Brust athmet frei und mein Athem wird jeden Tag länger und ruhiger. Ja, die Aerzte haben doch Recht gehabt und sie haben mich an den einzigen Ort gesandt, wo ich gesunden und genesen und einen Theil der verlorenen Erdengüter wiedererlangen kann. Dank auch ihnen und Allen, die dazu beitragen, mich zu heben und zu stärken – sie haben mir das Leben selbst wiedergegeben, denn nur die Gesundheit ist es, die das Leben reizend und wünschenswerth macht!«

FÜNFTES CAPITEL. DAS IRRLICHT VON ARGENTIÈRES.

Der Zeiger seiner Uhr zeigte Punkt sieben Uhr, als er, nur mit dem Wanderstab versehen, vor die Thür seines

Hauses trat, bis wohin Mutter Didier ihm das Geleite gab, nachdem er ihr gesagt, daß er hoffe, zu der gewöhnlichen Speisestunde wieder an Ort und Stelle zu sein.

»Uebereilen Sie sich nicht, Herr,« sagte die gute Frau, »und bleiben Sie, so lange es Ihnen gefällt, in dem schönen Chamouny. Es soll zu jeder Stunde Alles bereit sein, Sie zu empfangen, wenn Sie auch erst am späten Abend zurückkehren. Auf einer Partie, wie Sie sie vorhaben, weiß man nie, wohin man geräth und wie lange man verweilen wird, daher muß man auch nie genau die Stunde bestimmen, wann man wieder zurück sein will.«

»Sie mögen Recht haben, Mutter Didier, und so wollen wir es immer halten. Jetzt aber leben Sie wohl. Auf frohes Wiedersehen!«

Und fort schritt er, in das Dorf hinein, von den treuen Augen Mutter Didier's noch bis zur Straßenecke verfolgt, wo der Weg abführte, der ihn auf die rechte Straße nach Chamouny brachte.

Es war ein prächtiger Morgen, der heute auf dem wunderbar schönen Thal lag. Die Sonne hatte schnell die leichten Dünste vertrieben, die in der Regel in der Frühe auf den höheren Felskuppen lagern und die Schneegipfel traten blendend hell in den feinen Lüften hervor, über die sich der dunkelblaue Himmel majestatisch wölbte. Nicht der geringste Luftzug war zu spüren, nur ein frischer Hauch quoll von den Gletschern nieder und erfüllte die Brust des Wanderers mit einer so wunderbaren Lebenskraft, daß er elastischer denn je dahinschritt und

seine Augen mit Entzücken von Berg zu Berg, von Gletscher zu Gletscher schweifen ließ.

Da hatte er die letzten Häuser des Dörfchens hinter sich gelassen und schritt nun langsam auf der bald steigenden, bald fallenden Straße entlang, die an der Rechten bald Wiesen, bald kleine Ortschaften oder wenigstens Hütten zeigt, denn das Thal von Chamouny ist reicher besiedelt als viele andere Thäler der Schweiz, und der Weltverkehr, der sich hier allmälig Bahn gebrochen, hat Viele verlockt, sich an dieser Stelle einen Heerd zu gründen und Vortheil aus den Beuteln der Menschen aller Nationen zu ziehen, die hierher wallfahrten, um das Schönste, Herrlichste und Großartigste zu sehen, was Gottes Allmacht und Güte in diesen Bergen geschaffen hat. Wer das Chamounythal von Argentières aus in westlicher Richtung durchwandert hat, der weiß, wie es im Ganzen und Einzelnen beschaffen ist; dem, der es nicht gesehen, können wir es nicht beschreiben, denn wo die Augen zu schwach sind, das Ungeheure zu fassen, da erlahmt die Feder erst recht und Alles, was sie zeichnen oder schreiben mag, ist eitel Stückwerk, wie es des Menschen Werke ja auch in anderer Beziehung sind. Nur so viel wollen wir sagen, daß auf der Wanderung, die Herrmann Weber heute vollbringen wollte, die ganze unabsehbare Montblanckette vom Col de Balme im Osten aus bis zum Col de Voza im Westen, fünf Stunden lang, mit ihren Gletschern, Firnfeldern und Felsnadeln allmälig zu überschauen ist, mit den Gletschern, die mitunter bis an die Sohle des Thals selbst hinabreichen, mit den Firnfeldern,

die bis an den Himmel ragen, und mit den Felsnadeln, die nirgends wie hier, mit ihren grauschwarzen und unzugänglichen Granitmassen wie drohende Wachtposten dem übermüthigen Menschen ein ›Bis hierher und nicht weiter!‹ zuzurufen scheinen.

Ordentlich bekommen tritt man in dieses unabsehbar lange und höchstens eine halbe Stunde breite, an manchen Stellen viel engere Thal ein, da es auf der nördlichen Seite von wild zerrissenen Felsklüften eingeschlossen wird, zwischen denen liebliche Thäler und Matten eingestreut liegen; aber je tiefer man hinein schreitet, um so freier wird die gehobene Seele, denn das Auge gewöhnt sich schnell auch an das Unermeßliche und Gigantische, und das Herz folgt ja so gern dem Auge, welches die Vorsehung gleichsam als Vorfühler und Taster – eine ganz eigene Art geistigen Pioniers – dem Menschen unter das denkende Organ des Kopfes gelegt hat.

Auch Herrmann fühlte anfangs diese Bekommenheit, als er die großartige Scenerie sich vor ihm aufrollen sah, aber auch er wurde bald vertraut damit und heimisch darin und so ließ er das Auge über die an seiner Linken bald näher, bald ferner rauschende Arve schweifen und beobachtete mit Entzücken Bild auf Bild, das sich nun seinen Blicken bot.

Allein schon nach zehn Minuten etwa, nachdem er kaum aus dem Dorfe hinaus war und auf dem schmalen Fahrwege ruhig seines Weges zog, wurde sein Auge auf einen anderen Gegenstand gelenkt, den er heute und hier nicht zu finden erwartet hatte. Die Chaussee, auf der er

wandelte, war eben allmälig emporgestiegen, und als er auf dem höchsten Punkt derselben stand und in das vor ihm sich senkende Thal hinabblickte, sah er eine Gruppe vor und unter sich dahinziehen, die augenblicklich seine Aufmerksamkeit fesselte. Anfangs glaubte er sich in seiner Annahme zu täuschen, allein bald erkannte er, daß sie richtig war, und obgleich über die Wahrnehmung verwundert, freute er sich doch im Stillen darüber, da ein zweiter Genuß einem ersten hinzugefügt, nur in seltenen Ausnahmen den letzteren zu vermindern vermag. Etwa zweihundert Schritte vor ihm ging ein Maulthier am Rande des Weges und an seiner hellgrauen Farbe erkannte Herrmann es sehr bald als das, welches dem Professor de Saulier gehörte. Es war gesattelt und gezäumt und auf dem Sattel lag ein gefaltetes Plaid, die einzige Last, die es für den Augenblick zu tragen hatte. Neben dem Maulthier aber schritt, elastischen, leicht hinschwebenden Ganges, eine weibliche Gestalt, deren mit festen Bergschuhen versehene Füße den Erdboden kaum zu berühren schienen. Diese Gestalt war hoch und schlank, in ein lichtgraues Kleid gehüllt, das aber hoch aufgeschürzt war, um beim Gehen nicht hinderlich zu sein. Auf dem anmuthig bald hierhin bald dorthin sich bewegenden Kopf trug sie einen gelben Strohhut mit leidlich breitem Rande und in der Luft leichthin flatternden grünen Bändern. In der rechten Hand schwang sie eine kurze Peitsche, mit der sie bisweilen gegen das Maulthier hinfuchtelte und dabei einige ermahrende Worte vernehmen ließ, und über der linken Schulter, mit der Hand

ihn haltend, hatte sie einen langen Alpstock gelegt, der bei einer Fußwanderung in die Berge eine nothwendige Stütze ist.

In diesem Aufzuge sah Herrmann die anmuthig die Landschaft belebende Gruppe langsam vor sich herschreiten, und kaum hatte er sie noch einmal scharf in's Auge gefaßt, so war sie ihm nicht mehr unbekannt. Ja, er sah Niemand anders vor sich, als des guten Professors seltsames Töchterlein, Miß Kitty, das reizende verführerische Wesen, die Lurley, die mit Männerherzen spielte wie mit Marmelsteinen, die mit allen Nationen Krieg führte, weil sie ihren Männern unheilbare Wunden schlug, Wanda, die Deutschpolin, Cath'rin, die mit dem gefährlichen R Ausgestattete, wenn sie nicht die rechte Laune besaß, und was war sie nicht sonst noch Alles, wovon sich unser Freund freilich in diesem Augenblick nichts träumen ließ!

Eine Weile schritt Herrmann langsam hinter der ihm eben so langsam Voranwandelnden her, als überlege er, ob er ihr rasch nacheilen und ihre Gesellschaft suchen oder ob er noch zögern und seine stille Beobachtung noch längere Zeit fortsetzen solle. Ein innerer, unerklärlicher Widerstandstrieb stachelte ihn endlich zu letzterem Verfahren an, und da auch die junge Dame sich nicht umsah, vielmehr unbekümmert weiterschritt, obwohl ihre Augen fleißig auf die großartigen Scenen schauten, die sie umgaben, so hätte es noch lange dauern können, bis er sie erreicht, wenn sich nicht schließlich der Zufall in's Mittel gelegt und Beide rasch zusammengeführt hätte.

Als Wanda eben vor einer neuen Erhebung des Weges angekommen war und ihrem Maulthier, das sich wiederholt nach ihr umsah, einige Worte zurief, kam über eine Wiese von einer der nahegelegenen Hütten ein Mann an sie herangeschritten. Da sich Beide kannten, blieben sie stehen und redeten mit einander, zwar nur kurze Zeit, aber doch war es hinreichend, Herrmann viel näher an die junge Dame herankommen zu lassen. Als nun aber der Thalbewohner den Hut zog, sich empfahl und dann ruhig seines Weges zog, blieb sie einen Augenblick stehen, drehte sich um und rief ihm flüchtig einige Worte nach. Bei dieser Gelegenheit kehrte sie dem neuen Bekannten ihr Gesicht zu und auf der Stelle hatte sie ihn wahrgenommen und blieb nun ruhig auf dem Wege stehen, um ihn zu erwarten.

Herrmann's Miene veränderte sich kaum, als er dies sah und doch schien sich sein Schritt gegen seinen Willen zu beschleunigen. Als er aber aus der Ferne schon die schönen Züge studirte und darauf ein schelmisches Lächeln wahrzunehmen glaubte, das er sich als Ausdruck der Freude deuten konnte, lächelte auch er und grüßte höflich mit dem abgenommenen Hut.

Unbeweglich blieb Wanda mitten auf dem Wege stehen, nur zum Gruße ihre Peitsche in der Luft schwenkend, und gleich darauf entsendeten ihre frischen Lippen einen Guten-Morgenruf, den sie mit einem kurzen Jauchzer schloß, wie man ihn in der Schweiz öfter zu hören bekommt und den sie vortrefflich nachzuahmen verstand.

»Das ist ja allerliebst,« sagte sie dann, die Peitsche unter den linken Arm nehmend und die heute stark behandschuhte Rechte dem Kommenden hinreichend, »daß wir uns auf unseren Wegen begegnen. Ich bin geneigt, es für eine gute Vorbedeutung für den Tag zu halten. Wie – geht es Ihnen nicht auch so?«

Herrmann, jetzt mehr erfreut, als er sich vielleicht selbst eingestehen mochte, ließ seine Augen rasch über die reizende Gestalt gleiten, die ihm in ihrer heutigen Bergtracht noch viel schöner als früher erschien, und ohne den scharfen Blick ihrer Augen ergründen zu können, mit dem sie sein eigenes Gesicht musterte, erwiderte er:

»Mir geht es ganz gewiß eben so und es bedarf kaum einer Bestätigung Ihrer Voraussetzung. Man freut sich ja jedesmal, wenn man an einem schönen Morgen zuerst einem bekannten Gesicht begegnet, wie viel mehr muß ich mich nicht heute freuen, wo ich ein so herrliches Ziel vor mir habe.«

Wanda wandte den Kopf zur Seite nach der Arve hin und lächelte still vor sich hin; als sie sich aber wieder zu ihrem Begleiter umkehrte, der ruhig an ihrer Seite schritt, sagte sie, nach ihrer gewöhnlichen Weise das Gespräch rasch auf einen anderen Punkt lenkend:

»Sie sind also beharrlich geblieben und wollen wirklich nach Chamouny?«

»Natürlich – das war ja mein Vorsatz und so schnell pflege ich nicht von einem solchen abzuweichen.«

»Das ist ganz in der Ordnung – Sie sind ja ein Mann. So führen Sie also Ihren Vorsatz aus.«

»Und wohin richten Sie heute Ihre Schritte?« fragte Herrmann freundlich.

»Ich mache auch einen Spaziergang und einen nicht weniger angenehmen als Sie, obgleich er etwas beschwerlicher ist. Ich will da hinauf in's Gebirge – sehen Sie auf dem Ausläufer des Brevent oberhalb jenes Tannengehölzes die grüne Matte?«

»Ja wohl, die sehe ich.«

»Nun, da will ich hin. Es ist dort eine kleine Alp und eine Sennhütte steht darauf. Dort weiden die Kühe von Argentières, man bekommt eine köstliche, balsamisch schmeckende Milch und hat von der Hütte aus überdieß eine prächtige Aussicht über den Gletscher des Bois.«

»So. Also nach dieser Sennhütte wollen Sie, nur um gute Milch zu trinken?«

»Und die schöne Aussicht zu genießen, gewiß. Man kann doch, wenn man einmal zwischen den Bergen wohnt, nicht immer im Thale bleiben. – Doch, da Sie so neugierig sind,« fuhr sie nach kurzer Pause fort, »so will ich ganz ehrlich sein und Ihnen sagen, daß ich noch hundert Schritte höher hinauf will, als die Sennhütte steht – sehen Sie die braunen Felsblöcke da oben?«

»Ja wohl, die sehe ich.«

»Na, da habe ich etwas zu thun. Es ist nur ein kurzer Weg und keine bedeutende Höhe, wie Sie bemerken.«

»Ist der Weg beschwerlich zu steigen?«

»Nicht im Geringsten – wenigstens für mich ist es eine Kleinigkeit. – Doch da sind wir am Scheidewege. Dorthin führt Sie Ihr Weg nach Chamouny, und dorthin führt

mich der meinige nach der reizenden Alp. Guten Morgen, Herr – Weber; kaufen Sie sich tüchtige Schuhe und vergessen Sie Ihre Briefe auf der Post nicht.«

Sie hatte ihm wieder die Hand zum Abschied gereicht und sah ihm mit einem unwiderstehlich lächelnden Blick in das ernste und tief sinnend sie betrachtende Auge.

»Leben Sie wohl,« sagte er und wollte, den Hut ziehend, sich eben von ihr abwenden, als ein neckischer Ruf ihn an seine Stelle fesselte und er fragend nach ihr hinsah, da sie ihm ohne Zweifel noch Etwas sagen wollte.

»Sie sind heute so kurz angebunden,« sagte sie lachend und dabei lebhaft erröthend, »und das gefällt mir nicht. Eigentlich sollte ich Sie dafür strafen.«

»So thun Sie es doch – wenn ich gesündigt, will ich leiden.«

»Gut, ich nehme Sie beim Wort. Also kurz heraus: Sie sollen mich noch eine Strecke begleiten. Nach Chamouny kommen Sie noch immer früh genug, und der Tag ist lang. Ueberdies machen Sie nur einen kleinen Umweg, denn von der Alp führt ein allerliebster Weg durch Tannenwald nach der Chaussee wieder herab und Sie kommen gerade vor Hameau des Bois heraus, dem Weiler am Fuße des gleichnamigen Gletschers, wo Sie ungefähr die Hälfte nach Chamouny zurückgelegt haben. Was Sie dabei an einsamem philosophischen Nachdenken verlieren, ersetze ich Ihnen durch weltliche Plauderei – also, mein Herr, ich bitte um Ihr Ja oder Nein.«

Herrmann war so überrascht von dieser unerwarteten Aufforderung, daß ihm die Worte fehlten, aber sie war so

eigenthümlich naiv und klar gestellt, und das rosige Gesicht vor ihm schaute ihn so erwartungsvoll und freundlich an, daß an eine Ablehnung bei ihm schon nicht mehr zu denken war.

»Wenn Sie mir versichern,« sagte er, höflich den Hut lüftend, »daß ich meinen Weg wiederfinde, so nehme ich die mir zugeschickte Ehre mit Freuden an.«

»Natürlich versichere ich das und zeige Ihnen nachher selbst den Weg. Also vorwärts, Grauer!« rief sie fröhlich und zeigte dem geduldig neben ihr harrenden Maulthier mit der Peitsche den Weg. »Geh voran, mein gutes Thier, Du kennst unser Ziel und wir folgen Dir.«

Beide Personen schritten nun, dem Montblanc den Rücken kehrend, auf zwei neben einander laufenden Fußpfaden über eine üppig grünende Wiese hin, die sich bis zu einigen Hütten ausdehnte, welche am Abhange der Felsen standen, in deren Labyrinth Wanda ihren neuen Bekannten führen wollte. Der Weg war hier eben und frisch und es war eine Lust, ihn zu beschreiten. Wanda war heiter, fast lustig, trillerte bald dies bald das und rief ihrem getreuen Grauen komische Ermahnungen zu, wenn er sich seinen Gelüsten hingeben und von den Pflanzen der Wiese naschen wollte. Herrmann war auch heiter gestimmt, doch äußerte er es weniger, da seine Gedanken ihn unwillkürlich beschäftigten und er über den angenehmen Zufall nachdachte, der ihn diesmal gleich am Anfang von seinem Wege abgeleitet hatte. Bald aber weckte ihn seine Führerin ganz und gar aus seinem Nachdenken, denn sie begann ihm scherzhafte Geschichten zu

erzählen, die sich an dieser oder jener Stelle des Gebirges zugetragen und meist Engländer und Russen betroffen hatten, während die Franzosen hier niemals eine ergötzliche Scene erlebt zu haben schienen, wenigstens wollte es Herrmann so bedünen, da die Erzählerin nie eines Franzosen Erwähnung that. Sie trug diese Geschichten aber auf eine so originelle und schalkhafte Weise vor, daß sie ihre Absicht erreichte und Herrmann, bisher so ernst, bisweilen ein herzliches Gelächter erschallen ließ, in das sie dann stets einstimmte, bis sie wieder eine neue Geschichte zu erzählen begann.

Das dauerte indeß nur so lange, bis man das Ende der Wiese erreicht hatte und, hinter einem Gehöft weggehend, in eine Schlucht einbog, die sich von der Höhe in gewundenem Laufe herabzog und bald zu steigen begann. Ueberdies wurde der schmale Weg plötzlich sehr holperig, war oft mit großen Steinen verlegt und ein solcher Bergwege nur halb Kundiger konnte schon aus den ersten zwanzig Schritten entnehmen, wie die Fortsetzung desselben beschaffen sein werde.

Als man an diese Stelle gelangt, schwieg die heitere Erzählerin und wandte ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Begleiter, dessen Verhalten sie beobachten zu wollen schien, als er nun so unvermuthet heute doch etwas klettern sollte. Allein, obgleich sie vielleicht einen gelinden Protest erwartet haben mochte, er verhielt sich völlig ruhig und schweigsam. Nur schritt er sehr langsam voran, stand bisweilen still und prüfte seinen Athem, der ihm aber bis jetzt nicht zu fehlen schien.

»So ist es recht,« sagte die vom Gehen warm werdende Wanda, »so thun Sie es nur immer. Langsam, ruhig und schweigsam – so muß man einen Berg ersteigen. Dies ist übrigens keiner, sondern nur eine unbedeutende Anhöhe und es ist mir lieb, daß mir gleich heute Gelegenheit geboten wird, Ihre Kräfte zu prüfen. Sie können wohl damit zufrieden sein, däucht mir. Ich bemerke nicht die geringste Beängstigung an Ihnen.«

Sie stand dabei still und ließ, da sie, ihrem Maulthier folgend, einige Schritte vorausgestiegen war, ihn herankommen.

»Bis jetzt bemerke ich auch noch keine,« erwiderte er, leise sprechend, »aber doch wird sie kommen.«

»Das wollen wir nicht hoffen; wenn sie aber kommt, so haben wir ja die Abhülfe bei der Hand – da ist ja mein guter Grauer.«

»Den werden Sie wohl selbst brauchen, mein Fräulein.«

»Ich? Reiten? Auf diesem bequem zu gehenden Wege? Da irren Sie sehr. Ich habe Beine von Stahl und meine Lunge ist gesund wie die des Aeolus.«

»Das ist sonderbar,« versetzte Herrmann. »Warum haben Sie ihn denn mitgenommen, wenn Sie ihn nicht besteigen wollen? – Sehen Sie, da steht das kluge Thier wieder still und sieht sich nach Ihnen um, als wollte es Sie auffordern, auf seinem Rücken Platz zu nehmen.«

»Ohne Zweifel, und es wundert sich wahrscheinlich sogar schon, daß es noch nicht geschehen ist. Halt, Grauer, da oben! Wir kommen nach.«

Das Thier stand unbeweglich, bis die beiden Personen ihm allmälig nahe gekommen waren; dann, als sie es erreicht, blieb Wanda stehen und lehnte sich bequem dagegen, indem sie den Arm mit der Peitsche auf den Sattel stützte.

»Sie fragten vorher,« begann sie wieder zu reden, als sie sich ein wenig ausgeruht, »warum ich das Maulthier mitgenommen, nicht wahr? Nun denn, darauf antworte ich Ihnen, daß ich es stets mitnehme, wenn ich in die Berge gehe. Es giebt immer besondere Fälle, auf die man rechnen muß. Und diesmal habe ich richtig gerechnet, denn die zufällige Begegnung mit Ihnen ist ein solcher Fall. So – nun wissen Sie es, und da der Weg hier wirklich ein wenig zu steigen beginnt, so setzen Sie sich auf, dann sind wir bald auf der Alp.«

Schon während sie dies ernst und freundlich sprach, hatte sie die Gabel des Damensattels loszuschrauben begonnen und hinter demselben an einem Riemen befestigt, der zu diesem Zweck dort angebracht schien. Dann nahm sie das Plaid, legte es in ein großes Quadrat zusammen und schnürte es mit dem breiten Gurt, der über den Sattel lief, darauf fest. »So,« sagte sie, »jetzt ist der Sitz auch für Sie bequem – nun zögern Sie nicht länger, Sie müssen noch nach Chamouny.«

Herrmann hatte ihrem Thun mit Erstaunen zu gesehen; als sie aber Alles so geschickt wie schnell beendet hatte und er nun sah, daß sie ernstlich mit ihm rede, sagte er:

»Ich habe Ihre Worte bisher für Scherz gehalten und noch jetzt muß ich an ihrem Ernst zweifeln. Sie können doch unmöglich denken, daß ich, ein Mann, reiten werde, wenn Sie, eine Dame, zu Fuß neben mir hergehen müssen.«

Sie sah ihn groß an mit ihren wunderbar blauen Augen und sagte dann fast vorwurfsvoll: »Das ist ja eitel Kinderei, was Sie da sagen. So mögen die Gentlemen in den Londoner Salons sprechen, aber hier in den Bergen gebietet die Natur über die Sitte. Sie sind Patient und ich bin gesund, Sie müssen sich schonen und ich will mir eine tüchtige Bewegung machen, was mein heftiges Temperament bisweilen verlangt – damit ist Alles gesagt und nun zieren Sie sich nicht länger. Steigen Sie auf und dann fort!«

Herrmann trat zurück und zog seinen Hut mit einer Geberde und einer Haltung, die nur zu sehr geeignet waren, Wanda de Saulier noch mehr zweifeln zu lassen, daß Herr Weber ein Kaufmann oder dergleichen sei. »Nein, mein Fräulein,« sagte er, »das bringe ich nicht zu Stande – ich *kann* es nicht!«

»Weil Sie nicht *wollen*, das ist es. Aber Sie haben heute keinen Willen – ich sage Ihnen das. Und nun ernstlich gesprochen: seien Sie nicht eigensinnig, sondern beweisen Sie, daß ein Mann – der Herr der Schöpfung – auch einmal vernünftig sein kann.«

Sie lächelte zwar dabei, aber doch flammte ihr Auge lebhafter auf.

»Der Herr der Schöpfung,« erwiderte Herrmann lächelnd, »ist diesmal zwar Ihr gehorsamster Diener, aber wenn er so *unvernünftig* ist, Ihnen zu widersprechen, so verzeihen Sie ihm.«

»Heißt das, Sie wollen mein Maulthier nicht besteigen, mein Herr?« fragte sie mit lebhaft rollenden Augen.

»Ja, mein Fräulein, das heißtt so.«

»Dann leben Sie wohl, mein Herr, ich nehme Sie nicht weiter mit; aber wenn Sie auf dem Rückwege wieder Etwas bedenken wollen, so sagen Sie sich, daß Sie mir mit Ihrer unzeitigen Galanterie den ganzen schönen Morgen verdorben haben.«

»Ist das Ihr Ernst?« fragte Herrmann mit hochaufleuchtendem Auge.

»Ja, mein Herr, und ich bin Ihnen wirklich böse.«

Herrmann war rasch entschlossen, ihren Willen zu erfüllen. »Gut,« sagte er schnell, »dazu will ich Ihnen keinen Grund bieten. Wenn ein Schatten auf die Art und Weise der Fortsetzung unseres Weges fällt, so habe nicht ich ihn hervorgerufen. Wohlan, ich besteige schon Ihren Grauen, sehen Sie da!« Und mit gewandter Eile, so daß man daraus schon erkennen konnte, daß er es nicht zum ersten Mal that, schwang er sich in den Sattel, und gleich darauf, ohne eines Stachels zu bedürfen, setzte sich das prächtige Thier in flinkere Bewegung als vorher.

Wanda, sobald sie die Augen des jungen Mannes von sich abgewandt sah, brach in ein triumphirendes Trillern aus und sie machte dabei eine Geberde mit der Peitsche

nach dem Voranreitenden hin, die es zweifelhaft erscheinen ließ, ob sie ihm damit drohen oder ihren Triumph über ihren Sieg aussprechen wolle. Heiterer noch als vorher, eilte sie dem Reiter über die Steine und Blöcke nach und bald hatte sie ihn eingeholt, als ihr Grauer eine breite Terrasse erreichte, die, mit dichtem Tannengehölz bedeckt, sich etwa zehn Minuten weit ausdehnte.

Als sie leicht athmend, als habe das Steigen sie nicht im Geringsten angegriffen, bei dem Maulthier ankam, das der Reiter am Zügel festhielt, rief sie fröhlich und in der besten Laune:

»Da sehen Sie, wie schnell sich Alles zum Besten wendet, wenn die Menschen vernünftig sind! Doch nun sind wir wieder die besten Freunde. Jetzt reiten Sie weiter.«

»Befehlen Sie, daß ich noch sitzen bleibe, meine Gnädige?« fragte Herrmann, mit neckender Geberde den Hut lüftend.

»Ja, ich befehle es!« lautete es eben so zurück. »Der Weg steigt gleich wieder und Sie müssen bis zur Sennhütte reiten. Erst da mögen Sie thun, was Sie wollen.«

Während sie nun durch den kleinen Tannenwald, der ihnen nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf das unter ihnen liegende Thal gewährte, hinritten und Herrmann vollkommene Muße hatte, das seltsame Wesen an seiner Seite zu beobachten, ohne jedoch im Stande zu sein, dabei in ihr verschlossenes Innere zu dringen und die Wirklichkeit von dem Schein zu trennen, in den sie ihr persönliches Gefühl zu hüllen verstand, gelang ihm endlich durch eine ganz zufällige Frage, ihr leichtes, nach allen Seiten

hin flatterndes Gespräch, das jedoch immer interessant und unterhaltend blieb, in ein ernsteres zu verwandeln.

»Sie sagten vorher,« begann er plötzlich nach einer kurzen Pause und während der Weg eine Strecke weit ziemlich eben blieb, »Sie wollten noch weiter als bis zur Sennhütte gehen. Darf ich fragen, wie weit das ist, damit ich danach die Zeit berechnen kann, wann ich etwa in Chamouny sein werde?«

Sie wandte ihm schnell ihr vom Gehen, Steigen und Sprechen warm erröthetes Gesicht zu und versetzte nach kurzem Bedenken:

»O, das wird nicht sehr weit sein und Sie müssen einige Minuten auf der Sennhütte auf mich warten, wenn Sie mich nicht an mein heutiges Ziel begleiten wollen. Ich setze nämlich voraus, daß Sie nicht so unritterlich sein werden, denn Sie sitzen ja jetzt hoch zu Roß – mich oben zu verlassen und Ihren Weg in bärbeißiger Stimmung, daß ich Sie von Ihrem Ziele ein wenig abgelenkt, allein fortzusetzen.«

»Das ist meine Absicht durchaus nicht, allein ich liebe die Klarheit in allen Dingen. Also bitte: belehren Sie mich.«

Wanda blicke einen Augenblick zur Seite, schöpfte tief Athem und dann versetzte sie mit ihrem natürlichen freundlichen Lächeln:

»Diese Klarheit soll Ihnen zu Theil werden, so weit ich sie zu geben vermag. Es ist aber eine Vertrauenssache, und daraus, daß ich sie Ihnen mittheile, werden Sie erkennen, daß ich auch in Sie Vertrauen setze. Also kurz

und gut: ich will einen alten Bekannten besuchen, der dort oben auf einer geeigneten Stelle hinter der Sennhütte für heute sein Domicil aufgeschlagen hat.«

Herrmann, dem diese Worte mit einiger Befangenheit vorgebracht schienen, wandte ruhig seinen Kopf nach der jungen Dame um und in demselben Augenblick glaubte er errathen zu haben, wer dieser alte Bekannte sei, der sein vorübergehendes Domicil heute in den Bergen aufgeschlagen hatte.

»So, so,« sagte er lächelnd, »nun, da bin ich neugierig, das Weitere zu hören.«

»Es soll Ihnen nicht lange mehr entzogen werden,« lautete die mit wieder sicherer Stimme gegebene Antwort. »Es ist der französische Maler, den ich besuchen will, und dessen Bekanntschaft Sie schon gestern hätten machen können, wenn Sie nicht so – schlafselig gewesen wären. Der arme Mensch ist zwar wieder leidlich hergestellt, aber sein Zustand flößt mir doch einige Sorge und auch Mitleid ein, so daß ich ihn trösten zu müssen glaube.«

»Trösten? Hat er denn etwa Kummer?«

»O ja, den hat er,« sagte sie mit einem Zögern. »Aber warum zaudere ich denn,« fuhr sie mit einem Mal schneller zu sprechen fort, »Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen, da sie ja ganz alltäglich ist. Mit einem Wort, der arme Mensch hat sich Etwas in den Kopf gesetzt, was nicht hinein gehört, das heißt, er hat, wie man so sagt, eine unglückliche Liebe zu einer Person gefaßt, und das thut mir leid, da seine Kunst, was nicht ausbleiben kann,

endlich darunter leiden wird. Ich bin nämlich – seine Vertraute und er hat mir sein Leid geklagt. Da will ich ihn nun trösten und ihn auf den richtigen Weg der Erkenntniß zu bringen suchen.«

»O,« sagte Herrmann völlig ruhig, »das ist sehr edel von Ihnen. Wer ist denn der Gegenstand seiner unglücklichen Liebe?«

Es folgte eine kleine Pause, ehe die sichtlich etwas verlegene Antwort aus ihrem Munde kam: »Das ist eigentlich zu viel von Ihnen gefragt; man muß in dergleichen Dingen etwas vorsichtig sein. Indessen will ich Ihnen so viel sagen, daß dieser Gegenstand ein für ihn unerreichbarer ist, also nehmen Sie an, etwa – eine verheirathete Frau.«

»Das ist freilich übel,« erwiderte Herrmann, ohne im Stande zu sein, ein flüchtiges Lächeln zu unterdrücken, das ihn in der Erinnerung an Mutter Didier's Plauderei überkam.

»Warum Sie dabei so ironisch lächeln,« fuhr Wanda kopfschüttelnd fort, »weiß ich wahrhaftig nicht.«

»Ich will es Ihnen sagen,« versetzte er. »Daß Ihre Absicht in diesem Fall eine gute ist, bezweifle ich nicht, wohl aber, ob Sie die geeignete Trösterin sind. Haben Sie nicht an die Möglichkeit gedacht, den unglücklich Liebenden auf die eine oder die andere Weise noch gefährlicher zu verwunden, wenn Sie es mit Ihrer Tröstung nicht recht geschickt anfangen? Sie kennen doch die Fabel von der Scylla und Charybdis, wie?«

»O ja, die kenne ich, aber sie paßt nicht hierher. Sie haben einen Fehlschuß gethan.«

»Das passirt dem Menschen oft. Ich wünsche Ihnen, daß Sie heute keinen solchen thun.«

»Befürchten Sie nichts. Ich spare meine Kugeln auf, bis ich sicher bin, zu treffen. Aber, mein Herr,« fuhr sie mit ernsterer Miene fort, »es ist nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mir mein Freundeswerk verleiden wollen – dafür werde ich Sie strafen, gedenken Sie hieran. – Doch nun still davon, wir sind an Ort und Stelle. Hier ist die Alp, dort oben liegt die Sennhütte und die Sennerin steht schon vor der Thür und sieht uns voller Neugierde herankommen.«

Sie hatte Recht. Man war eben aus dem Gehölz getreten und eine sanft ansteigende grüne Matte lag vor ihnen, auf ihrer höchsten Spitze eine Sennhütte zeigend, vor deren Eingang ein stämmiges Mädchen in der hier üblichen Landestracht stand und, die nackten Arme und Hände auf die Hüften gestützt, den Ankommenden mit behäbigem Lächeln entgegen sah, wobei ihr großer Mund sich noch breiter ausdehnte und schon aus der Ferne ein paar Zahnreihen erkennen ließ, wie man sie sich kaum kernhafter und blitzender denken konnte.

Das Maulthier, das bisher ruhig seines Weges gezogen war, hatte kaum die Matte erreicht, so blieb es wiederholt stehen, um sich an dem kräuterreichen Gras zu laben, und dadurch kam Wanda, die etwas lebhafter weiter schritt, ihrem Begleiter um einige Schritte vor. Als sie sich aber der Sennerin bis auf einen kurzen Zwischenraum

genähert, stieß diese einen jodelnden Ruf aus, hob beide Arme grüßend in die Luft und ihr bisheriges Lächeln ging in ein fast schallendes Gelächter über.

»Demoiselle Cath’rin!« rief sie laut herüber, »was sehe ich! Sie kommen, um Ihren alten Schatz zu besuchen und bringen sich gleich einen neuen mit? Haha! Das ist hübsch. Aber galant ist der neue nicht, da er auf Ihrem Grauen reitet und Sie zu Fuß nebenher stolpern läßt!«

Sie hatte ihre im französischen Patois hervorgestößnen Worte noch nicht beendet, da erhob Demoiselle Cath’rin schon abwehrend die rechte Hand und schwang hastig ihre kleine Peitsche.

»Barbarine!« rief sie mit fast zürnendem Gesichtsausdruck, »sei heute nicht so närrisch wie sonst. Wie kannst Du so albern sein und solche dummen Worte laut in die Welt hinausschreien! Bedenke doch, was Du sprichst. Der Herr, der mit mir kommt, ist ein ernster, gesetzter Mann und versteht Deine Späße nicht. Uebrigens ist er krank und darum reitet er, während ich gehe.«

Barbarine machte ein verblüfftes Gesicht, mehr über den Ausdruck in der Sprechenden Antlitz als über deren Worte erschrocken.

»Na, was habe ich denn gesagt,« sprach sie leiser. »Es war ja nur ein Spaß. Aber merkwürdig ist es doch, daß Sie immer nur mit – Kranken zu thun haben.«

Herrmann war unterdeß abgestiegen und hatte sich der Sennhütte genähert.

»Hier haben Sie Barbarine, unsere Sennerin aus Argentières,« sagte Wanda; »sie wird Ihnen gleich ein Glas köstlicher Milch zur Erfrischung bieten. Ich trinke, wenn ich wiederkomme. Nebenbei haben Sie eine herrliche Aussicht und so werden Sie sich über meine kurze Abwesenheit trösten. – Ist Monsieur La Haine oben?« wandte sie sich zur Sennerin, die ihre dreisten Blicke ungescheut auf dem schönen Begleiter Demoiselle Cath’rin’s ruhen ließ.

»Ja, er ist oben,« grinste sie mit weit aufgerissenem Munde. »Er sitzt aber heute dicht bei der Hütte.«

»Wollen Sie mich begleiten?« fragte Wanda Herrmann mit lächelnder Miene.

»Ich danke, mein Fräulein; meine Gegenwart würde dem Getrosteten eben so störend sein wie der Trösterin. Ich ziehe es diesmal vor, ein Glas Milch in Angesicht dieser schönen Aussicht zu genießen.«

»Da thun Sie Recht. Uebrigens bin ich in fünf Minuten wieder hier und dann – dann sollen Sie nach Chamouny gehen. Auf Wiedersehen!«

Sie grüßte auf anmuthige Weise und schlug dann den Weg ein, der hinter die Sennhütte führte, wo in nicht weiter Ferne ein Mann auf einem Stein saß, der einen großen weißen Sonnenschirm über sich ausgespannt hatte und auf einem Blatt Papier zeichnete, während seine Mappe, die auf den Knieen lag, ihm zur Unterlage diente.

Unterdessen hatte die Sennerin, die nach genauer Prüfung »des neuen Schatzes Demoiselle Cath’rin’s« ganz still geworden war, einen Schemel aus der Hütte geholt und

in den Schatten derselben gestellt, Herrmann einen lächelnden Blick zuwerfend, der eine Einladung zum Setzen bedeuten sollte. Dann ging sie wieder in die Hütte und holte ein großes Glas gelblich aussehender Milch, die sie aus freier Hand dem Durstigen reichte.

Herrmann wurde durch den großartigen und prachtvollen Anblick, den ihm sein Sitz bot, sehr bald von den Gedanken abgeleitet, die ihn noch so eben beschäftigt hatten und er gab sich mit vollem Behagen der Betrachtung des erhabenen Naturbildes hin. Der größte östliche Theil der Montblanckette und das liebliche Chamounythal lag hier vor ihm ausgebrettet und er konnte die einzelnen Gletscher zählen, die, mit dem von la Tour beginnend, hier bis zu dem Bossongletscher zu übersehen waren. Sie alle zeigten sich vom goldensten Licht überflutet, denn der Himmel war blau und klar und die Sonne glänzte wie ein feuriger Ballon, der heiße Strahlen über das stille unter ihm liegende Wunderland goß.

Da die Sennerin unaufgefordert an seiner Seite geblieben war, so fragte er sie nach Diesem und Jenem, aber ihre Antworten, in dem seltsamen Patois ihres Landes gesprochen, blieben dem Fremden fast ebenso unverständlich, wie es ihm die Worte gewesen waren, die sie bei ihrer ersten Begrüßung an Demoiselle Cath'rín gerichtet hatte.

So begnügte er sich denn, nur seinen Augen einen Genuss zu gewähren und versprach sich von Wanda's Erklärungen mehr, wenn dieselbe erst wieder zurückgekehrt sein würde.

Allein die ersten fünf Minuten, die sie nur hatte wegbleiben wollen, waren schon lange verstrichen und sie ließ sich noch immer nicht sehen. Es vergingen auch zehn, dann fünfzehn und endlich zwanzig, und auch jetzt kam sie noch nicht.

Herrmann sah nach der Uhr und bemerkte, daß es schon Zehn war, denn das Steigen hatte länger gedauert, als es ihm unterwegs erschienen, und der bisweilige Aufenthalt an einzelnen Stellen hatte auch die Zeit weggenommen.

Endlich war eine halbe Stunde vergangen und Herrmann war eben von dem Schemel aufgestanden, um einen Blick hinter die Sennhütte zu werfen, als die Erwartete wie ein Pfeil in großen Sprüngen und sich geschickt dabei ihres Alpstocks bedienend, um die Ecke derselben gelaufen kam. Fast atemlos, mit flammendem Gesicht und mit fröhlich leuchtenden Augen kam sie Herrmann entgegen geeilt und rief ihm, als sie ihn sah, mit Worten zu, die eben so nahe an Scherz wie an Ernst streiften.

»O, Sie armer Mann! Sie dachten wohl schon, ich hätte Sie ganz vergessen? Aber nein, das ist nicht der Fall und Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich Sie so lange warten ließ. Ich habe nur eine kleine Christenpflicht geübt. – Doch jetzt, Barbarine, gieb mir schnell ein Glas Milch und dann, mein Herr, bin ich bereit, Ihnen den nächsten Weg nach Chamouny zu weisen.«

Ohne die Antwort auf diese Rede Seitens ihres Gefährten abzuwarten, trat sie der träge forschlendernden Sennerin flugs in die Hütte nach, sprach einige flüchtige Worte mit ihr und kam dann mit ihrer Milch wieder zu Herrmann heraus, um sich einen Augenblick auf den Schemel niederzulassen, den dieser vorher eingenommen.

»Wir können jetzt wieder Beide gehen,« sagte sie zu ihm, »falls Sie Lust dazu haben oder nicht zu ermüdet sind. Es geht von hier an immer bergab bis nach dem Dorfe, wo unsere Wege sich scheiden. Oder wollen Sie lieber wieder den *Ritter* spielen?«

Sie lächelte bei diesen Worten, die etwas spitz klangen, und nickte dem jungen Manne doch so vertraulich dabei zu, daß dieser die Worte zurückbehält, die er schon auf den Lippen hatte, und nur freundlich sagte:

»Ich werde gehen, wenn Sie es mir erlauben; man kann auch zu Fuß eben so gut ein Ritter *sein*, wie ihn zu Roß oder vielmehr zu Maulthier *spielen*.«

»Da haben Sie Recht und nun kommen Sie.«

»Aber wollen Sie denn nicht lieber selbst Ihren kleinen Grauen besteigen?«

»Ich – wo es bergab geht? Das würde sich für eine Bergbewohnerin ziemen! O nein, heute berühre ich seinen Sattel nicht mehr, er hat seine Schuldigkeit gethan. Und nun voran, Grauer, es geht nach Hameau des Bois, Du kennst den Weg. – Barbarine, leb' wohl, und vergiß nicht, Herrn La Haine die Milch zu bringen!«

Die stattliche Sennerin verzog ihren gigantischen Mund zu einem grinsenden Lachen und reichte ihre

schwielige Hand der behandschuhten Rechten des Fräuleins hin. »Leben Sie wohl, Demoiselle Cath'rin,« rief sie, »und kommen Sie bald wieder. Weiß es Gott, ich glaube, wenn Sie kommen, freuen sich sogar meine Kühe. Und Sie, mein Herr,« wandte sie sich zu Herrmann, »leben auch Sie wohl und lassen Sie sich von Demoiselle Cath'rin kuriren; die versteht es, die Lahmen gehend und die Blinden sehend zu machen. Nun mit Gott und gute Verrichtung!«

Während Herrmann still lächelnd an Wanda's Seite über die Alp westwärts schritt, um bald einen bergabführenden holprigen Steg zu erreichen, den das Maulthier schon hinunter klomm, sagte Wanda zu ihm:

»Sehen Sie, die kennt mich und weiß, was ich leisten kann. Meine Erscheinung macht sogar den Kühen Freude! Nun ja, das war der Witz einer Sennerin, der ihre Thiere gleich nach dem lieben Gott kommen. – Aber was ist Ihnen denn? Sie sind ja so still geworden?«

»O nein,« erwiderte Herrmann, »ich bin nur in meinen urdeutschen Fehler verfallen, zu denken, wo ich nur sehen, hören und genießen sollte.«

»Was dachten Sie denn eben?«

»Ich möchte wohl wissen, was Ihr Trost bei dem armen Maler da oben gewirkt hat.«

»Ach so, also Sie sind neugierig; doch das sind ja alle Männer. Nun, ich will Sie diesmal befriedigen. Es ging ganz leidlich und besser als ich gedacht. Er ist ziemlich vernünftig geworden und zeichnet heute vortrefflich,

und die Betrachtung seiner schönen Skizze hat mich so lange aufgehalten.«

»Also sein Liebesschmerz hat sich abgekühlt?«

»Ach leider nein, noch lange nicht so, wie es geschehen muß, bis er wieder ist, was ein verständiger Mann sein soll. O, was man mit den Männern für Plage hat! Sie verlieben sich alle nur gar zu leicht. Kein leidliches Gesicht kann sie sehen, so verhimmeln und vergaffen sie sich schon, als ob die Frauen nur allein dazu auf der Welt wären.«

»Wozu sind sie denn sonst auf der Welt,« fragte Herrmann, in ihren leichten, scherzenden Ton eingehend, »als den Männern zu gefallen und sich ihre Neigung zu erwerben?«

»Neigung!« rief Cath'rin mit verzogener Miene aus, »was ist das für ein armseliges Wort! Wie Sie ein solches gebrauchen können! Ich bin Ihr wohlgenieigter u. s. w. fällt mir immer dabei ein, das heißtt, Ihr Garnichts! Haha! Finden Sie denn in einer solchen Neigung irgend etwas Kräftiges, Frisches, Naturwüchsiges?«

»Was für ein Wort soll ich denn nach Ihrem Sinne gebrauchen, um die sanfte Hingebung, die ganze Ergebenheit eines Herzens gegen ein anderes Herz anzudeuten?«

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blick an. Er war halb unwillig, halb spöttisch und doch lag ein schelmisches Lächeln darin. »Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt,« entgegnete sie, »eine halbe Liebe, also eine Neigung und Hingebung und Ergebenheit, wie Sie sie so

eben andeuteten, ist gar keine Liebe, wie ich mir dieselbe denke. Wenn ich einmal das Unglück haben sollte –« und hierbei seufzte sie leise auf – »einen Mann zu lieben, dann würde es nur mit einer Gluth einer Leidenschaft geschehen, die keine Gränzen kennt. Wenn ich die nicht fühlen kann, liebe ich lieber gar nicht. Für ihn aber, den ich liebe, gehe ich in's Feuer oder in's Wasser, wo hin er mich führt, ohne Bedenken, ohne Zögern. Er ist der Nordpol für mein magnetisches Herz, er ist die Sonne, die meinen Tag beleuchtet, und wenn sie untergeht, gehe ich mit ihm unter.«

»Ich weiß es,« erwiderte Herrmann sinnend, »etwas Aehnliches haben Sie mir schon gestern gesagt. Aber da waren Sie der Epheu und er Ihre Eiche, mit der Sie stehen und fallen wollten. Der Tausend auch, mir wird ganzbekommen vor Ihrer Vielgestaltigkeit!«

»Soll das im Scherz oder Ernst gesprochen sein, mein Herr?« fragte sie mit rollenden Augen.

»Natürlich war es nur Scherz, wie ja auch Sie nur mit Ihrer Leidenschaft gescherzt –«

»Ich bitte um Verzeihung, das war Ernst – und wenn Sie dergleichen Gespräche nicht lieben, wie mir scheint, so brechen wir lieber ein für alle Mal davon ab, als daß wir uns zanken. Da – ich muß Sie nur auf andere Gedanken bringen – da ringelt sich der Glacier des Bois herab – sehen Sie doch dieses grandiose Werk! Da oben auf der eingebogenen Stelle liegt das weltberühmte Mer de Glace und da rechts der Chapeau. Eine halbe Stunde weiter über uns nach Rechts und einige tausend Fuß höher

liegt die Flegère, von wo man das Mer de Glace am besten übersieht. Heute kommen wir natürlich nicht dahin, da Sie nach Chamouny wollen. Ist das nicht schön und groß?«

Sie war stehen geblieben und betrachtete mit leuchtenden Augen das unvergleichliche Bild, und neben ihr stand Herrmann, der ihr Entzücken nur theilen und ihre Worte bestätigen konnte. Plötzlich aber fing sie laut an zu lachen, so daß Herrmann verwundert nach ihr hinschau-te.

»Warum lachen Sie denn?« fragte er.

»Ach, mir fällt nur eben jener Engländer ein, der einmal auf der Flegère stand, als noch kein Wirthshaus oben zu finden war, und dort hinüber sah. ›Ist das nicht schön?‹ fragte ihn sein Führer. ›Es wäre schön,‹ erwiderte der Engländer mit traurigem Gesicht, wenn ich nicht solchen Hunger hätte.‹ Und sehen Sie, so geht es mir jetzt auch, ich habe wirklich einen ganz gefährlichen Appetit, und da wir hier oben nichts haben können, müssen wir uns beeilen, hinunter zu kommen. Also schreiten Sie zu – jetzt wird der Weg besser.«

Nach einer guten Viertelstunde noch immer leidlichen Kletterns erreichten sie endlich Hameau des Bois, einen armseligen Weiler, durch den sich die Straße nach Chamouny zog. Als sie vor dem ersten Hause eintrafen, blieb Wanda lächelnd stehen und sagte:

»So, Herr Weber, nun sind Sie wieder auf Ihrer alten Straße und dort liegt Chamouny. Aber sehen Sie einmal da hinüber. Das ist die große Moräne vom Glacier des

Bois und am Ende derselben liegt dieser selbst mit seinen Eisgrotten und der berühmten Quelle des Arveiron. Dicht dabei steht auch ein allerliebstes Wirthshaus, nahe am Eise, und da ist es kühl und frisch. Finden Sie nicht, daß die Sonne auf diese Chaussee wie wirkliches Feuer brennt? Ich dächte, Sie begleiteten mich noch bis nach dem Hause, da wollen wir uns ein wenig stärken. Und haben Sie sich den schönen Gletscher und die Quelle besehen, dann führt Sie ein bequemer Fußsteig durch die Moräne nach Chamouny und Sie sind in einer halben Stunde da. Nun – wollen Sie mir treu bleiben oder untreu werden, nachdem wir so viele Gefahren heute gemeinschaftlich bestanden?«

Sie sah ihn bei diesen Worten so mild freundlich und dann wieder verschmitzt lächelnd an, daß er nicht widerstehen konnte, und so sagte er, sich in sein Schicksal ergebend:

»Ich will Ihnen treu bleiben. Wohlan, auch die Quelle des Arveiron sollen Sie mir noch zeigen, aber dann muß ich an mein heutiges Ziel denken.«

»So gehen wir!« entgegnete sie, sich rasch umwendend, und Herrmann sah nicht das heitere Gesicht und die schelmische Miene, womit sie ihm voranschritt, um dicht bei dem Dorfe die große Moräne zu betreten, die vom Jahre 1820 herrührt, wo der Gletscher des Bois fast bis an das Dorf vordrang und Alles zerstörte und mit seinen Steintrümmern bedeckte, was unter und vor ihm lag.

SECHSTES CAPITEL. AN DER QUELLE DES ARVEIRON.

Ein größeres, öderes Trümmerfeld und eine wüstere, unheimlichere Gegend kann kaum gedacht werden, als diese gewaltige Moräne, welche die Spuren einer Gewalt und Zerstörung zeigt, wie sie nichts Anderes auf der Welt besitzt, wenn nicht das unermeßliche Meer, in dem auch titanische Kräfte walten. Alle Vegetation ist in weitem unübersehbaren Umkreise vernichtet, große und kleine Granitblöcke, von schwindelnder Höhe des Montblanc herabgeschleudert, bedecken zahllos das gelbgraue Gefild, kein Grashalm keimt zwischen ihnen auf und nur hie und da rieseln kleine Rinnale den größeren Gebirgsbächen zu, die alle vom Schnee auf dem Gletscher gespeist werden, wenn die Wärme der allmächtigen Sonne ihn schmilzt und die starren Eisblöcke in silberne Perlen und Bänder auflöst.

Durch diese Wüste, ihren Weg genau kennend, schritt, kletterte und sprang jetzt Wanda ihrem geduldig folgenden Begleiter voran, und um ihm den bisweilen sehr beschwerlichen Weg zu verkürzen, plauderte sie ununterbrochen fort, immer heiter und scherzend und immer zu neuen interessanten Mittheilungen aufgelegt. Herrmann, ohne Zweifel von diesem neckischen Wesen, das in seinen Augen immer mehr die Gestalt eines liebenswürdigen Puck annahm, angezogen, folgte ruhig und still,

theils weil er sich im Innern Rechenschaft über diese seltsame Person ablegen mußte, theils aber auch, weil er bereits eine starke Ermüdung fühlte und das Klettern, Steigen und Springen ihm doch bisweilen den Athem kürzer machte. Nach etwa zehn Minuten aber sah er ein niedliches Blockhaus auf einigen großen Felsblöcken liegen, nicht weit von dem Fuße des ungeheuren Gletschers entfernt, der hier seinen meilenlangen Lauf vom Himmel herunter beendete und in Gestalt eines schwelenden Eisrückens sich allmälig senkte, bis er das Trümmerchaos berührte, das seine eigene Schöpfung und für jetzt das Endziel seiner Laufbahn war.

»Da ist es,« rief Wanda fröhlich, wandte ihr purpurrothes Gesicht nach dem jungen Mann um, und zeigte mit der Peitsche nach dem Blockhause. »Da ist es, ja, und nun wollen wir uns erfrischen, es thut wirklich noth.«

Bald darauf hatten sie das Häuschen erreicht, vor dem das Maulthier auf seine eigenthümliche Art wiehernd und sich schüttelnd still stand, und Wanda sprang die paar Stufen so leichtfüßig empor, als wäre sie eben erst neu gestärkt aus ihrem väterlichen Hause getreten. Bald folgte ihr Herrmann und Beide traten nun in ein kleines Gemach, das von hölzernen Wänden umgeben war und einen Tisch und einige Stühle zeigte.

Kaum hatten sie hier Platz genommen, um sich den Schweiß vom Gesicht zu trocknen, so erschien ein junges Mädchen, freundlich knixend, als sie die bekannte junge Dame sah, und fragte, womit sie den Herrschaften dienen könne.

»Lisette,« sagte Wanda in französischer Sprache, »bringe uns rasch Butter, Brod und Käse, aber recht viel, wir haben Hunger. Auch eine Flasche rothen Wein gieb her, aber er darf nicht zu eisig sein, wir sind heiß.«

In zwei Minuten kam das Mädchen wieder und brachte zuerst den Wein und zwei Gläser, und nachdem Wanda sogleich nach der Flasche gegriffen und die Gläser voll gegossen hatte, sagte sie zu dem jungen Mann:

»Gedulden Sie sich, bis das Brod kommt. Ein Patient, wenn er so erhitzt ist wie Sie, darf keinen kalten Wein trinken – ich muß für Sie sorgen.«

»Aber warum haben Sie mich denn so heiß gemacht?« fragte Herrmann lächelnd.

»Da sehe Einer die Täuschung!« rief sie heiter. »Bin ich die Sonne, die Sie beschien, oder der Fels, den Sie erkletterten? Sind Sie nicht ein Mann – einer der Herren der Schöpfung – der seinen Willen hat? Warum sind Sie denn nicht zu Hause geblieben, wenn Sie sich nicht echauffieren wollten? – Doch still, da kommt das Brod – ah, und die Butter und der Käse sind frisch. Darf ich Ihnen ein Stück zurecht machen?«

Herrmann konnte dem lächelnden Gesicht nichts versagen und er sah ihr nur mit Behagen zu, wie ihre zarten Finger das schwarze Brod mit Butter und Käse belegten und es dann appetitlich auf einem Teller ordneten.

»Da essen Sie!« sagte sie, und während sie noch sprach, biß sie schon mit ihren weißen Zähnen herhaft

in das Brod und verzehrte es mit sichtlichem Wohlbehagen. Dann, nachdem auch Herrmann das erste Stück gegessen, schob sie ihm sein Glas hin, ergriff das ihre und stieß es klingend an das seine.

»Es lebe die Quelle des Arveiron,« sagte sie, »die Sie zwar noch nicht gesehen haben, die Sie aber gleich sehen werden, denn sie sprudelt ganz in der Nähe aus dem Gletscher. Wie schmeckt Ihnen der Wein?«

»Wenn ich ihn auf Ihre Gesundheit trinken darf, ganz gut, sonst ziehe ich meinen heimatlichen guten Rheinwein vor.«

»Ach ja, da haben Sie wohl Recht. Aber hier schmeckt Einem Alles. Na, damit er auch Ihnen munde, trinken Sie immerhin auf meine Gesundheit, mir aber erlauben Sie, daß ich der Ihrigen gedenke, die mehr als die meinige der Stärkung bedarf.«

Sie sagte das voll ernsten Gefühls, was nur selten bei ihr zum Vorschein kam, und Herrmann freute sich mehr über ihren freundlichen Blick dabei, als er sich selbst gestehen mochte.

Nachdem sie nun eine halbe Stunde ausgeruht und Wanda das nicht verzehrte Brod in große Brocken geschnitten, die sie nachher ihrem Maulthier gab, dabei aber ohne Unterlaß geplaudert hatte, sagte sie:

»So, nun wollen wir nach der Quelle gehen. Ich bin neugierig, wie Ihnen das Eisgewölbe gefallen wird, durch welches sie aus dem Gletscher strömt. Jetzt also frisch auf und wieder an die Arbeit!«

Herrmann zog rasch seine Börse, um das einfache Frühstück zu bezahlen; kaum aber hatte er sie auf den Tisch vor sich niedergelegt, so drückte Wanda auch schon ihre Hand darauf und rief:

»Bitte um Verzeihung, das geht nicht. Fremde bezahlen hier nichts, wenn Einheimische zugegen sind. Sie sind heute mein Gast und ich habe Sie hierhergeführt.«

»Ist das Ihr Ernst?« fragte Herrmann, voll in ihr blitzendes Auge sehend.

»Natürlich und ich denke, Sie werden mir das kleine Vergnügen nicht trüben wollen, welches eine Frau empfindet, wenn sie einmal einen Mann zu Gaste hat. Lisette! Komm her, mein Kind, und nimm Dein Geld. So, das ist für Wein und Brod – und das für Dich!«

Das Mädchen knixte und sagte: »*Merci, Demoiselle Cath’rin. A revoir!*«

Vor der Thür streichelte Wanda ihr Maulthier und reichte ihm dann einen Teller mit Brod, das sie mit Wein befeuchtet hatte. Dann, nachdem sie den Zügel an einem Haken am Hause befestigt, damit es ihnen nicht weiter folge, wandte sie sich zu dem sie ruhig beobachtenden Mann und rief:

»Nun kommen Sie, jetzt sind wir abgekühlt genug, um uns der eiskalten Quelle ohne Schaden für Ihre Gesundheit nähern zu können.«

Mit diesen Worten drehte sie dem Blockhause den Rücken und wand sich durch einen zwischen den Trümmern noch erkennbaren und künstlich unterhaltenen Pfad dem Gletscher zu, der sich hier schon bemerklich

machte, indem er von seinen ungeheuren Eismassen eine frische Kühle ausstrahlte.

Die Steinwüste wurde bei jedem Schritt öder, der letzte unter den Granitblöcken hervorkeimende Grashalm verschwand und die Blöcke selbst wurden immer mächtiger und häuften sich so dicht, daß man oft über einen derselben hinweg klimmen mußte. Dabei vernahm man schon das brausende Rauschen eines Wasserstroms der aus bedeutender Höhe herunter kommen mußte, und endlich sah man zur Rechten das wilde zerklüftete Bett des kleinen Arveiron, der sich eine kurze Strecke weiter nach Westen in die mächtigere Arve ergießt, die bald darauf, nach Chamouny gelangend, an reißender Schnelligkeit ihres Flusses noch bei Weitem die pfeilschnell dahin schießende Rhone übertrifft. Zur linken Seite aber behielt man immer den Glacier des Bois im Gesicht, der sich, nachdem er das Eisthor gebildet, aus welchem der Arveiron hervorstömt, allmälig abflachte und auf seiner Oberfläche wie ein eisgrauer Felshügel erschien, dessen innere Structur man nur an einzelnen Stellen, wo Eisstücke abgebrockelt waren, erkennen konnte und hier wie ein Wundergebilde aus Glas erschien, auf dem das überraschte Auge mit Staunen und Verwunderung verweilte.

Endlich aber hatte die rüstig vorankletternde Wanda eine Stelle erreicht, wo sie zu bleiben beschloß, denn hier lag ihr heutiges Ziel unmittelbar vor ihr, und sie setzte sich bequem auf einen platten Felsblock, indem sie ihrem Begleiter einen Wink gab, sich dicht an ihrer Seite niederzulassen.

Dieser gehorchte und blickte in stummer Verwunderung auf das vor ihm liegende Schauspiel hin. Links von den Sitzenden nämlich hatte sich der noch etwa hundertundfunfzig Fuß hohe Gletscher geöffnet und eine Art gewölbtes Eisthor gebildet, aus dessen Grunde der Arveiron laut brausend hervorstürzte. Man sah wie in eine tiefe Halle hinein, in deren Hintergrund eine ewige Nacht herrschte. Weiter vor nahm das Eisgefüge eine dunkelblaue Farbe an, die sich in immer heller werdende Töne abstufte und am Ausgange aus dem Grünen in eine glasfarbige wie Crystall blitzende Lichtfülle überging, in der sich das Sonnenlicht wiederspiegelte, das aus dem klaren Aether mit ungebrochener Kraft niederfiel. Von dem gerundeten Dach des Eisgewölbes hingen mannigfach gestaltete, wie ungeheure Stalaktiten erscheinende Eisgebilde nieder und auf dem Grunde der Schlucht häuften sich durchsichtige Blöcke auf Blöcke an, durch die sich der aus dem Innern des Gletschers strömende Arveiron hindurcharbeiten mußte, um an das Tageslicht und in sein schmales felsiges Bett zu gelangen. Von Zeit zu Zeit lösten sich von dem morschen Gewölbe neue Blöcke los und stürzten mit lautem Gekrach in die Tiefe nieder, das flüssig gewordene Element in glänzenden Cascaden aufwirbelnd und einen feinen Staubregen verursachend, der seine eiskalten Perlen durch den gewaltigen Luftdruck, der hier entstand, bis zu den aus dem Granitblock sitzenden Personen stäuben ließ.

Nachdem Beide mit stummer Bewunderung dies erhabene Naturspiel eine Weile betrachtet, wandte sich Wanda lächelnd zu ihrem Nachbar um und sagte:

»Nun, was sagen Sie zu dieser Scenerie? Bedauern Sie jetzt, einmal gehorsam gewesen und mir bis hierher gefolgt zu sein?«

Herrmann schüttelte den Kopf und versetzte: »Ich bedaure nichts und kann Ihnen nur dankbar sein, mich an diese Stelle gebracht zu haben.«

»Aha, das dachte ich mir. Aber nun fassen Sie einmal das köstliche Farbenspiel dort in der Eisgrotte in's Auge. Ist das nicht schön und erhaben? O für mein Leben gern kröche ich einmal in jene Höhlung, um die dunklen Wunder darin aus der Nähe zu betrachten, aber das geht nicht, es wäre zu gefährlich, da es dort Eisblöcke wie Schneeflocken regnet. Man muß sich mit dem Anblick aus der Ferne begnügen; die tausend Quellen dieses brausenden Eisstromes wird nie ein menschliches Auge sehen, denn Alles zu sehen, was in dem Innern der Erde vorgeht, ist selbst dem unverzagtesten Herzen und dem neugierigsten Auge versagt.

»Ich habe auch mit diesem Anschauen aus der Ferne genug,« erwiderte Herrmann. »Die Bäche und Quellen, wie sie sich dadrinnen aus tausend Röhren und Rinnhallen bilden, denke ich mir, meine Phantasie reicht dafür vollkommen aus, nachdem ich mit Ihrem Herrn Vater gestern die Wasser in der Tiefe des Argentières-Gletschers beobachtet und sie rauschen gehört habe.«

»Ah,« fuhr Wanda nach einer Weile, während sie sinnend dagesessen, fort, »hat er Ihnen dabei auch seine Theorie auseinander gesetzt, wie die Gletscher sich bilden und wachsen und wie sie dann, wenn sie ausgewachsen sind, wie lebendige Wesen nach der Tiefe wandern?«

»Ja, das hat er redlich gethan und ich danke ihm dafür, da mir nun in Bezug auf das Entstehen und Wachsen der Gletscher Alles klar und durchschaulich ist. Nur das ewige Wandern und Fortschreiten der starren Eismassen, wie er es beschrieb und erklärte, wollte mir nicht sogleich in den Sinn.«

»Ha!« rief Wanda freudig, »da reden Sie einmal, wie ich schon oft geredet. Ich begreife seine Theorie der Gletscherbewegung auch nicht. Er nimmt mit den neueren Naturforschern an, daß der Gletscher keine starre und unformbare Eismasse ist, sondern eine nur durch ein eisiges Bindemittel zusammengefügte Masse, die sich, gleichsam wie ein steifer, halbflüssiger Brei fortbewegt und, auf eine geneigte Ebene gelangt, wie alles Flüssige abwärts fließt und so weiter und weiter vorrückt. Aber das ist mir durchaus nicht erklärlich, und man sieht daran, daß man auch den Gelehrten nicht jedes Wort glauben und oft lieber seinen eigenen Verstand zu Rathe ziehen muß, so eigensinnig und widerspruchsvoll die Herren auch immer sind und in ihren Meinungen ebenso von vorgefaßten Urtheilen sich irre leiten lassen, wie andere gewöhnliche Menschen in verschiedenen Lebensverhältnissen.«

Sie sprach das so keck und siegesgewiß, daß Herrmann nicht umhin konnte, zu lächeln und dann die Frage auszusprechen, welches denn ihre Ansicht von der ewigen Gletscherbewegung sei.

»Mein Gott,« rief sie mit lebhaftem Augenaufschlag, »das ist ja ganz einfach und man braucht nur einmal die andere Ansicht zu hören, um sie ganz natürlich zu finden. Schon der alte Saussüre hat sie ausgedrückt, indem er sagt, daß der Gletscher, auf geneigtem Boden herabstürzend, durch die innere Erdwärme unten abschmelze und so, seiner eigenen Schwere folgend, thalabwärts rutsche oder gleite. Ist das nicht eben so einfach wie natürlich?«

»Ja, einfach und natürlich scheint es mir allerdings, allein ich bin zu sehr Laie, um mich für die Richtigkeit des Einen oder Andern entscheiden zu wollen.«

»Ach was Laie!« rief sie heftig. »Jeder Mensch ist in solchen Dingen Laie und das einzige und wirklich Wahre wird nie ein Mensch ergründen. Man muß seinen Augen und seinem Verstande trauen und die sagen mir, was Recht und immer wieder Recht ist.«

»Verzeihen Sie, mein Fräulein,« entgegnete ihr Nachbar bescheiden, »den Verstand, den größeren Verstand und die bessere Einsicht haben vor den andern Menschen doch wohl die Gelehrten voraus, die sich mit solchen Dingen viel eifriger beschäftigen und sie daher viel richtiger durchschauen. Ist es nicht so?«

Wanda lachte. »Aha, ich verstehe, Sie gehören zu den blinden Autoritätsanbetern. Nun, ich gehöre nicht dazu. In vielen Dingen giebt es keine Autorität, da ist Mensch

gleich Mensch und Alle können irren, wie Keiner jemals den Grund aller Gründe erforscht. Doch nun genug von der Wissenschaft. Sie wissen nun, wen und was Sie in mir vor sich haben. Ich zweifle an Allem und nur das ist mir Gesetz und Richtschnur, was ich mit meinen menschlichen Sinnen und Organen als das Gesetzliche und Richtige begreifen kann.«

»Das ist eine gefährliche Stellung, die Sie da in der Welt einnehmen!« bemerkte Herrmann fast schüchtern.

»Lassen Sie mich darauf stehen oder beweisen Sie mir augenscheinlich, daß ich Unrecht habe. Dann *will* ich Unrecht haben, aber bis dahin habe ich Recht. – Doch nun sehen Sie einmal da,« fuhr sie mit leichterem und scherhaftem Tone fort, »da drüben, noch mehr am Fuße des Gletschers, hat Tournier – so heißt der Besitzer jener Hütte, wo wir gefrühstückt, – eine künstliche Grotte in das Eis gehauen. Die ist prachtvoll, und wenn man darinsteht, sieht man, wie der Gletscher im Innern gestaltet ist. Ich könnte Sie leicht dahin führen und Ihnen das natürliche und künstliche Wunder zeigen, allein das darf ich nicht, Sie sind zu erhitzt, und da Sie Patient sind, dürfen Sie sich nicht erkälten. Ueberdies,« setzte sie mit abgewendetem Kopfe und kaum unterdrücktem Lächeln hinzu – »müssen Sie ja heute noch nach Chamouny.«

Herrmann lächelte bei dieser ihm fast ironisch klingenden Rede matt und zog ruhig seine Uhr hervor, die er ihr hinhielt und die fast auf die zweite Stunde nach Mittag wies. Dabei schüttelte er leise den Kopf und sagte:

»Nach Chamouny komme ich heute wohl nicht mehr. Dazu ist es zu spät geworden und, da wir hier, wie Sie vorher sagten, erst die Hälfte des Weges bis dahin zurückgelegt haben, bin ich auch zu müde dazu, denn meine Kräfte sind hinreichend erschöpft.«

»O, das thut mir ja leid,« sagte sie mit einem neckischen Lächeln, »da habe ich Sie am Ende doch von Ihrem Ziel abgehalten. Mein Gott, ja, das ist natürlich, wo hatte ich denn nur meine Gedanken! Ich hatte dies unglückselige Chamouny ganz vergessen. Und nun sind Sie noch dazu ganz erschöpft! Ihre Brust thut Ihnen doch nicht weh?«

»O nein, aber müde bin ich, fast so sehr, wie noch nie. Das Steigen, Klettern, Springen – alles das ist eine ungewohnte Arbeit für mich.«

Wanda lachte herzlich. »Na, davon weiß ich glücklicherweise nichts,« sagte sie. »Ich bin so kräftig und frisch, daß ich gleich denselben Weg noch einmal zurücklegen könnte.«

»Dann haben Sie freilich Muskeln von Stahl,« erwiderete Herrmann, einen raschen Blick über ihre kräftig elastische und doch fein gerundete Gestalt gleiten lassend.

»Sie bestehen nur aus Fleisch, wie die Ihrigen, aber die Gewohnheit und die völlige Gesundheit lassen mich länger ausdauern. – Aber das arme Chamouny,« rief sie und nun ohne Zwang herzlich und laut lachend, »das werden Sie heute also nicht sehen und auch Ihre Briefe werden Sie nicht erhalten und die so nöthigen Schuhe können

Sie nicht kaufen – das ist wirklich fatal! Wie konnte man nur so etwas vergessen, haha!«

Er lachte herzlich mit ihr, dann aber sagte er freundlich: »Ich weiß wohl, wie es gekommen ist. Sie haben mich irre geführt, mich wie ein blinkendes Irrlicht verlockt und von meinem Wege abgebracht. Ich hätte mir das fast denken können, als ich das glänzende Feuer vor mir flackern sah, und wäre ich meiner Ahnung gefolgt, so wäre ich auf dem rechten Wege geblieben.«

Sie wurde plötzlich ernst. »Ihrer Ahnung?« fragte sie mit etwas scharfem Ton: »Haben Sie Ahnungen?«

»Bisweilen – ja!«

»Welche haben Sie jetzt?«

»Daß Sie mich nun endlich wieder mit heiler Haut nach Hause bringen werden,« sagte er lächelnd.

»Ah, darin irren Sie wirklich nicht. Ja, das will ich. Nun, lassen Sie sich durch die Laune Ihres Irrlichts nicht die eigene verderben. Im Ganzen war unsere erste Kletterei doch recht hübsch, nicht wahr? Und dazu hat uns eigentlich der arme La Haine Veranlassung geboten. – Doch, Sie können ja heute immer noch nach Chamouny. Der Tag ist lang.«

»Ich danke, mein Fräulein, die Reiselust ist mir für heute vergangen, und wenn ich zu Hause bin, werde ich nur Lust mich zu ruhen haben.«

»O! Sie können ja auch von Argentières aus fahren. In der ›Krone‹ sind Wagen und Maulthiere zu haben. Und wenn Sie mir ein gutes Wort geben, so spanne ich den

Nachmittag meinen Grauen ein und fahre Sie selbst hinüber.«

»Sie sind sehr gütig; indessen, da ich nun einmal den Weg weiß, werde ich ihn morgen noch einmal antreten und zum zweiten Mal soll das Irrlicht mich nicht in Versuchung führen.«

Wanda lachte laut. »Das ist ja wirklich köstlich, daß mir dieser kleine Streich gelungen!« rief sie: frohlockend in die Hände klatschend. – »Aber morgen,« fuhr sie plötzlich nachsinnend fort, »morgen können Sie auch nicht nach Chamouny. Nein, wahrhaftig, das geht nicht, morgen haben Sie keine Zeit dazu.«

»Warum denn nicht?«

»Weil Sie morgen Vormittag bei mir sein und mir Gesellschaft leisten werden, da ich allein bin. Mein Vater fährt mit La Haine früh nach Chamouny, oder vielmehr nach der Cascade von Daub – da wollen sie wahrscheinlich wieder eine nene Theorie aushecken. Haha! Da kommen Sie also zu mir, frühstücken bei mir und das Andere wird sich finden. Wenn Sie hübsch artig sind, singe ich Ihnen auch etwas vor und so wollen wir den Tag ganz vergnüglich verleben. Das soll meine Kur an Ihnen sein. – Doch nun haben wir genug geplaudert, das Nähere können wir unterwegs verabreden. Jetzt wollen wir aufbrechen und den Rückweg antreten.«

Sie erhob sich, und mit ihr, an allen Gliedern wie zerschlagen, Herrmann. Als er jedoch erst einige Schritte gethan, stellte sich ihre Beweglichkeit bald wieder her

und er konnte ohne Anstrengung der flüchtig und geschmeidig vor ihm her kletternden Wanda folgen. Diese ging nun zuerst nach der Blockhütte, um ihr getreues Maulthier von den Banden zu lösen, das nun, folgsam wie ein Hund, langsam hinter ihr her stieg und schritt, bis man die Moräne überwunden hatte und nun ein kleines Birkenwäldchen erreichte, das in der Nähe des malerisch gelegenen Hameau des Bois seine grünen Laubkronen erhob.

Glühend brannte die Sonne auf die Scheitel der langsam nach Argentières Wandelnden und der Weg dahin war nicht der müheloseste am heutigen Tage. Aber die gute Laune der jungen Leute wurde dadurch nicht getrübt und immer war es Wanda, die mit ihrem nie rastenden Geiste das Gespräch von Neuem belebte, als wäre sie wirklich mit übernatürlichen Kräften und Mitteln begabt, um ihrem Begleiter die Zeit zu verkürzen und ihm den mühsamen Weg, der bald auf-, bald abstieg, in einen angenehmen Spaziergang zu verwandeln, was er ihm, Alles in Allem genommen, auch eigentlich war.

Endlich aber, gegen vier Uhr Nachmittags, sahen sie die ersten Häuser von Argentières vor sich liegen. Als sie in das Dorf eintraten und die Straßenecke erreichten, wo die Wege der von einander getrennt Wohnenden sich schieden, blieb Wanda stehen, reichte Herrmann die Hand und sagte mit ihrem gewöhnlichen schelmischen Lächeln:

»So habe ich Sie denn mit heiler Haut wenigstens nach Argentières zurückgebracht. Etwas müde und lahm zwar,

aber das schadet nichts. Sie können sich nun hinreichend ruhen und die heutige kleine Strapaze wird bald vergessen sein. Das Angenehme von solchen extemporirten Excursionen kommt immer erst nachher. So will ich denn wünschen,« – und sie sprach das mit wahrer Aufrichtigkeit und einem warmen, fast herzlichen Ton – »daß auch Ihre Gesundheit nicht darunter leiden mag. Leben Sie wohl, morgen also, vergessen Sie nicht, sind Sie mein Gast, ich hoffe, Sie um Zehn bei mir zu sehen. Guten Abend!«

Und sie nickte freundlich dabei, wie man es thut, wenn man von einem alten Bekannten scheidet, mit dem man schon Jahre lang in herzlicher Eintracht verkehrt.

Herrmann reichte freundlich lächelnd seine Hand hin, dankte für die erlittene Strafe, die sie ihm ja doch wohl schon gestern zugedacht und, nachdem er einen freundlichen Gruß an den Professor bestellt, trennte er sich von dem heiteren Wesen, das ihm heute eine gewiß unerwartete Ueberraschung gewährt.

Langsam, noch viel langsamer als bisher, schritt er nun seinem Hause zu, noch nicht recht wissend, wie er sich diesen seltsamen Tag zu erklären habe, und so trat er mit seinem sinnenden Gesicht in das Haus, wo Mutter Didier selbst ihm sogleich entgegen kam und ihn verwundert betrachtete, da er so still war und träge wie ein Mensch ging, der eben einer gewaltigen Kraftanstrengung überhoben ist und Gott dankt, im Schatten eines Hauses zu sein, nachdem er dem heißen Sonnenbrand zehn Stunden lang ausgesetzt gewesen.

»Na,« rief die gute Frau ihm entgegen, »Sie kommen ja viel früher wieder, als ich Sie erwartet habe und sehen aus, als ob Sie den Montblanc erklettert hätten! O mein Gott, wie heiß und bestaubt Sie sind, Herr, – der Weg ist Ihnen in der Hitze am Ende doch zu weit gewesen?«

Herrmann lächelte matt. »O nein,« sagte er langsam und mit schwerfälliger Fuß die Treppe nach seinem Zimmer ersteigend, »zu weit war er mir eigentlich nicht.«

»Hat es Ihnen denn in Chamouny nicht gefallen?« fragte sie lebhaft weiter, da sie bald merkte, daß nicht Alles in Ordnung war.

Herrmann stand einen Augenblick auf der Treppe still, warf einen kurzen Blick auf die Frau, und da er ihr neugieriges Gesicht mit einem seltsam lauernden Ausdruck auf sich gerichtet sah, brach er in ein lautes Lachen aus.

»Ich bin ja gar nicht in Chamouny gewesen, Mutter Didier,« sagte er, als er sich ausgelacht.

»Nicht in Chamouny gewesen?« fragte die Alte noch mehr verwundert zurück. »Wahrhaftig!« fuhr sie fort, »Sie haben ja auch keine Schuhe mitgebracht, die Sie sich holen wollten. Aber, mein Gott, wo sind Sie denn sonst gewesen?«

Herrmann lachte wieder »Ich bin an der Nase herumgeführt worden, wie man zu sagen pflegt, Mutter Didier,« sagte er dann, weiter gehend. »Ich habe ein Irrlicht auf den Bergen gesehen, und das hat mich weit von meinem Wege abgelenkt, da ich ihm nachging.«

»Ein Irrlicht? Bei Tage?«

»Ja, das ist eben das Merkwürdige in Ihren Bergen: hier zeigen sich auch bei Tage die Irrlichter.«

Er war in sein Zimmer getreten und setzte sich sogleich nieder, und nun erzählte er kurz, wo er gewesen, ohne jedoch die Person zu nennen, die ihn zu dieser Abweichung von seinem Wege veranlaßt hatte.

»Na, das muß ich sagen!« rief Mutter Didier. »Das ist ja eine wahre Irrfahrt! Sehen Sie wohl, daß ich heute Morgen Recht hatte, als ich sagte, daß man nie wissen kann, was Einem in den Bergen begegnet? Nun aber, Herr, machen Sie es sich bequem, ich werde rasch das Essen besorgen, und dann schlafen Sie, denn Sie sehen ganz erschöpft aus und haben gewiß die Ruhe nöthiger als je.«

So geschah es denn auch. Das schmackhafte Essen ward bald aufgetischt, und nachdem Herrmann wie Jemand gegessen, der zehn Stunden bergauf, bergab geklettert ist, legte er sich auf das Sopha, um, wie er hoffte, sogleich einzuschlafen, denn müde war er genug.

Allein der Schlaf wollte heute nicht auf der Stelle kommen. Die geschauten Bilder von Fels und Eis, die gehörten Worte und die geführten Gespräche tanzten wie phantastische Gestalten vor seinem aufgeregten Geiste hin und her, und sie alle belebte die reizvolle Gestalt und das liebliche Gesicht des neckischen Irrlichts, dem er seine heutigen Erfahrungen verdankte. Nach seiner alten Gewohnheit mußte er sich erst klar über dies Alles werden und so brachte er wohl eine Stunde mit Nachdenken und Grübeln zu, wie es wohl manchem Menschen schon begegnet ist, der eben einen ereignisreichen Tag verlebt

hat und sich in die neue Gestaltung der Dinge, die er vor seinen Augen aus dem Nichts sich erzeugen sieht, nicht gleich finden kann.

Schließlich aber, bevor er wirklich einschließt, mußte er seinen Gedanken unwillkürlich die Zügel schließen lassen und so sagte er, still in sich hinein lächelnd:

»Es war eigentlich Alles recht artig und der kleine Puck hat offenbar ein drolliges Schelmenstück ausgeführt, wenn meine Vermuthung richtig ist, daß das Ganze vorher überlegt war. Hm! Diese Miß Kitty, Cath'rin, Wanda ist wirklich eine Art Elfe und sie hat ihre Rolle als Irrlicht heute meisterhaft gespielt. Ein solch eigenhümliches Wesen, ein Gemisch von origineller Schelmerei, feuriger Kraft und eisernem Willen ist mir noch nie vorgekommen. Man weiß wirklich nicht, wofür man sie eigentlich halten soll. Im Ganzen ist sie unberechenbar, flüchtig wie die Welle, wandelbar wie der Strom der Luft; wo man sie zu tasten und zu erforschen sucht, ist sie nicht zu finden, und wo man sie nicht erwartet, tritt sie wie der Blitz aus der Wolke hervor. – Wie der Blitz!« wiederholte er sinnend. »Hm! Sie trifft und schlägt auch wie der Blitz, mit Wort und Blick, mit Geberde und Miene, und ein handfester Schutz ist dagegen gar nicht zu finden. Ich bin doch wahrhaftig kein Mann von leichter Empfänglichkeit für solche Frauenkünste, aber dieser Puck, diese Lurley hat Netze und Spiegel, die selbst einen festen Fuß umstricken und ein starkes Auge blenden können. Herrmann! Nimm Dich in Acht! Gedenke jener Tage in Ouchy

und Vevey! Da folgte auch Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, und jeder traf bis in's Mark.«

Er hielt in seinem Selbstgespräch inne, sann eine Weile nach und dann sagte er wieder:

»Aber was geht mich Ouchy und Vevey an – bin ich wie dieser barbarische Russe und wie dieser steife Engländer? Will ich etwa von dieser Lurley, was Jene wollten? Nein, das will ich nicht, und ich bin ich. Haha! Das ist ein kleiner Unterschied! Und der Vortheil scheint mir auf meiner Seite zu liegen. – Und doch bei alledem,« fuhr, er wieder nach einer Pause fort, ist sie ein reizendes Geschöpf. Das ist wahr. Sie ist ein schmiegssamer, zäher und dauerhafter Epheu, der, was er einmal umschlungen, wie sie selbst sagt, festhalten wird, auf ewig. Sie hat aber bisher noch keine Eiche gefunden. Ja, die Eiche, die Eiche, die hat sie noch nicht umschlingen können. Hm! O, wenn sie nur ein klein wenig mehr Gemüth hätte oder es wenigstens nur mehr zeigen wollte, denn in der Tiefe ihres Wesens ist es gewiß vorhanden. Aber zu der Entwicklung dieses Gemüths läßt es die leidenschaftliche Flamme ihres Herzens nicht kommen, sie ist nicht Wärme, die belebt und erfrischt, sie ist nur Feuer, das verbrennt und zerstört – und ich, ich bedarf nur der belebenden Wärme, denn mein Herz, das fühle ich so recht in ihrer Nähe, ist von der Ueberfülle von Kälte starr, die mir des Lebens lange Wintertage gebracht haben. O Herrmann, Herrmann – vergiß nicht, daß Du schon viel verloren hast und daß Du nicht noch mehr verlieren darfst – am wenigsten die Achtung vor Dir selbst. Und ließe ich mich hier in einen

Kampf ein und der Sieg bliebe nur zweifelhaft – so wäre es schon eine Niederlage, so gränzenlos, so unheilvoll, daß ich sie mir nicht einmal in der Phantasie ausmalen kann. Also fort von ihr, Gedanken, fort, weit fort – und ja, das sind ja auch alles nur Gedanken – Niemand hört sie, Niemand erfährt sie – denken kann man ja Alles.«

Hier schloß er sein Selbstgespräch, aber die Gedanken, die er so ernst von sich verscheuchen wollte, waren hartnäckig; sie gingen wohl auf eine kurze Strecke davon, aber sie kamen immer wieder und immer mit erneuerter Heftigkeit zurück, bis er endlich, völlig von seinem Denken erschöpft, in einen tiefen Schlaf fiel, aus dem er erst wieder erwachte, als der Abend schon auf die Natur herabgesunken war und das enge Thal zwischen den himmelhohen Bergen tief in Schatten hüllte.

In seinem Zimmer war es noch dunkler als draußen, und doch sah er, als er erwachte, etwas Weißes dicht vor sich auf dem Tische liegen. Er tastete danach und fand, daß es ein Brief war. Sogleich erhob er sich und zündete Licht an. Der Brief war von einer feinen Hand geschrieben, und als er nach der Unterschrift blickte, las er: *»Das Irrlicht von Argentières.«* Die Zeilen desselben aber lauteten:

»Da Sie wahrscheinlich von Ihrem heutigen Gange nach Chamouny zu erschöpft sind, um noch Ihre Nachbarn besuchen zu können, die sich ganz wohl und frisch befinden, und ich also nicht mehr das Vergnügen haben

werde, Sie zu sprechen, so muß ich Ihnen schriftlich mithälen, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich hoffte, Sie morgen früh bei mir zu sehen, aber in Anbetracht, daß Sie vielleicht wirklich wichtige Briefe in Chamouny erwarten und ich in Ihre Angelegenheiten nicht eigenmächtig eingreifen darf – ferner in Anbetracht, daß mein Vater nicht morgen, sondern erst übermorgen nach Chamouny fährt, so gebe ich Ihnen, mein sehr geehrter Herr, für morgen Ihre Freiheit zurück. Gehen oder fahren Sie, wie Sie wollen, nach Chamouny, um Ihre Briefe zu holen und sich ›vernünftige‹ Schuhe zu kaufen, und Sie können überzeugt sein, diesmal nicht wie heute auf Ihrem Wege zu finden

das Irrlicht von Argentières.«

Darunter standen noch die Worte, denn auch Irrlichter scheinen die Nachschriften zu lieben:

»Uebermorgen aber erwarte ich Sie bestimmt um zehn Uhr bei mir zu sehen, wenn Sie meiner Gesellschaft heute nicht überdrüssig geworden sein sollten. Bis dahin sind Sie hoffentlich genug ausgeruht, um möglicherweise wieder Berge erklettern zu können, die Ihnen heute Morgen noch unersteiglich schienen Vertrauen Sie sich ferner nur ›praktischen‹ Aerzten an, die ›Theorie‹ ist auch bei Ihnen bisher nur ›grau‹ gewesen und Ihre Lunge scheint mir, obgleich ich nur ›Laie‹ bin, um hundert Procent besser zu sein, als es sich der gute Doctor Daumont mit aller seiner Wissenschaft träumen ließ. Gute Nacht und – guten Erfolg bei dem Einkauf der bewußten Schuhe!«

Zehnmal wohl las Herrmann diese neckischen Zeilen, und in der That, sie waren wenig geeignet, seine Gedanken von dem lieblichen Gegenstande abzuwenden, der sie verfaßt hatte. So gab er sich denn auch ganz denselben hin, und was er noch bis vor kurzer Zeit unmöglich gehalten, er mußte es sich jetzt als unläugbar eingestehen: wieder war einmal ein Mensch an seinem Horizonte aufgegangen wie eine lichte Wolke und schon beschien diese Wolke ein heller Strahl jenes ewigen Lichts, das nicht nur in Gestalt jenes feurigen Körpers am Himmel schwebt, sondern auch in unsichtbarer Gestalt, aber nicht weniger mächtig und warm, über die Herzen der Menschen gebietet, sie erwärmt und belebt und ganz seltsame Gedanken in dem Hirn derselben erzeugt. Der letzte Gedanke aber, mit dem Herrmann sich heute am späten Abend zur Ruhe legte, war ein ganz seltsamer Gedanke, und, in unsere Sprache übersetzt, möchte er ungefähr lauten. Die Eiche ist ein schöner Baum – und wenn ich zu einem Baum bestimmt worden wäre, so möchte ich wohl – eine Eiche geworden sein!«

SIEBENTES CAPITEL. EIN NEUER VERSUCH, DAS INCOGNITO ZU SPRENGEN.

Wenige Geister, von allen, die in den weiten Gefilden der Natur ihr Wesen treiben, welche schaffen und weben, zaubern und spuken, haben so viele Launen und entwickeln so viele Widersprüche mit den Wünschen der Menschen, wie die Geister der Berge. Am gefälligsten

zeigen sie sich noch, wenn man ihnen blindlings vertraut, dagegen am widerspruchsvollsten und unzuverlässigsten, wenn man seine ganze Hoffnung auf sie setzt und mit ihrer Hilfe etwas Besonderes zu Stande bringen will.

Das sollte auch Herrmann am Morgen des nächsten Tages erfahren; denn wenn er bestimmt auf einen klaren Morgen gerechnet hatte, der ihm seinen Gang nach Chamouny verschönern und verkürzen sollte, so hatte er sich bitter getäuscht. Als er sich früh am Tage erhob, sah er aus seinem Fenster vom sonst so hellleuchtenden Argentières-Gletscher nichts; weißliche Nebel hüllten ihn von der Spitze bis zum Fuße ein und ebenso flatterten dünne Dunstgebilde auf allen übrigen Bergen und senkten sich sogar tief in die öden Straßen des Dorfes hinab.

So blieb es bis sieben, ja bis acht Uhr und erst gegen Neun lichtete sich das Dorf und mit ihm das niedrig gelegene Thal, so daß Mutter Didier ihren Gast zum Antritt seiner kleinen Reise zu überreden wagte, da ja gewiß gegen Mittag die Sonne die Nebel verscheuchen und ihm noch eine gute Aussicht auf die Montblanckette gestatten würde.

Von dieser Hoffnung erfüllt, trat er denn endlich um halb zehn Uhr seinen Gang an, der insofern sich wenigstens günstig gestaltete, als doch die Hitze nicht so drückend wie an den vorhergehenden Tagen war, obgleich die Wärme noch immer einen hohen Grad erreichte und mit dem vorrückenden Tage allmälig wieder größer wurde.

Die Nadeln des Montblanc und die Höhen der Gletscher aber blieben in dichte Schleier gehüllt und nur höchstens bis zur Hälfte derselben konnte der suchende Blick empordringen, während darüber hinaus Alles in undurchdringliche Wolken gehüllt blieb.

Nichtsdestoweniger setzte unser Freund seinen Weg munter und rüstig fort; seine Müdigkeit vom vorigen Tage war völlig verschwunden, ja, er fühlte sich kräftiger denn je, sogar seine Lunge athmete frei und leicht, wenn er den bisweilen steil ansteigenden Weg erkloß, und so zog er endlich um halb Zwölf mit elastischen, kurzen Schritten, wie sie ein Gebirgsbewohner haben muß, in das von Menschen aller Nationen belebte und fast überfüllte Chamouny ein.

Da er die großen, lärmvollen Gasthöfe heute vermeiden wollte und keine Unterhaltung bei fremden Menschen suchte, kehrte er im ersten besten Gasthause ein, das sich ihm an der Straße, die er daher kam, bot, und er fand sich so freundlich darin bewillkommen, daß er dem Zufall, der ihn dahin geführt, dankbar war und für künftige Fälle immer darin einzukehren beschloß. Eigentlich war das kleine Haus eine erst kürzlich eingerichtete Pension für Leute, die sich längere Zeit im Orte aufzuhalten und den Montblanc mit vollem Behagen genießen wollten, ohne sich von der Strömung des Menschengewühls stören zu lassen, allein auch nur wenige Stunden verweilende Gäste nahm man gern auf, namentlich wenn sie mit so freundlicher Miene kamen und so wenige Ansprüche an die Bedienung machten, wie Herrmann Weber.

Bald nachdem dieser sich ausgeruht und erlacht, schritt er in das von Menschen wogende Dorf hinein und begab sich auf die Post, um zuerst nach etwa an ihn adressirten Briefen zu fragen. Hierin sollte er glücklich sein, denn erst am Tage vorher war ein dickes Packet angekommen, dessen Poststempel Montreux lautete und das von der Hand Dr. Daumont's adressirt war.

Herrmann steckte den Brief in die Tasche, um ihn in Ruhe nachher in seinem stillen Gasthause zu lesen, und dann hielt er einen Umzug durch den Flecken selbst, um sich mit der Oertlichkeit desselben vertraut zu machen und dabei einen Laden zu finden, wo er seine kleinen Einkäufe besorgen konnte. Er fand Alles, was er wünschte, auch vortrefflich passende Bergschuhe waren dabei in seinen Besitz gekommen, und um sie bequemer nach Hause bringen zu können, kaufte er eine kleine Reisetasche, in der er alles Uebrige mit ihnen verwahrte.

Da die launenhaften Berggeister bis dahin den Riesendom des Montblanc noch immer mit ihrem Dunstmantel umhüllt hielten, kehrte Herrmann wieder in sein kleines Gasthaus am Eingange Chamouny's zurück und jetzt öffnete er seinen Brief und las ihn gedankenvoll durch.

Er fand neben einigen herzlich grüßenden Zeilen Dr. Daumont's zwei Briefe darin vor, den einen von seiner Mutter in der Heimat, den andern von der gütigen Oberin, seiner Tante, im Hospital der großen Residenz. Ersteren las er zuerst mit pochendem Herzen, denn er meldete ihm umständlich, was Alles in seiner Familie vorgegangen war. Der Eindruck, den er dadurch empfing,

war kein freudiger für ihn. Das große Unheil, welches seinen einzigen Bruder betroffen, stellte sich darin in seinem ganzen Umfange und Zusammenhang mit manchen übrigen traurigen Vorfällen dar, wie sie so oft selbst die glücklichsten Familien heimsuchen. Sein Bruder war tödtlich verwundet und wenig Hoffnung vorhanden, ihn noch lange am Leben zu erhalten. Jedoch sprach sich in dem Schreiben eine wunderbare Fassung der geängstigten Mutter aus und sie ließ ihn den einzigen Trost darin erkennen, daß sie noch *einen* Sohn besaß, der, wie sie vernommen, seiner völligen Genesung mit sicheren Schritten entgegengehe. Sie beschwore ihn bei Allem, was ein Mutterherz aufzufinden vermag, sich zu behüten und ihr wenigstens die frohe Aussicht zu lassen, durch diesen letzten Sohn für alle ihre früheren Verluste entschädigt zu werden.

Herrmann behielt seine ganze männliche Ruhe und Fassung beim Lesen dieses Briefes bei und, nachdem er lange und still über die merkwürdigen Schicksalswendungen der Menschen auf Erden nachgedacht, die auch ihm wieder eine neue Rolle im Leben zu spielen vorzubehalten schienen, öffnete er das Schreiben der Tante, der er eben so wie der Mutter mit herzlicher Liebe und kindlicher Dankbarkeit ergeben war.

Die Zeilen der Oberin athmeten eine viel größere Ruhe bei eben so viel Gemüthstiefe als jene ihrer Schwester. Sie hatte in ihrem christlich gestählten Sinn schon mit der dunklen Gegenwart abgeschlossen und dachte bereits an die in Kurzem tagende Zukunft, bat aber wiederholt den

Neffen, komme was da wolle, sich durch Nichts verleiten zu lassen, seinen Aufenthalt im Süden abzubrechen und einzig und allein an die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu denken. Zu diesem Behufe fügte sie die tröstlichsten Worte bei. Es werde Alles in der Heimat seinen richtigen Gang gehen, wenn Herrmann den Ereignissen auch nicht mit eigenen Augen beiwohne; sie werde dafür sorgen, daß der Sachwalter der freiherrlichen Familie, der ja eben so kenntnißreicher wie zuverlässiger Mann sei, auch in des Neffen Abwesenheit seine Interessen wahrnehme und ihn vertrete in jeder Beziehung und nach jeder Richtung.

Herrmann, durch den Inhalt, die Form und die herzliche Innigkeit dieses Briefes mehr erfrischt und erhoben, als er es für möglich gehalten, ließ sich, um seine augenblicklichen Gefühle und Gedanken treulich auszusprechen, sogleich Papier und Tinte bringen und beantwortete auf der Stelle die beiden Briefe, nach beiden Richtungen hin schließlich den Wunsch aussprechend, alle etwa folgenden Schreiben nach Chamouny zu senden und sich der Adresse ‚Herrmann Weber‘ zu bedienen, da er aus persönlichen und nicht näher zu erörternden Gründen unter diesem Namen in dem von Leuten aus allen möglichen Landen und Ständen wimmelnden Orte vor der Hand und bis zur kühleren Witterung am Genfer-See seinen Aufenthalt genommen habe.

Erst nach sofortiger Abgabe dieser Briefe auf die Post, fühlte sich der junge Mann wieder ganz beruhigt, und nun mit seiner natürlichen Gelassenheit und Ergebung

dem Walten der Zukunft entgegensehend, überließ er sich den Einwirkungen der Gegenwart, obwohl nicht zu läugnen war, daß an diesem Tage und den nächstfolgenden sein Auge ernster blickte, sein Gemüth in bewegterer und reizbarerer Stimmung war, und daß er, in solcher Verfassung, die um ihn vorgehenden Dinge mit ganz anderen Augen betrachtete, sie ganz anders auf sich wirken ließ, als es ohne den von jenen Briefen zurückbleibenden Eindruck vielleicht geschehen wäre.

Nachmittags um vier Uhr, als man gerade in der kleinen Pension zu Mittag speiste, hellte sich plötzlich der Himmel auf; die Sonne drang spät, aber siegreich durch die Wolken und wie im überirdischen Glanz lag nun der große Berg mit seinen gewaltigen Gletschern, Firnfeldern, Domen und Nadeln da und Herrmann hatte noch kurz vor seinem Aufbruch den unbeschreiblichen Genuss, den ein solcher Vorgang in der Natur stets den Herzen der in Chamouny Versammelten und darauf ungeduldig Harrenden bereitet.

Wohl eine Stunde lang stand er vor der Kirche des kleinen Ortes – dem geeignetsten Punkte für solche Beobachtungen – und hielt seine flimmernden Augen auf das erhabene Schauspiel vor ihm gerichtet, und erst, nachdem er Sinne und Herz an demselben vor der Hand reichlich gesättigt, trat er den Rückweg nach der Pension an, um seine kleine Reisetasche dort abzuholen, sie über seinen

Wanderstab zu hängen und, diesen auf die Schulter legend, langsam den Rückweg nach Argentières anzutreten, der diesmal von der leuchtenden Abendsonne beschienen war und ihn bei jedem Schritt neue Wunder erkennen ließ, von denen er sich am Morgen auf dem Hinwege nichts hatte träumen lassen.

Es mochte bald nach acht Uhr Abends sein, die Sonne war schon hinter der Montblanckette verschwunden und vergoldete sie noch mit feurigem Licht, als der einsame Wanderer, in stille Gedanken versunken, eben Hameau des Bois verließ, einen Ort, den er Dank der Führung seines schönen Irrlichts nun schon als einen alten Bekannten begrüßte. Mehr seine Augen zur Rechten nach den Gletschern wendend und weniger auf den vor ihm liegenden Weg achtend, der hier ziemlich eben verlief, bemerkte er erst, als er nur etwa hundert Schritte von ihnen entfernt war, zwei Menschen, die ihm von Argentières her entgegenkamen und sich schon lange gewundert hatten, daß das scharfe Auge des jungen Mannes, wie aus seinem ganzen Verhalten zu schließen, sie noch nicht wahrgenommen habe.

Da hob er plötzlich sein dunkles Auge auf und, wie eine Erscheinung durch eines gütigen Zäuberers Stab ihm vorgeführt, sah er die beiden Gestalten und, auf der Stelle sie erkennend, beschleunigte er seinen Schritt, nahm den Hut ab und schwenkte ihn grüßend in der Luft.

Kaum aber war dies geschehen, so erhob auch die eine der nahe herangekommenen Gestalten ihren Arm, schwenkte ein weißes Tuch grüßend hin und her und gleich darauf ließ sie einen melodischen Jauchzer erschallen, wie nur eine mit gesundem und geschultem Stimmorgan begabte Frau ihn hören lassen kann.

Bald darauf lüftete auch die zweite männliche Person ihren Strohhut und wenige Augenblicke später trafen alle Drei zusammen und begrüßten sich herzlich, einander die Hände schüttelnd und freundliche Worte tauschend, als begegne man sich in einer Wüste und habe sich lange, lange nicht gesehen.

»Da haben wir Sie also doch erwischt,« sagte der Professor de Saulier, denn er war es, der mit seiner Tochter dem jungen Freunde entgegengekommen war, »und wir haben diesmal Beide einen vernünftigen Gedanken gehabt. Als ich vor einer Stunde bei Mutter Didier vorüberkam, stand sie vor der Thür und sah sich sehnüchsig nach ihrem Patienten um, der ihr etwas länger ausblieb, als sie erwartet haben möchte. Da hörte ich denn, daß Sie noch nicht daheim seien, und da kam mir zu rechter Zeit Wanda in den Weg. Sie hatte einen und denselben Gedanken mit mir und so schritten wir Ihnen entgegen, obgleich Wanda eine Zeit lang die Vermuthung hegte,« setzte er lächelnd hinzu, »Sie möchten den Bergweg über die Alp da oben eingeschlagen haben, um sich von Barbarine einen Trunk frischer Milch credenzen zu lassen.«

Herrmann warf einen lächelnden Blick auf die schelmisch nach der Seite hin sehende Wanda und sagte dann:

»Ach nein, mein lieber Herr Professor, so schön es dort oben war, so lasse ich mich doch so bald nicht wieder in die Irre führen, ich habe gestern Abend, zwar immerhin sehr wohlthätige, aber doch ungewohnte Folgen gespürt.«

»Das habe ich mir wohl gedacht,« erwiderte der Professor in heiterster Weise, »und ich habe es auch an einer väterlichen Strafpredigt nicht fehlen lassen, als ich die Kunde davon erhielt. Doch nun ist das ja schon etwas Altes und Sie haben uns heute schon wieder viel Neues zu berichten. Sie sind also wirklich in Chamouny gewesen?«

»Ja,« sagte Herrmann, jetzt weniger auf die Tochter als den Vater achtend, während alle Drei den Heimweg ruhig antraten, »ich war dort, und hier – sehen Sie doch – in dieser Tasche bringe ich die begehrten Bergschuhe und noch manches Andere mit.«

»Das ist prächtig. Aber wie denn? Was sagen Sie denn nun zu dem Montblanc, den Sie doch gegen Abend von Chamouny aus gewiß in seinem ganzen Schmuck und Glanz gesehen haben?«

Herrmann, wieder zu seinem früheren Ernst zurückkehrend, sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: »Was soll ich dazu sagen, denn was *kann* man überhaupt darüber sagen? Worte reichen ja gar nicht dafür aus, eben so wenig wie Farben und Bleistift. *Ansingen* möchte ich ihn viel lieber – wenn ich,« setzte er rasch mit einem Nachdruck hinzu, da er das eigentlich nicht sagen gewollt, »wenn ich überhaupt die Kraft und Fähigkeit besäße, meine Empfindungen in Tönen von mir zu geben.«

»Da haben Sie Recht,« sagte Wanda nachdenklich, »ja, ansingen kann man nur dies Weltwunder, und Sie haben mich da auf einen schönen Gedanken gebracht. Die Worte will ich mir schon selbst dazu machen – aber den Componisten, der sie in die rechte Melodie übertragen könnte, finde ich hier leider nicht.«

»Machen Sie die Worte,« warf Herrmann fast scherzend hin, »und geben Sie sie mir, vielleicht gelingt es mir, den Tonkünstler aufzufinden, der sie richtig in die Sprache der Götter zu übersetzen versteht. Ich habe in meiner Heimat einen Freund, der dieser Kunst gewachsen ist und schon manches hübsche Lied componirt hat!«

Wanda's Augen blitzten vor innerem Entzücken, aber sie sagte kein Wort mehr und schien selbst dem Gespräch kaum noch zu folgen, welches sich nun allmälig zwischen ihrem Vater und dem jungen Manne entwickelte.

Endlich aber, nachdem sie nach ihrer Gewohnheit still vor sich hingetrillert und die Worte für das an den Montblanc gerichtete Lied vielleicht schon gefunden hatte, schenkte sie den Worten der beiden Männer wieder mehr Aufmerksamkeit, aber dabei hatte sie ganz im Stillen das Gesicht Herrmann's studirt, das ihr eigenthümlich beschattet vorkam, und auch seine Worte klangen ihr, als ob sie sich nicht so frei wie sonst aus seiner Seele lösten und als ob irgend ein ernsterer Gegenstand sein Nachdenken und sein Gemüth in Anspruch nähme.

Da hatte sie rasch ihren Entschluß gefaßt, und auf der Stelle, wie bei ihr Alles im Fluge ging, führte sie ihn aus.

»Von der glücklichen Erwerbung Ihrer Schuhe,« sagte sie mit leichtem und dem Vater sehr bald verständlichen Erröthen, »haben Sie schon vorher gesprochen, aber ob Sie, was doch gewiß viel wichtiger ist, Ihre Briefe erhalten haben, davon haben Sie nichts gesagt. Wie steht es damit?«

Herrmann, so unerwartet an seine Briefe aus der Heimat und also auch an deren Inhalt erinnert, wurde plötzlich auffallend ernst und einsylibig, und ohne die sofort sich bemerkbar machende Spannung Wanda's wahrzunehmen, sagte er mit ruhigem, doch gedämpftem Ton, da sein Gemüth auf der Stelle in einige Erregung gerieth:

»O ja, ich habe sogar zwei, einen von meiner Mutter und einen von deren Schwester, meiner Tante, erhalten.«

Es folgte ein kurzes Schweigen auf allen Seiten. Der Professor schaute nach den Bergen hinüber, deren Spitzen sich eben mit der rosigen Gluth der scheidenden Sonne färbten, und seine Tochter blickte noch immer forschend auf Herrmann hin, der still vor sich geradeaus sah, ohne den inneren Kampf zu gewahren, den sonder Zweifel so eben die Neugierde seiner schönen Nachbarin bestand.

»Ich weiß nicht,« sagte diese da mit leicht vibrirender Stimme und einem etwas erzwungenen Lächeln, »warum ich in Bezug auf diese Briefe etwas mißtrauisch bin. Entweder,« setzte sie mit schalkhafter Miene und doch deutlicher Unruhe hinzu, »zweifle ich, daß dieselben richtig an ihre Adresse gelangt sind, oder – ich bin ihnen böse, daß sie mir Ihre Stimmung verdorben haben, denn daß

irgend etwas Mysteriöses in Ihnen vorgeht, habe ich auf der Stelle bemerkt, als Sie vorher vor meine Augen traten.«

Herrmann wandte sein sprechendes Auge voll auf die also Redende und in seiner Antwort, die er ernst und ruhig sprach, gab sich eine bei ihm seltene Weiche kund, die gegen das Ende seiner Worte fast einen wehmüthigen Anhauch erhielt.

»Ihr Zweifel ist nicht gerechtfertigt,« sagte er, indem er den erhaltenen Brief aus der Tasche zog und ihn so gegen Wanda hinielt, daß sie deutlich die Adresse desselben lesen, aber zugleich auch mit ihrem schnellen und scharfen Blick die ihr bekannten großen Schriftzüge Dr. Dau-mont's erkennen konnte, »denn sehen Sie hier – da ist der Brief. Was aber Ihre Bemerkung in Bezug auf die Veränderung meiner Stimmung betrifft, so ist sie leider nur zu richtig, da ich gestehe, daß diese Briefe Manches enthalten, was mir unerwartet gekommen ist, ja, was mich heute den ganzen Tag tief bewegt und sogar geschmerzt hat.«

Der Professor, der nicht wie seine Tochter die Adresse des Briefes: »An Herrn Herrmann Weber in Chamouny, Poste restante« lautend, gelesen hatte, kehrte sich bei diesen Worten schnell zu dem Redenden um und sagte:

»O, das ist ja übel! Betrübendes auf einer Reise zu erfahren, die man zu einem ganz entgegengesetzten Zweck unternimmt, ist doppelt unerfreulich. Ich will jedoch hoffen, daß das Ihnen verkündete Unheil vorübergehend sei und Sie nicht lange beschäftige.«

»Wer kann es wissen!« versetzte Herrmannträume-
risch. »Die Wolken des Lebens kommen eben so zwenig
auf unser Geheiß, wie sie sich auch wieder schnell auf
unsern Wunsch entfernen.«

»Da haben Sie wohl Recht, lieber Freund, und leider
giebt es im Leben mehr Wolken- als Sonnentage.«

»Die Herren fangen schon wieder an, über das Leben
zu philosophiren,« begann Wanda von Neuem, die unter-
deß Zeit gehabt hatte, sich von ihrer neuen Entdeckung
zu sammeln und bereits wieder einen frischen Anlauf zu
ihrem nie aus dem Auge gelassenen Ziele nahm. »Sie
sollten Beide lieber den schönen Abend genießen und
das *Carpe Diem* beherzigen, das uns Allen der römische
Dichter so warm an's Herz gelegt hat.«

»Der Tausend!« sagte Herrmann, sich mit stillem Lä-
cheln zu ihr wendend. »Nun fangen Sie auch an Latei-
nisch zu sprechen. Sie sind in der That in vielen gangba-
ren Sprachen zu Hause, mein Fräulein.«

»Das verdanke ich meinem guten Vater,« rief diese, »er
hat mich von Kindheit an in allen Sprachen unterrichtet,
um mir seine liebevolle Zärtlichkeit auf die verschieden-
ste Weise ausdrücken zu können.«

Der Vater nickte ihr herzlich zu und umfaßte sie mit
dem linken Arm, da sie an dieser Seite neben ihm ging.

»Ja, ja,« fuhr sie gegen Herrmann gewendet fort, »ich
bin von jeher ein recht verzärteltes Kind gewesen und so
ist es kein Wunder, daß aus mir das seltsame Gemisch
von Starrköpfigkeit und Milde geworden ist, als welches
Sie mich jetzt vor sich sehen.«

»Da Sie das selbst sagen,« versetzte Herrmann mit einem eigenthümlichen Blick auf den kopfschüttelnden Vater hin, »so möchte man versucht sein, es zu glauben.«

»Glauben Sie es dreist,« rief der Professor, »denn wenn Wanda von sich selbst und ihren Eigenschaften spricht, spricht sie immer die Wahrheit.«

»Das halte ich für eine Tugend!« bemerkte Herrmann ruhig.

»Ueben Sie diese Tugend auch selbst?« fragte da der schelmische Puck neben ihm mit einem unaussprechlich reizvollen Lächeln.

Herrmann erwiderte es mit einer gewissen Verlegenheit, ehe er antwortete: »Was bei dem Einen eine Tugend ist, kann unter Umständen bei dem Andern ein Fehler werden. Im Ganzen aber übe ich die Tugend: *wahr zu sein*, immer, obwohl ich eben unter Umständen – genöthigt werden kann, nicht immer *wahr zu sprechen*, wo bei ich allerdings stets die beste Absicht verfolge und mir vorbehalte, meinen Fehler später einzugestehen und ihn ungeschehen zu machen.«

Wanda gab bei diesen mit einer gewissen Bedeutung gesprochenen Worten ihrem Vater einen heimlichen Druck mit der Hand, wandte sich dann aber lebhaft zu ihrem anderen Nachbar um und sagte mit der ihr eigenthümlichen schelmischen Miene:

»Da wollen wir einmal sogleich eine Probe anstellen,« – und während ihr Vater einen fast angstvollen Blick auf sie warf, fuhr sie ganz unbekümmert darum weiter fort: »Sie hatten bisher noch gar nicht davon gesprochen, daß

Sie eine Mutter und eine Tante zu Hause haben. Besitzen Sie vielleicht auch eine Frau?«

Ueber Herrmann's bleiches, jetzt aber von der Sonne schon etwas gebräuntes Gesicht flog ein trüber Schatten. Er mochte nicht gern in dies Gespräch verwickelt werden, da jedoch seine Tugend, nur die Wahrheit zu sprechen, jetzt auf die Probe gestellt werden sollte, so wollte er beweisen, daß er sie üben könne und so sagte er, von einem unbestimmten inneren Gefühl fortgerissen, eigentlich mehr als zu sagen nöthig war.

»Nein,« erwiderte er ernst und seine tiefen Stimme zu einem leiseren Klange mäßigend, »ich besitze keine Frau zu Hause und auch Niemand, der es zu werden das Recht oder die Neigung besäße. Ich habe in meinem früheren Leben außer anderen traurigen Erfahrungen auch *die* gemacht, daß das, was man in der Jugend schätzt und verehrt, nicht immer erreichbar ist. Mir ist es wie einem mir bekannten Russen und Engländer ergangen: ich glaubte zu lieben und hoffte auf die Möglichkeit, wieder geliebt zu werden, allein – auch darin theilte ich das Schicksal jener Männer – die betreffende Dame, die nicht zu meiner Nation gehörte, verabschiedete mich oder vielmehr sich auf eine sehr unerwartete Weise und ist jetzt glücklich – an einen Franzosen in Paris verheirathet.«

Der Professor schwieg, vielleicht weil er nicht wußte, was er darauf erwideren sollte. Er nickte nur theilnehmend mit dem Kopf und schaute dann wieder nachdenklich nach den Bergen hinüber.

Nicht ganz anders erging es seiner Tochter. Sie war in der That von den die unläugbare Wahrheit verkündenden Worten betroffen, die sie so eben gehört. Darum schwieg sie, von Gefühlen bewegt, die wir ihr nachzuempfinden nicht versuchen wollen, einige Minuten gänzlich, dann aber sich plötzlich zusammen raffend, nahm sie eine ernstere Miene als vorher an und sagte:

»Nun, ich sehe, Sie können die Wahrheit reden, wenn Sie wollen. Auf die traurige Erfahrung aber näher einzugehen, die Sie uns da eben enthüllt, ziemt mir nicht. – Lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Lebt Ihre Frau Mutter mit Ihrer Frau Tante an einem und demselben Ort?«

»Nein. Das Schicksal hat sie schon in der Jugend getrennt und sie sehen sich höchstens alle zwei Jahre nur einmal, da meine Tante Pflichten zu erfüllen hat, die sie an ihren Wohnort fesseln. Denn während meine Mutter in unserer Heimat in Saaleck lebt, wirkt ihre Schwester – *als Krankenpflegerin* in demselben großen Hospital in der Residenz, in welchem ich fast ein Jahr lang an meinen Wunden darniedergelegen habe.«

»Als Krankenpflegerin?« fragte Wanda mit augenscheinlicher Verwunderung. »Wie soll man das verstehen?«

»Es ist ganz einfach und wie ich sage, mein Fräulein. Sie hat von Jugend aus den Trieb und Drang in sich gefühlt, mit ihren schwachen Kräften der leidenden Menschheit zu nützen und so hat sie die sich ihr darbietende Gelegenheit ergriffen und ist eine Art barmherziger

Schwester geworden, die man bei uns in einem evangelischen Lande Diakonissinnen nennt. Sie macht auch keinen anderen Anspruch an das Leben, als eben nur den: eine barmherzige Schwester zu sein.«

»Das ist ehrenvoll und human!« rief der Professor, während seine Tochter anhaltend schwieg und eine weite Strecke, in tiefes Nachdenken versunken, ruhig fortschritt.

Da auch Herrmann jetzt schwieg und Wanda's Vater keine Neigung zu haben schien, das Gespräch in der begonnenen Richtung fortzusetzen, schritten alle drei Personen, ohne ein Wort zu äußern, auf dem ebenen Wege dahin, bis man bei einer Weudung desselben das Dorf Argentières auftauchen sah, während der nahe Gletscher desselben sich immer höher und gewaltiger von den ihn umgebenden dunklen Massen und dem goldklaren Abendhimmel abhob.

»Ah,« rief da der Professor, wie von einer neuen frohen Aussicht belebt, »da haben wir ja unsere liebe Heimat dicht vor uns. O, wie uns das immer den Geist erfrischt und das Herz erwärmt! Ja, die Heimat ist uns immer das Nächste, Liebste, und ich fühle mich niemals wohler und beglückter, als wenn ich das Dach vor mir sehe, unter dem sich alle meine Sorgen jede Nacht mit mir schlafen legen.«

»Aber sie erwachen auch wieder mit Dir darunter, Papa,« bemerkte Wanda.

»Das freilich wohl, mein Kind, aber wenn ich des Morgens mit ihnen erwache, sind es doch die *alten* Sorgen

nicht mehr. Es sind eben neue geworden, sie haben eine andere Gestalt und oft eine weniger traurige angenommen, als sie am Abend zu haben schienen.«

»Da haben Sie wohl Recht,« fiel Herrmann ein. »Auch ich stimme Ihnen bei, und ich hoffe, diese Erfahrung auch morgen an mir wiederholt sehen zu können.«

Der Professor stand einen Augenblick still, als besinne er sich auf Etwas. »Da Sie von morgen reden,« sagte er dann, »so fällt mir ein, daß ich morgen von Argentières abwesend sein werde, und meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie so gütig sein wollen, ihr statt meiner Gesellschaft zu leisten. Das ist recht, das freut mich, da hat nicht allein sie, sondern auch Sie haben vielleicht einen Vortheil davon. Wanda's munterer Geist wird dazu beitragen, den Rest von Sorge zu verscheuchen, der noch von heute an, wie ich vorher gehört, im Ihrem Herzen wurzelt. Sie versteht es wunderbar, die Nebel zu lichten, die über manchen Höhen schweben, und wenn sie ein Wort bei der Anordnung der natürlichen Dinge mitzureden gehabt hätte, so würde sie, wie ich glaube, die Welt nur in Sonnenschein gehüllt und den ganzen Raum mit melodischem Vogelgesang ausgefüllt haben. Nicht wahr, Cath'rin?«

»Ich weiß es doch nicht,« erwiderte diese gedankenvoll, »ob ich das so unbedingt gethan hätte. Die Nebel sind wie die Sorgen nie ganz zu verbannen, sie stellen sich von selbst ein, denn sie sind das natürliche Resultat weltlicher und menschlicher Verhältnisse – so viel aber

weiß ich gewiß,« fügte sie, das Gesicht mit einem strahlenden Lächeln gegen Herrmann erhebend, hinzu, »daß uns der Sonnenschein und der melodische Gesang der Vögel nur um so süßer erscheinen, je länger die Nebel oder die Sorgen unsren Blick verschleiert haben. – Jetzt aber sind wir zu Hause. Sie werden müde sein, – Herr Weber, und darum laden wir Sie nicht zu uns ein. Ah – da sehe ich auch schon Monsieur La Haine unter den Linden stehen. Das ist gut, das paßt mir. So leben Sie denn wohl, Herr – Weber und treffen Sie morgen pünktlich um zehn Uhr bei mir ein. Sie wissen, das war die zwischen uns verabredete Zeit.«

Herrmann versprach es, dann reichte man sich die Hände und bald waren alle Drei unter ihren heimatlichen Dächern, um sich zu ruhen oder auch über die alten und neuen Sorgen nachzigrübeln, die sich, wie die neuen Nebel auf den Bergen, schon wieder an diesem oder jenem Horizonte zeigten und nirgends ein rechtes Vertrauen aufkommen ließen, daß die erwartete Sonne sie schnell und spurlos verflüchtigen würde.

ACHTES CAPITEL. EIN REVOLUTIONAIRER TAG.

Den Wanderstab in der Hand und die neuen bequemen Bergschuhe an den Füßen tragend, denn er dachte sich wohl, daß es heute wieder etwas zu klettern geben würde, trat Herrmann am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr aus seinem Hause. Wieder lagerten die Nebel dicht und unbeweglich auf den Bergen und nur das Thal war gänzlich davon befreit. Aber die Luft war mild und süß,

nicht der leiseste Windzug bewegte die Blätter und in fast feierlicher Stille lag das friedliche Dörfchen furchtlos am Fuße des furchtbaren Gletschers, der nur bisweilen auf weitabliegender Höhe einen grollenden Ton vernehmen ließ, wenn sich oben ein Schneestück löste und, bald zur Lawine anwachsend, wie es hier alle Tage und Nächte unzählige Mal geschah, donnernd in die Tiefe stürzte, ein Geräusch, an das man sich schnell gewöhnt und welches wie majestätische Orgelmusik erklingt, die vom Himmel herunterdröhnt und das Herz des Hörers mit einem andachtsvollen Schauer erfüllt.

Als Herrmann, langsam gehend und nach allen Seiten die ihm schon bekannten Dorfbewohner grüßend, dem reizenden Schweizerhause auf dem Bergvorsprung am Gletscher näher kam, sah er schon aus der Ferne wieder das verführerische Irrlicht auftauchen, zu dem er heute zu Gaste geladen war, und als er bald darauf in ihr schelmisches Auge blickte, kam es ihm fast vor, als sinne sie schon wieder auf ein neues Abenteuer, und erwachte sich innerlich bereit, demselben mit aller Ruhe entgegenzugehen.

Als auch sie ihn schon die Dorfstraße entlang kommen sah, nachdem sie den Weg des kleinen Abhangs eben verlassen hatte, erhob sie nach ihrer Gewohnheit einen Arm und schüttelte mit ausgebreiteten Fingern auf eine anmuthige Weise die Hand, eine Bewegung, die ihren freundlichen Gruß bedeutete und dem Nahenden verkündete, daß sie in vortrefflichster Laune sei.

»Nun,« rief sie, die letzte zwischen Beiden liegende Entfernung mit elastisch hüpfenden Schritten zurücklegend, »Sie sind wirklich pünktlich und das ist hübsch von Ihnen. Da haben Sie auch meine Hand zum Gruß, Dank und Lohn! Nun aber kommen Sie hinauf. Mein Vater hat mit dem guten La Haine das Feld geräumt und wir haben Platz und Zeit, nach Herzenslust darauf zu turnieren und eine Lanze zu brechen.«

»Wie? Haben Sie es so ernstlich mit mir vor?« fragte Herrmann, als er an ihrer Seite langsam den Bergabhang emporstieg.

»Warten Sie es ab als geduldiger Mann. Wer wird seine Pläne vor der Zeit verrathen! Das wäre doppelter Selbstverrath, wenn man sich bewußt ist, einem hinterhaltigen und stolzen Feinde, wie Sie einer sind, gegenüber zu stehen.«

»Hinterhaltig und stolz?« rief Herrmann verwundert und hemmte einen Augenblick seinen Schritt.

»Ich sage so, ja, obgleich Sie gestern, den Hinterhalt betreffend, einen schwachen Anfang gemacht haben, sich zu bessern. Nun, es ist immer ein Anfang und ich muß ihn lobend anerkennen. Aber der Stolz bleibt stehen, unbeweglich, unverändert. Pah! als ob Sie nicht stolz wären! – Ich weiß zwar nicht, worauf,« setzte sie lachend hinzu, »wer kann das bei einem so zugeknöpften Mann, wie Sie einer sind, so bald ergründen; aber daß Sie es sind, das lehrt jede Ihrer Bewegungen, Ihrer Mienen, das lehren Ihre Worte – und selbst die Worte, die Sie *schweigend*

sprechen – das Letztere verstehen Sie meisterhaft – klingen oder hören sich wenigstens stolz an, wenn man so gute Ohren besitzt, wie ich. Doch, was schwatze ich da für dummes Zeug! Aber wenn ich Sie sehe und zu erkennen glaube, Sie wollen mir etwas Bedeutsames sagen, und doch nichts davon höre, dann befällt mich immer die Lust, mit Ihnen zu scharmützeln, und da muß doch wohl etwas Feindseliges, Herausforderndes in Ihnen liegen, was mich so kampflustig macht.«

Herrmann schüttelte verwundert den Kopf. »Es liegt nichts Feindseliges in mir,« sagte er mild und im Stillen nachsinnend, »weder gegen Andere noch gegen Sie, und wenn ich Ihnen stolz *erscheine*, so trügt ja oft der Schein, wie Sie mir schon selbst gesagt. – Aber da sind wir – o wie niedlich haben Sie das eingerichtet!«

Wanda stand dicht neben ihm und betrachtete, glückselig lächelnd, ihr eigenes Werk, da sie einmal, was sie von diesen Lippen noch niemals vernommen, gelobt wurde. Unter der einen schattenreichen Linde stand ein runder Tisch, mit weißem Damast gedeckt und schon mit Tellern und Gläsern besetzt. Unsichtbare Hände – in diesem Hause schien Alles feenhaft geheimnißvoll zu geschehen – hatten ein kleines Sopha und einen Sessel herausgebracht und Alles, wie es so zierlich geordnet, sah so heimlich und friedlich aus, daß Herrmann, der ein großes Gefallen an häuslicher Behaglichkeit fand, davon auf das Angenehmste berührt ward.

»So,« sagte Wanda mit leuchtenden und überall umher spähenden Augen, »nun setzen Sie sich. Heute wollen

wir, da die Sonne nicht so hell scheint, möglichst viel im Freien bleiben. Wenn wir genug geplaudert und unsere Lanzen stumpf gemacht, heitere ich Sie über Ihre vermutliche Niederlage mit meinem triumphirenden Gesang auf. Dann frühstückten wir und endlich klettern wir ein Bischen auf den Bergen umher, da Sie doch die neuen Schuhe einweihen müssen, die ich da an Ihren Füßen sehe. Beiläufig gesagt,« – und sie warf einen raschen Blick auf sein derbes Schuhwerk – »sehen Sie mir so aus, als ob Sie in Ihrem Leben nur auf einem glänzenden Parquet geschritten wären und mehr Lackstiefel getragen hätten als solche Schuhe, mit denen Sie doch eigentlich nur vor meinen Augen coquettiren wollen.«

Herrmann lachte unwillkürlich über den unnachahmlich scherhaften Ton, mit dem sie das Alles sagte, obgleich er doch herausfühlte, daß sie es im Grunde ernstlich meine.

»Ich trage diese Schuhe heute in der That zum ersten Mal,« sagte er, »und in einer neuen Bekleidung – mag sie das Ganze oder einen Theil betreffen – ist ja jeder Mensch ein wenig coetter als gewöhnlich. Ob die Frauen das von den Männern oder diese von jenen lernen, will ich nicht zu entscheiden versuchen, gewiß aber ist, daß, was uns Beide betrifft, ich noch Viel von Ihnen in dieser Beziehung zu lernen habe, ehe ich mir eine Meisterschaft erringe, die Sie unläugbar besitzen. Da haben wir also schon die erste Lanze gebrochen – Sie verlangten es ja so. – Doch,« fuhr er nach einiger Zeit fort, als er sie still

vor sich niederblicken und mit den kleinen Zähnen leidenschaftlich an der Unterlippe nagen sah, »Sie haben für heute ein herrliches Programm entworfen. Der Tag kann amüsant werden.«

»Als ob das nicht meine Absicht wäre!« rief sie frohlockend. »Natürlich! Ich habe bis jetzt bei Weitem noch nicht alle meine Pläne enhüllt und ich folge darin heute der guten Natur, die mich umgibt. Sehen Sie die Nebel da eben – wissen Sie halb Allwissender schon, was sich hinter diesen Nebeln verbirgt?«

»Ohne Zweifel die Sonne – ja, das weiß ich.«

»Und wenn sie nun heute nicht durchdringt und Ihre Weisheit zu Schanden macht?«

»Dann kommt sie morgen oder übermorgen, oder überhaupt einen anderen Tag.«

Wanda lachte laut. »Das weiß ich freilich auch,« rief sie, »und so sind Sie diesmal nicht allein weise gewesen. Jetzt aber setzen Sie sich – ja, ja, auf das Sopha, dreist, ich habe es ausdrücklich für Sie bestimmt, damit Sie sich recht breit machen und nicht über Unbequemlichkeit in meines Vaters Hause klagen können.«

Herrmann nahm gehorsam den ihm bestimmten Platz ein, kaum aber saß er, so kam mit lautem Freudengeschrei Jean Jacques aus dem Hause gestürzt, der sich von der ihm folgenden Bonne nicht halten ließ, nachdem er vom Zimmer aus den lieben Onkel wahrgenommen hatte. Er flog auf ihn zu, umfing ihn mit beiden Armen, hob

ihn auf seinen Schoß und schaute ihm lange und herzlich in die unbegreiflich schönen Kinderaugen, die denselben Blick und dieselbe Farbe wie die seiner Tante hatten.

»Er hat heute seinen französischen Tag,« bemerkte diese gegen Herrmann hin, »ich bitte also mit ihm nur Französisch zu sprechen.«

»Das ist mir lieb, da habe ich gleich eine kleine Uebung. Aber nun, Jean,« wandte er sich zu dem ihn liebkosenden Knaben, »sieh, was ich Dir hier mitgebracht habe.« Und er nahm ein Papier, welches er vorher vorsichtig bei Seite gelegt, und reichte es, mit schönen Feigen gefüllt, die er der Mutter Didier verdankte, dem Knaben hin.

Dieser nahm das Geschenk dankbar lächelnd, legte es aber bald auf den Tisch und sagte zärtlich: »*Merci, Monsieur*, nachher esse ich sie. Erst muß ich Dich küssen und in Deine dunklen Augen sehen. Großpapa und Cath'rin haben keine solche Augen und Demoiselle Granson auch nicht.«

Herrmann umschloß mit beiden Armen das reizende Kind und drückte es liebevoll an sich, und als er den weichen warmen Körper desselben fühlte, der sich zärtlich an ihn schmiegte, wogte ein Gefühl schauernder Wonne durch sein Gebein, wie er es nie gehabt, und er zog den Knaben immer inniger an sich, dabei die gluthvollen Blicke nicht gewahrend, die Wanda auf das reizende Bild richtete.

»Warum liebst Du denn den Onkel so sehr?« fragte Cath'rin endlich, wie um ihrem gepreßten Herzen etwas Luft zu machen.

»O,« rief Jean, »Du denkst wohl gar, Cath'rin, weil er mir so schöne Feigen mitgebracht hat? Nein, darum liebe ich ihn nicht, obgleich ich sie sehr gern esse. Ich liebe ihn, weil er so gut und schön ist.«

Dabei kraute er ihm mit seinen kleinen Fingern in dem dichten Bart und suchte die Lippen davon frei zu machen, was ihm auch bald gelang, worauf er den Mund des lächelnden Mannes herzlich küßte.

»Sieh doch, Cath'rin,« rief er wieder, »was für einen wunderschönen schwarzen Bart der Onkel hat! – Und wie schön er mich küßt! Cath'rin, Cath'rin – gieb Du dem Onkel auch einmal einen Kuß!«

Herrmann lachte bei diesen unschuldigen Worten des Knaben laut auf; Cath'rin aber, halb verwundert, halb verlegen lächelnd, faßte nach seinem Arm, als wolle sie ihn von Herrmann fortziehen, und rief mit ernster Stimme:

»Du wirst übermüthig, Jean, aber das kommt daher, wenn man Euch Kinder verzieht. Wenn Du nicht artig bist und den Onkel so sehr belästigst, schicke ich Dich fort.«

»O nein, o nein,« bat Herrmann, den Knaben nurenger umschließend. »Lassen Sie ihn doch, er belästigt mich nicht. Feenkinder kann man ja küssen, da man die Feen selber nicht küssen darf.«

Es entstand eine kurze Pause nach diesen Worten, die dem durch den liebevollen Knaben erregten Mann unwillkürlich über die Lippen geschlüpft waren. Cath'rin schien sie kaum gehört zu haben, so ruhig und unbeweglich blieb ihr Gesicht, aber ihr Auge, das jetzt Niemand sehen konnte, funkelte über die zärtliche Gruppe hin, die sich erst nach einiger Zeit löste, als Fräulein Granson erschien und Jean aufforderte, mit ihr in den Garten zu gehen, da er ja Schmetterlinge habe fangen wollen.

»Ja, das will ich,« rief nun Jean. »Soll ich Dir einen holen, Onkel?«

»Ja, hole mir einen,« erwiderte der Gefragte, »und wenn er recht schön ist, schenke ich ihn Deiner Tante.«

»Nein, Du sollst ihn behalten; Cath'rin sieht ihn lieber fliegen als in meinem Netz.«

Herrmann küßte den Knaben noch einmal, dann überließ er ihn der Gouvernante, die sogleich hinter der nächsten Hausecke mit ihm verschwand.

Der Gast saß jetzt still und nachdenklich auf seinem Platz und auch Cath'rin behauptete ihren Sitz im Sessel, wieder an der Unterlippe nagend, als bemühe sie sich, den Eindruck zu vergessen, den die kleine Scene eben auf sie gemacht, vielleicht aber auch, einen richtigen Uebergang zu dem folgenden Gespräch zu finden, auf das sie sich vorbereitet zu haben schien. Endlich hatte sie ihre Ruhe und den Gleichmuth wiedergefunden, der ihr

selbst in kritischen Lagen zu Gebote stand, und mit stillem Lächeln die noch immer funkeln den Augen zu dem Gaste erhebend, sagte sie, wie sonst, so auch diesmal auf den zu sprechenden Namen einen hörbaren Nachdruck legend:

»Jetzt sind wir wieder allein, Herr – *Weber*. Das Feenkind hat uns verlassen und Sie befinden sich einem Menschen gegenüber. Das beherzigen Sie wohl. So wollen wir denn menschlich mit einander reden und Sie können mir einmal Etwas von Ihrer Heimat erzählen, die ich noch nicht zu kennen die Ehre habe. Also frisch mit der Sprache heraus: wo liegt denn eigentlich Ihr Vaterland?«

»In Thüringen, mein Fräulein!« lautete die ruhig und schnell gegebene Antwort.

»Thüringen – das kenne ich nicht. Ich habe aber gehört, der Thüringerwald soll sehr schön sein – ist das wahr?«

»Wunderbar schön, ja, und in dem schönsten Theile desselben liegt mein Geburtsort.«

»Er heißt ja wohl Saaleck, wie Sie gestern Abend sagten, nicht wahr?«

»Ja, so heißt er,« erwiderte Herrmann, in seinen Antworten mit großer Bedächtigkeit verfahrend, da er wohl wußte, wie scharf die Sinne des so fragelustigen Puck waren.

»Hat dieser Ort von der Saale seinen Namen?« fragte Wanda weiter.

»Ja, und sie fließt dicht unter meinem väterlichen Hause hin. Dasselbe hat eine prachtvolle Lage. Herrliche Berge umgürten den Ort, Wälder von bezaubernder Frische umgrünen ihn, Obstgärten drängen sich an Obstgärten und weit, weit in die Runde schweift das Auge und überall ist Fruchtbarkeit und Segen ausgestreut.«

»Das muß ja schön sein. Aber wie sind die Menschen – sind sie alle wie Sie?«

Herrmann lächelte. »Ich weiß nicht, wie ich bin,« versetzte er, »aber ich erinnere mich, nur wenige gefunden zu haben, die – hinterhaltig und stolz sind, wenigstens nicht mehr als überall auf der Erde.«

»Aha! Das war wieder ein Lanzestich. Gut. Ich werde ihn bei Gelegenheit erwideren. Doch wie, ist es wahr, daß die Menschen in Thüringen so musikalisch sind, wie man sagt?«

Herrmann lächelte wieder und da er nicht gleich antwortete, fuhr Wanda hastig fort: »O, lachen Sie mich nicht über meine Dummheit aus. Ich bin ja eine Genferin und nie über die Gränze meines Vaterlandes hinausgekommen, wenigstens nicht nach Deutschland hin. Frankreich habe ich freilich durchflogen und England ziemlich genau kennen gelernt, und jetzt, da wir davon reden, wundere ich mich, als Tochter eines deutschen Vaters, nichts, gar nichts von der Heimat desselben gesehen zu haben. Uebrigens kann kein Mensch Alles wissen und ich bin nur ein Mensch. Doch, beantworten Sie meine Frage in Bezug auf das musikalische Talent Ihrer Landsleute.«

»Das will ich gern, und wenn es Sie erfreut, es zu hören, so sage ich Ihnen, daß es kein Land giebt, wo mehr Musik getrieben wird als gerade in Thüringen. Alle Kinder fast singen von Jugend auf und jedes spielt dies oder jenes Instrument. Auch die Alten treiben es nicht anders und fast jede Vereinigung, jede Zusammenkunft, auch die ernsteste, endet mit Gesang, Spiel und Tanz.«

»O, das muß ja herrlich sein. Ja, das erfreut mich. Ach, Sie glauben nicht, wie sehr ich die Musik liebe. Sie geht mir über Alles. Ein Herz, ein Gemüth, das musikalisch *fühlt* – Sie verstehen mich – das hat mich schon halb gewonnen und ein sympathetischer Zug vereinigt uns. Ich habe oft die Wahrheit empfunden, die Jean Paul ausspricht, wenn er sagt: ›Die Musik ist unter allen Künsten die rein menschlichste, die allgemeinste.‹ Sagt er nicht so?«

»Ich glaube, er sagt es und er hat sehr Recht. Auch ich liebe die Musik – ach ja!« Und er seufzte bei diesen Wörtern, während, ihm unbewußt, seine Wangen schon seit einiger Zeit eine bei ihm ungewöhnliche höhere Färbung angenommen hatten und seine dunklen Augen vor innerer Erregung flammt.

Wanda beobachtete ihn unausgesetzt und ihr fiel diese Erregung wohl auf, obgleich sie keine Bemerkung darüber machte. »Ach, da fällt mir plötzlich ein,« rief sie, »was Sie gestern Abend vom Montblanc sagten: daß Sie ihn am liebsten *ansingen* möchten, wenn Sie könnten,

und Sie versprachen mir, die Worte componiren zu lassen, die ich dazu wählen – ich sage absichtlich nicht dichten – würde. Nun denn, das ist mir den ganzen Abend im Kopf herumgegangen und ich habe einige Verse zusammengestoppelt. Eigentlich sind es nur dumme und erbärmliche Worte und besagen gar nichts, aber in den Worten liegt ja beim Gesange weniger als in den Tönen, das erkennen wir ja schon an den abgeschmackten Operntexten, die doch so wunderbare Genies zu unsterblichen Melodien begeistert haben. Damit Sie nun sehen, daß ich nicht eitel bin und mir wenig aus der tadelnden Kritik der Menschen mache, so will ich Ihnen zeigen, was ich gestern Abend niedergeschrieben. Da ist es und nun lesen Sie es.«

Sie griff in die Tasche und holte ein beschriebenes Blatt hervor, das sie ihm lächelnd hinreichte.

Herrmann nahm das Blatt, lehnte sich in seinen Sitz zurück und las langsam das aus drei Strophen bestehende Gedicht. Während er es las, arbeitete ein mächtiger Drang, das bemerkte seine aufmerksame Gefährtin sehr wohl, gleich einer auf- und absteigenden Gefühlswoge in seinem Innern. Seine Wangen belebten sich noch mehr und auf seiner Stirn zuckten die Muskeln in fieberischer Bewegung. Als er es zu Ende gelesen, fing er noch einmal von vorn an, dann aber, sein dunkles Auge, das augenblicklich glühender als je leuchtete, gegen Wanda erhebend und das Papier zusammenfaltend und in die Tasche steckend, sagte er:

»Es sind fünffüßige Jamben, und die lassen sich, wie Sie wissen, etwas schwer musikalisch behandeln, wie mir wenigstens mein sachverständiger Freund gesagt hat. Doch will ich es ihm senden – sein Geschick darin wird es ja wohl zu Stande bringen.«

»Das will ich hoffen. Aber was sagen Sie zu den Worten?«

»Zu den Worten?« wiederholte Herrmann wie im Traum und mit der Hand seine Stirn beschattend, als denke er schon an etwas ganz Anderes. »Nun, die Worte sind, wie Sie bemerkten, einfach und man könnte allerdings viel mehr über den Montblanc sagen. Allein – sie sollen ja auch nur gesungen werden und – dann freilich, von den Tönen getragen, möchten sie doch zum Herzen dringen.«

»Das will ich ja eben und mit dieser Kritik – so *einfach* und bedingt sie ist – bin ich zufrieden. Doch, da wir gerade eben von der Musik handeln und Sie als Thüringer dieselbe nothwendig lieben, so fühle ich mich aufgelegt, Ihnen ein Lied zu singen. Wollen Sie es hören?«

Herrmann, ohne zu wissen warum, von diesen Wörtern tief erschüttert, konnte kein Wort hervorbringen. Er nickte nur mit dem Kopfe und stand auf, um Wanda zu folgen, die ihm schnell voran in das Haus sprang, um sich in ihrem Zimmer an das Pianino zu setzen und sogleich, ohne der Noten zu bedürfen, ihrem inneren Triebe zu gehorchen.

Herrmann setzte sich weit von ihr entfernt in einen bequemen Stuhl, schloß die Augen und einen Moment darauf war er ganz Ohr und die köstlichen Töne, die er vernahm, brausten in seinem Herzen wieder und beschleunigten dessen Schlag, wie er es lange nicht empfunden hatte.

Die Sängerin sang das wunderbar schöne Ave Maria von Franz Schubert, und diesmal war sie so gut bei Stimme, und ihr Vortrag war so gediegen, ihre Auffassung so richtig, daß das geschulte Ohr des Hörers in einem wahren Genusse schwelgte.

Als sie es zu Ende gesungen, wandte sie sich zu Herrmann um, und da dieser nicht aufblickte, vielmehr die Hand wieder vor die gesenkte Stirn hielt, schwieg sie, begann aber bald von Neuem zu singen, und diesmal stimmte sie den herzerhebenden Gesang von Mendelssohn: »Auf Flügeln des Gesanges« an, den sie ebenfalls vortrefflich vortrug. Diesem Liede, da der Zuhörer unbeweglich blieb und ganz wie geistesabwesend erschien, ließ sie endlich ein drittes folgen, das jubelnde »Frühlingslied« von demselben Meister. Als sie aber auch dies beendet, trat unvermuthet eine Störung ein. Fräulein Granson steckte den Kopf in die Thür und winkte die Sängerin hinaus.

Kaum aber war sie aus dem Zimmer getreten, so änderte sich die Stellung ihres unbeweglichen Zuhörers. Er sprang mit beinahe leidenschaftlicher Heftigkeit auf und schritt mit langen raschen Schritten auf dem Teppich des Zimmers hin und her.

Ja, dieser schöne Gesang, von einer so reizenden Stimme in die Welt gesandt, hatte die eisernen Fesseln seines langen, geistigen Schlummers gesprengt. Alle Liebe für, alle Sehnsucht nach dem Gesang war, wie durch einen Zauberschlag belebt, in ihm wach geworden, und was er so lange mit Gewalt unterdrückt, weil die Nothwendigkeit ihn dazu zwang, quoll und strömte jetzt mit einer Gewalt ohne Gleichen aus seinem Herzen hervor. Es war, als ob eine plötzliche Revolution in seinem Innern losgebrochen wäre und seine Seele wirklich auf den Flügeln des Gesanges mit zum Himmel emporrisse. Anfangs, wie Wanda zu singen begann, wie von einer linden Melancholie gefesselt, schüttelte er das ihn befallende Gefühl mit Macht von sich; nun aber brach es plötzlich wie Sturmesbrausen über ihn herein und ließ sein für die Musik so empfängliches Herz, das er bisher nur mit Mühe in Schranken gehalten, bis in seine Grundfesten erbeben.

»Ja,« sagte er zu sich, immer noch rasch hin und her schreitend, »ich muß, ich muß singen und wenn mir dabei die kaum geheilte Lunge reißt. Wenigstens will ich es versuchen, und wenn mir die Töne noch gehorsam sind, so soll sie – sie, dieses wunderbare, verführerische Irrlicht – mich auch hören, und dann – und dann wollen wir einen schöneren Kampf als mit spitzen Worten kämpfen, dann wollen wir sehen, wer den Preis erringt und – was für einen! Großer Gott – nicht sie allein hat es mir angethan – aber es lebt und glüht und stürmt in ihr Etwas, was ich noch nicht kenne und was mich doch wie mit neuem Lebensodem erfüllt. Herrmann, Herrmann, an

welche neue Klippe bist Du gerathen! Aber diesmal habe ich die Macht – ich fühle es – einen kühnen Sprung über eine gewaltige Kluft zu thun und mir stehen – ja, mir stehen gute Geister bei. Aber ruhig für jetzt, sie darf mich nicht überraschen, mich nicht mit diesen Geberden sehen, sie ist klug und listig und ihre Augen sind scharf und hell. Ha! da fällt mir ihr Gedicht an den Montblanc ein. Daraus kann ich Etwas machen. Sie soll mich damit den Montblanc *ansingen* hören und dann wollen wir sehen, ob die Töne, die ich entsende, den Tönen entsprechen, die in ihrer Brust den Epheu keimen lassen, der sich – still! so weit sind wir noch nicht. Da ist das Klavier – versuchen wie die Melodie, die mir schon tief im Herzen klingt!«

Und er setzte sich rasch an das Pianino, griff eilfertig, aber leise, ganz leise in die Tasten und augenblicklich lösten sich bei seinem großen Genie in dieser Kunst, Melodien los, die er im Innern mit den Worten des von ihr beschriebenen Blattes begleitete, das er vor sich auf das Pult niedergelegt. Nach einer Weile aber war er damit so ziemlich zu Stande gekommen. Hastig steckte er das Blatt wieder ein und sagte, jetzt ruhig im Zimmer hin und her schreitend:

»Es wird gehen, ich fühle es, und ich habe schon fast Alles in mir fertig. Ehe die nächste Sonne über den Gletschern aufgeht, wird das Ganze zu Papier gebracht sein. – Doch nein,« fuhr er nach einer Weile ernsten Nachsinnens fort, »dies Gedicht darf sie nicht zuerst hören, es würde mich ja augenblicklich als den Sänger verrathen,

und ich will die Freude haben, mein Incognito noch eine Weile fortzuspielen. Sie spielt und scherzt ja auch mit mir, warum soll ich es nicht eben so mit ihr thun? Also ein anderes Lied und ein unsichtbarer Sänger muß es singen. – Gut, gut, ich weiß schon, wie und wo. Aber wo bekomme ich eine Guitarre her, die ich nothwendig gebrauche? – O, dafür weiß ich einen Rath – im Nothfall ist Chamouny nahe und dort wird wohl Alles zu finden sein, was ich brauche. Still! – sie kommt. Nun nimm Dich zusammen, Herrmann, und beherrsche Deine Miene. Du bist ja lange genug Hofmann gewesen und jetzt spiele das Vorspiel Deiner würdig, bis der Vorhang aufgeht und die Komödie selber beginnt.«

Er hatte es kaum ausgedacht, so ging die Thür auf und die Tochter des Hauses hüpfte mit ihren gewöhnlichen springenden Schritten wie eine leichfüßige Elfe herein. »Verzeihen Sie die abscheuliche Störung,« rief sie mit hochrothem Gesicht, »aber die Menschen sind wie die Kinder, sie können nicht allein die Hände rühren und man muß bei jeder Kleinigkeit die Gouvernante spielen. Nun sind wir einmal aus der Musik aufgestört und wollen sie auch für heute wie einen lieben Todten begraben, der aber jeden Augenblick wieder seine Auferstehung feiern kann. Wie Sie wissen, berühren sich im Leben die Extreme, und so wollen auch wir jetzt nichts dagegen haben. *Eh bien!* kommen Sie hinaus und geben Sie sich einem kleinen materiellen Genuß hin. Das Frühstück ist unter der Linde aufgetragen und wir wollen es uns schmecken lassen. Darf ich bitten, mein Herr?«

Und sie knixte so anmuthig und neckend vor ihm und krümmte ihren Arm, als wolle sie den seinen darin aufnehmen, daß er auf der Stelle, alle übrigen Gedanken verscheuchend, nur den galanten Cavalier spielte und sie, wie es sich ziemte, am Arm zu dem reichlich besetzten Tisch unter der Linde führte.

Wanda machte auf eine Weise die Wirthin, mit einer Anmuth in Allem und Jedem, und dabei mit einer so in die Augen springenden Gewandtheit und Naivetät, daß Herrmann nie etwas Aehnliches an einer Frau gesehen zu haben sich erinnerte. Sie legte ihm Alles mit eigenen Händen vor, pries ihm mit neckenden Worten bald Dies, bald Jenes an und goß ihm und sich den dunklen Burgunder ein, mit einer Grazie und reizvollen Ungezwungenheit über alle möglichen Dinge plaudernd, daß ihr Gast in kurzer Zeit sein stilles brütendes Wesen verlor und sich dem Genuß der Gegenwart freudig und mit ganzem Herzen hingab.

Als der holdselige Puck aber erst einige Gläser Wein getrunken, da steigerte sich seine sprudelnde Laune bis zu einem Grade und sein elastischer Geist machte so kühne und heitere Gedankensprünge, daß Herrmann sich zusammennehmen mußte, denselben zu folgen und immer mit der Lanze des Humors bei der Hand zu sein, wenn sie ihm mit der ihrigen einen kleinen Stich versetzte und oft nahe daran war, ihn ganz aus dem Sattel zu werfen.

So verstrich ihm die Zeit wie im Fluge und als man sich erfrischt und gelabt hatte und es nun schon gegen zwei Uhr ging, konnte Herrmann auf die Frage, ob es

ihm geschmeckt, aufrichtig und laut das Bekenntniß aussprechen, daß es ihm vorkomme, als ob er eine Mahlzeit in Gesellschaft einer Fee genossen und von einer Fee bedient worden sei, auf eine Weise, wie sie ihm, dem gewöhnlichen Erdenmenschen, noch niemals beschieden gewesen.

»Ach, Sie kommen ja fast auf Doctor Daumont's Sprünge,« antwortete sie hierauf mit heiterem Lachen. »Sie halten mich am Ende auch für eine Fee, wie er – aber eine solche zu sein, habe ich gar keine Lust, die Menschen sind mir lieber, als Nixen und Gnomen, und da ich nun so glücklich gewesen bin, einen musikalisch denkenden und fühlenden Thüringer zu finden, so bin auch ich mit dem heutigen Tage ganz besonders zufrieden. Gesegnete Mahlzeit, mein Herr, und nun können Sie mir einmal zum Dank für die geschickte *Bedienung*, wie Sie sagten, – die Hand küssen, damit ich die Erfahrung mache, wie Ihre Landsleute sich bei solchem Act ausnehmen.«

Herrmann, der seit einigen Stunden ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien und das ernste, gemessene Gepräge verloren hatte, das er bisher im Verkehr mit Wanda gezeigt, lächelte sie bei diesen Worten so glückselig an, daß sie ihn beinahe verwundert anschaute. Dann ergriff er die ihm hingehaltene Hand, beugte sich zu ihr nieder und drückte sanft und leise seine Lippen darauf.

»Aha,« rief sie scherzend, »das war gut gemacht! Sie scheinen einige Uebung darin zu haben. Das war ja, als ob man spanische Grandezza mit französischer Eleganz

verschwägert gesehen hätte. Aber nun, mein Herr, sehen Sie mich mit Ihren verrätherischen Augen, die Jean fälschlich schwarz nennt, da sie nur dunkelbraun sind, nicht so onkelmäßig zärtlich an – ich bekomme sonst Furcht davor – kommen Sie lieber ein wenig in's Freie hinaus, denn wir müssen doch probiren, was Ihre Schuhe leisten, ob sie auf dem Eise festhalten und ob Sie sie überhaupt zu gebrauchen verstehen. Doch warten Sie noch einen Augenblick, ich muß mich erst in meine Bergrüstung werfen und zwei Alpstöcke holen, denn die können wir heute Beide gebrauchen.«

Sie sprang wie ein Reh in das Haus und kam nach wenigen Minuten wieder zum Vorschein, in ihrer Rüstung, wie sie gesagt, und mit zwei langen Stöcken versehen, von denen sie einen an Herrmann abgab, mit dem Bemerk, daß sie nun wirklich mit Lanzen bewaffnet seien. Auf dem Kopfe trug sie ihren Strohhut mit dem breiten Rande, über den Händen gamslederne Stulphandschuhe, und das Kleid von roher Seide hatte sie hoch in Festons aufgeschürzt, so daß man ihre festen Schuhe und das feine Bein sehen konnte, welches nur zum Theil die Spitzen ihrer Beinkleider verhüllten. So sah sie ganz wie das Irrlicht wieder aus, welches Herrmann zwei Tage vorher erschienen war, und wenn er aus ihrer schelmischen Miene eine Folgerung ziehen durfte, so war sie auch heute wie vorgestern geneigt, ihren Gast recht tüchtig in die Irre zu führen.

»Sie sehen ganz verzweifelt unternehmend aus,« sagte er, als er an ihrer Seite den kleinen Bergabhang hinabschritt. »Sie haben doch nicht etwas Halsbrecherisches vor?«

»Wem sollte ich denn den Hals zu brechen Lust haben,« erwiderte sie, »nachdem es mir gelungen, ihn Ihrem Trübsinn zu brechen? Denn daß Sie seit zwei Stunden ganz anders aussehen, das sage ich Ihnen ehrlich, als ob ich Ihr treuster Spiegel wäre.«

»Sie mögen Recht haben. Ich fühle mich frei und leicht wie nie, und was die Hauptsache ist, mein Athem ist fast so kräftig wie früher und ich könnte, glaube ich, mit Ihnen in der Besteigung jedes Berges wetteifern.«

»Wollen wir es einmal versuchen?« fragte sie, stehen bleibend und ihm voll in's Auge sehend, doch gleich darauf fügte sie hinzu: »Nein, ich will es doch lieber nicht, das wäre ein zu tollkühner Versuch und schaden darf Ihnen Ihr neuer Arzt nicht. Daß Sie aber heiterer und leichter sind, als vorher, hat einen anderen Grund. Daran ist allein meines Vaters Burgunder schuld. In *dem* Wein steckt eine Zaubermacht, hat er mir oft genug gesagt, und nun muß ich es glauben, da auch Sie die Wirkung spüren.«

»Der Burgunder ist gut, aber er hat das Wunder nicht allein bewirkt, mein Fräulein. Auch die Art und Weise, wie er credenzt ward, hat dazu beigetragen. Die alten Griechen flochten duftende Blumen um ihre Becher, um auch einen zweiten Sinn zugleich zu befriedigen, da der griechische Wein bekanntlich nicht eben wie Rheinwein

duftet – Sie aber, die keine Griechin sind, haben es Ihren Nixen und Gnomen abgelauscht, wie man heutzutage einen Becher würzt.«

»Schon wieder Nixen und Gnomen – lassen Sie die doch außer dem Spiel, da sie ja bei Tage schlummern und nur des Nachts ihr Wesen treiben. Oder giebt es in Thüringen auch welche, daß Sie an ihren Umgang gewöhnt sind und sich nach dem alten Verkehr sehnen?«

»O, es mag auch wohl dort welche geben, warum nicht? Allein ich habe noch keine gesehen, die irgend eine Aehnlichkeit mit den hiesigen hätten. Mir ist diese Ehre zum ersten Mal erst in Ouchy zu Theil geworden, als ich eine gewisse Fee im Gebüsch am See – so anmuthige Lieder singen hörte.«

»O, lassen Sie doch die Todten ruhen, wir sind ja Beide so gern lebendig!« –

Bei solchem Gespräch waren sie durch die Moräne nach dem Gletscher gegangen und nun sah Herrmann erst, welchen Weg seine Führerin eingeschlagen, da er seine Gedanken bisher ganz wo anders gehabt.

»Wollen Sie wirklich nach dem Gletscher?« fragte er, ihr ruhig durch die umhergeworfenen Steintrümmer nachkletternd.

»Ja, wie Sie sehen, dahin will ich. Ich muß mich abkühlen. Der Gesang, unser Turnier und dann zuletzt der gewürzte Burgunder, haben mir das Blut erhitzt, das an und für sich schon gerade kein Fischblut ist. Also voran, frisch hinauf, aber langsam, vorsichtig und fest getreten! Ich bin Ihr Vorsteiger und Führer und verstehe mein Amt.

Oder sind Sie so ängstlich, daß ich Sie, wie die Bergsteiger es thun, bei gefährlichen Passagen an das Seil binden muß?«

»O nein, gehen Sie nur ruhig voran, ich folge Ihnen getrost. Und wenn eine gefährliche Passage kommt, will ich mir denken, daß uns ein Seil verbindet, dann hält mich schon der Gedanke fest.«

»Also es giebt nach Ihrer Meinung auch unsichtbare und doch haltbare Seile?«

»So gut es unsichtbare und doch sehr fühlbare Ketten giebt.«

»Mich drücken keine und ich werde nie welche tragen!« rief sie, den rauhen und zuweilen schwer zugänglichen Fels an der Seite des Gletschers kühn hinansteigend.

»Auch ich bin glücklicherweise jetzt frei davon, aber wer weiß – was uns Beiden die Zukunft darin aufbewahrt!«

»Pah! Die Zukunft! Wer denkt daran, wenn man auf Fels und Eis geht! Da muß man nur an den gegenwärtigen Augenblick denken, denn der Boden ist trügerisch und glatt und ein einziger Zukunftsgedanke zu unrechter Zeit kann Einen hier in die ewige Zukunft befördern. Also still, – man spricht nicht, wenn man einen solchen Felsen erklimmt.« –

»Was macht Ihr Athem?« fragte sie dennoch nach einer Weile, eine Minute stehen bleibend, nachdem man schon eine hübsche Strecke emporgekommen war.

»Er befindet sich wohl – für jetzt – an die Zukunft darf auch er nicht denken.«

Sie war schon wieder weitergegangen, aber bei diesen Worten blieb sie abermals stehen. »Mit Ihrem Athem muß man eine Ausnahme machen,« sagte sie ernst. »Ist der Weg Ihnen wirklich nicht zu steil und beschwerlich?«

»Noch nicht, schreiten Sie ruhig weiter. Wenn ich nicht mehr kann, bleibe ich stehen und kappe das Seil.«

»Das wäre zu spät. Sie müssen still stehen und das Seil kappen, ehe Sie das Bewußtsein haben, nicht mehr weiter zu können. Doch nun verhalten Sie sich wirklich schweigsam, oder ich binde Ihnen den Mund zu.«

Langsam, von Zeit zu Zeit ruhend, stiegen sie weiter und weiter, bis sie an eine Stelle gelangten, wo sie, von einer unabsehbaren Fülle glühender Alpenrosen umgeben, das Eis betreten konnten und nun, ohne weiter vorzudringen, sich die Spalten und Eisklüfte aufsuchten, in deren Tiefe das schwarze kalte Wasser rauschte und die sich allmälig abstuende, wunderbar blaue und grüne Farbengluth das Auge entzückte.

Da die Sonne noch immer nicht durch das hoch über ihnen schwebende Gewölk gebrochen war, so war die Hitze, namentlich hier auf dem Gletscher, erträglich. Nach kurzer Zeit aber öffnete sich der verschlossene Himmel plötzlich, blauer Aether wurde sichtbar und gleich darauf fiel der erste Sonnenstrahl auf Wanda's Gesicht und umkränzte es mit einem goldenen Rahmen, so daß es in fast überirdischem Glanz und in wunderbarer Schönheit wie verklärt erschien.

»Da ist sie!« rief sie und wandte das reizende Antlitz mit strahlendem Lächeln zu dem ihr Folgenden, der verwundert stehen geblieben war und sein Auge an der herrlichen Erscheinung nicht sättigen zu können schien.

»Ich sehe es an Ihrem Gesicht,« sagte er mit fast feierlichem Ausdruck, »es leuchtet wie Gold und Purpur.«

»Und das Ihre wie Silber und Rosen. Das müssen ein paar seltsame Gesichter sein, nicht wahr?«

»Jeder kann nur das des Andern sehen und so kann ich nur von der Seltsamkeit des einen sprechen,« erwiderte er lächelnd und stützte sich, tief aufathmend, auf seinen langen Stab, dessen Spitze er in das Eis getrieben. Und nun blickten Beide in die weite wundervolle Ferne, auf die im blitzenden Schneegewande glänzenden Gletscher und die violetten Kuppen der rund um das enge Thal ragenden Berge. Und Beide sogen mit allen Sinnen die unvergleichliche Schönheit des Riesengemäldes ein und sie schwiegen, denn wenn der fühlende und sich noch dazu glücklich fühlende Mensch solche Wunder schaut, wie sie sie jetzt schauten, dann wird er schweigsam, als danke er Gott im Stillen, daß er ihm solches Glück gewährt.

Das Turnieren und Lanzenbrechen der beiden Bergkletterer schien sein Ende erreicht zu haben, als sie, leidlich ermüdet, etwa drei Stunden später in glühender Sonnenhitze wieder unter den schattigen Linden eintrafen, und Herrmann glaubte, daß nun auch das Frühstück mit

seinen Folgen zu Ende sei, zu dem er so freundlich zu Gaste geladen war. So schickte er sich denn bald an, seine Abschiedsworte zu sprechen und nahte sich, nachdem er ein wenig ausgeruht, mit abgezogenem Hut seiner jungen Wirthin, um ihr seinen Dank für den schönen Tag zu sagen, den sie ihm bereitet hatte.

»Was fällt Ihnen ein!« rief sie da, fast ernstlich schmolzend. »Sie wollten gehen, mich jetzt schon verlassen?«

»Das wollte ich, ja. Mutter Didier erwartet mich um fünf Uhr, und Sie wissen ja, daß ich unter ihrer Controlle stehe.«

»Was geht mich Mutter Didier an – hier hat sie nichts zu befehlen und ich – ich bitte nur, daß Sie auch bei mir speisen. Es wäre ja abscheulich von Ihnen, wenn Sie mir den so schön begonnenen Tag auf diese Weise zerreißen und das Gute, was Sie bisher gethan, so herzlos zerstören wollten. Mein Vater kommt mit Herrn La Haine erst nach acht Uhr zurück und fünf Minuten vor Acht sollen Sie gnädigst entlassen werden, das verspreche ich Ihnen, denn Ihr beiden Männer – ich meine Sie und La Haine – würdet Euch doch nicht vertragen und ich würde nur Gesichter an Euch sehen, die mir nie an Männern gefallen, die ich auf gleiche Weise begünstige.«

Herrmann machte bei dieser letzten Bemerkung große Augen und fragte ziemlich verwundert: »Woraus schließen Sie denn, daß ich mich mit Herrn La Haine nicht vertragen würde?«

»Weil ich Herrn La Haine kenne. Er ist ein Sonderling und liebt es nicht, daß ein Anderer in der Sonne sitzt, die

nach seiner anmaßlichen Eitelkeit ihn nur allein bescheinen sollte. Und Sie, Sie sehen mir auch nicht danach aus, als ob Sie sich gutwillig in den Schatten drängen ließen. Darum halte ich Sie auseinander und thue nichts, um die Bekanntschaft zu vermitteln. So amüsire ich mich denn mit La Haine, wenn er da ist, und mit Ihnen, wenn Sie da sind.«

»So, so!« versetzte Herrmann mit einem seltsamen Blick – »Sie amüsiren sich! Das ist artig und herzlich aufrichtig gesagt!«

»Amüsiren Sie sich etwa nicht, wenn Sie bei mir sind?« fragte sie scharf und ihre Augen nahmen einen ganz eigenthümlich grollenden Ausdruck an.

»O, ganz über die Maaßen!« rief Herrmann, auf der Stelle gefaßt. »Ich hatte bisher nur nicht das Wort für meine Empfindung gefunden, doch nun, da Sie es mir genannt, finde ich, daß Sie mich vortrefflich belehrt haben.«

»Sehen Sie wohl,« fuhr sie, wieder in den alten leichten Scherz fallend, fort, »nun haben wir uns verständigt. Aber jetzt ernstlich gesprochen – legen Sie Ihre Lanze, die sichtbare und die unsichtbare, bei Seite und seien Sie ein so vernünftiger Mensch, wie Sie es so gut sein können. Wir wollen ja gemüthlich speisen und da darf es keinen Zank und Zwist geben. Und noch Eins hören Sie: Jean Jacques und Fräulein Granson leisten uns Gesellschaft, das heißt mit andern Worten: seien Sie hübsch zahm und friedlich, sonst bekommen sie eine schlechtere Meinung von Ihnen, als sie bis jetzt haben, und ich will

nicht, daß irgend Jemand hier Sie falsch beurtheilt. Fertig! Und jetzt entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich will nur nach dem Rechten sehen, damit Sie nicht bereuen, uns Mutter Didier vorgezogen zu haben. Adieu, auf Wiedersehen!«

Das Essen ging nach Wunsch vorüber. Der Gast war so zahm und friedlich gestimmt, wie es sein Irrlicht nur verlangen konnte, und dieses machte die Wirthin wieder auf eine so reizende Weise, daß Ersterer aus einer Verwunderung in die andere gerieth und nicht begreifen konnte, wie ein und dasselbe Wesen so vielgestaltig sein und aus einer Stimmung in die andere übergehen konnte, ohne jemals die Brücke des Uebergangs erkennen zu lassen. Als man um sechs Uhr abgespeist, zog Fräulein Granson sich mit Jean wieder zurück und nun wurde der Kaffee getrunken, den Wanda selbst vor des Gastes Augen bereitete, mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und einer so geräuschlosen Ruhe, daß vor seinen Augen Alles fast wie durch Zauberei geschah. Dabei blieb sie immer heiter und geistesfrisch, ihre humoristischen Neckereien sprudelten unaufhörlich und die Kräfte und die Lust dazu schienen ihr immer von Neuem zu wachsen, wie unsichtbare Flügel, mit denen sie sich stets über den Boden der Alltäglichkeit erhob und dem Gaste so die Stunden verkürzte, daß er gar nicht an den Ablauf der Zeit dachte. Endlich aber war doch die Stunde gekommen, wo er

an den wirklichen Aufbruch denken mußte, und Wanda selbst machte ihn darauf aufmerksam, als sie einmal zufällig den Blick nach dem Montblanc erhab und sagte:

»Jetzt ist es Acht, Herr Weber, die Lichter auf jenem Schneeberge deuten es mir an; Ihre Uhr ist also abgelaufen und ich muß daran denken, das Gehwerk einer anderen aufzuziehen.«

Herrmann erhab sich auf der Stelle und sein Gesicht nahm einen warmen, fast herzlichen Ausdruck an, als er, den Hut in der Hand haltend, vor seine Wirthin trat und sagte:

»Ich gehorche, wie immer, auch diesmal willig. Aber ich kann nicht scheiden, ohne Ihnen zu sagen, daß Sie mir einen schönen Tag bereitet haben und daß ich Ihnen dafür zu großem Danke verpflichtet bin.«

»So, also sind Sie mit mir zufrieden?« lächelte sie schalkhaft. »Das freut mich. Sie sehen, daß ich nicht immer das bewußte *R* zur Geltung bringe und daß ich ebenso gut Wanda wie Cathrin sein kann. Oder haben Sie darin vielleicht eine andere Meinung, da Sie eben so verschmitzt – ich möchte am liebsten wieder sagen: hinterhältig – lächeln?«

»Im Ganzen,« erwiderte Herrmann, »waren Sie heute Wanda – die Tochter Ihres sanften Vaters, nur bisweilen schallte das *R* von Cath’rin, dem neckischen Irrlicht, wie ein dumpfes Echo aus der Ferne herauf. Aber ein solches Echo klingt oft auch nicht übel und die Abwechselung erfreut ja, wie Sie wissen, des Menschen Herz. So nehmen

Sie denn meinen herzlichen Dank für beide Gestaltungen und grüßen Sie Ihren guten Vater von mir.«

Bei diesen Worten erhob er langsam die rechte Hand, als erwarte er, daß ihm die ihre entgegenkommen werde. Er täuschte sich auch nicht, die ihre erhob sich wirklich ebenso langsam und bald ergriffen sich die beiden Hände und zwei Blicke flogen aus dem einen Augenpaar zu dem anderen, deren Entzifferung überaus schwer gewesen wäre, – so Vieles, aber noch so viel Dunkles, Geheimnißvolles, Räthselhaftes sprach sich darin aus.

»Leben Sie wohl!«

Das waren die letzten Worte, die Beider Lippen eher leiser als laut sprachen, und gleich darauf ging Herrmann Weber in seiner festen Haltung und mit stolzen männlichen Schritten die Dorfstraße hinab, nicht wissend und nicht einmal ahnend, daß zwei scharfe und jede seiner Bewegungen abwägende Augen ihn verfolgten, bis er ihnen durch die Wendung des Weges entzogen ward.

Ueber dem Gehenden und der Zurückbleibenden aber wölbte sich in unendlicher Klarheit der unermeßlich weite und unbeschreiblich blaue Himmel, der sich nur im Westen mit den glühend rothen Tinten bedeckt hatte, den die sinkende Sonne daran zurückläßt. Auf den Gletschern aber regte sich schon der abendliche Spuk. Während ihre Spitzen in rosarother Lohe leuchteten, füllten sich ihre Tiefen und Schlünde mit jenem gespensterhaften bläulich weißen Schimmer, der ihnen alle ihre Reize und Zierden nimmt und sie wie die drohenden Titanen erscheinen läßt, deren Anblick schon Schrecken

und Angst erregt, bis das junge Morgenlicht sie wieder des nächtlichen Mantels entkleidet und sie sein und werden läßt, wozu Gott sie geschaffen: die Zierden der Schöpfung, die Quellen der Erde und nebenbei das unergründliche Rätsel, das alle Augen und Herzen bestrickt und die Geister der Menschen nicht ruhen läßt, bis sie, nimmer ruhend, auch seine Geheimnisse gelöst und den gränzenlosen Trieb und Drang damit gestillt haben, der sie von Anfang der Welt an bis auf den heutigen Tag erfüllt und zu dem edelsten Streben auf Erden – der großen Schöpferkraft in das Herz zu blicken – entflammt und getrieben hat.

NEUNTES CAPITEL. EIN GELUNGENER VERSUCH UND DIE TYROLER-SÄNGERFAMILIE.

Mit welchen Empfindungen Herrmann Weber den kurzen Weg nach seiner stillen Wohnung in Argentières diesmal zurücklegte, brauchen wir wohl kaum zu erörtern. Der vergangene Tag war an Erlebnissen, Erfahrungen, Entschlüssen aller Art so reich gewesen, daß er in den ersten Minuten seines Alleinseins nicht im Stande war, sich Alles und Jedes im treuen Gedächtniß zu wiederholen und erst allmälig tauchte ihm Dies und Das wie ein phantastisches Bild vor den wie aus einem Traume erwachten Augen auf. Wieviel es aber auch war, was sein Blut in Wallung, seine Gefühle in Aufregung, seinen Geist in Spannung versetzte, Eins vor Allem trat in Gestalt einer inneren Notwendigkeit, fast sichtbar und greifbar vor seine Seele und dies Eine mußte vor Allem sobald

wie möglich zur wirklichen Wahrheit werden. Mit einem Wort, er mußte aus dem Schatten, der seine Person, sein Wesen, seine ganze Existenz so lange verschleiert und verdunkelt, heraustreten und sich von dem strahlenden Licht des neu vor ihm aufgehenden Lebens zu neuer und kräftiger That befeuern lassen. Ja, er wollte wieder werden, was er früher gewesen: der Mann, den die freigebige Natur mit so reicher Gabe bedacht, und nie, wie jetzt, glaubte er empfunden zu haben, wie gewaltig die schaffende und zugleich alle Gemüther beherrschende Kraft war, die so lange in ihm geschlummert hatte, nun aber mit frischerer Strömung wieder zum Durchbruch kommen sollte, um von Neuem zu wirken und zu begeistern, wie sie früher schon so oft auf so Viele gewirkt und sie zu lautem Enthusiasmus begeistert hatte.

Allein noch war er nicht so weit, noch war die Stunde nicht gekommen, wo er seine bisher gelähmten Schwingen zu dem unternehmenden Fluge prüfen wollte. Er hatte erst noch Eins zu vollbringen und das sollte sogleich ohne Zögern geschehen, so lange seine eigene Begeisterung noch warm und frisch war und so lange die heute vernommenen Töne noch in seinen Ohren brausten und mit der zündenden Gewalt des in ihnen schlummernden göttlichen Funkens hin zur Production ähnlicher Töne entflammt.

Rasch trat er von der Straße in sein kleines Haus und fertigte die immer zur Plauderei geneigte Wirthin mit der kurzen Rede ab, daß er mehrere Stunden lang Wichtiges

zu arbeiten habe und daß sie jede mögliche Störung von ihm fern halten solle.

Mutter Didier glaubte den jungen Mann in einer ernsten, wenn nicht unzugänglichen Stimmung zu finden, und so fügte sie sich schnell in seine Wünsche und zog sich in ihr Stübchen zurück, um eine günstigere Stunde abzuwarten und dann zu hören, wo denn der gute Herr den lieben langen Tag gewesen sei und warum er sie vergeblich das schöne Mittagsmahl habe anrichten lassen.

Kaum war Herrmann in sein Giebelstübchen gelangt, so schlossen sich die Läden vor den Fenstern und die Kerzen verbreiteten ein mildes Licht in dem behaglichen Raum. Dann nahm er ein reines Notenblatt aus seinem Koffer, von dem er immer einen reichen Vorrath mit sich führte, und bald saß er am Tisch, die Feder schon zur Hand gelegt, und las das Gedicht, welches, an den Montblanc gerichtet, heute so glücklich wie unvermuthet in seinen Besitz gekommen war.

Das erste Mal las er es mit ernstem, nachdenklichem Gesichtsausdruck durch, das zweite Mal aber lächelte er schon, denn die Töne lösten sich schnell aus seinem Innern los, wie am Vormittag dieses Tages am Klavier, und bald hatte er sie gefunden, wie nur ein fähiger und reichbegabter Geist sie in solchen Momenten finden kann. Wie es kam, er wußte es selbst nicht, aber es rauschte und brauste gleich einem inneren Orkan in ihm. Wie aus unerschöpflicher Quelle fluthete der Strom der Töne gleichsam von selbst hervor, und immer leitete er sie mit weise-beherrschender Macht in die richtige, von den Regeln der

Kunst ihm vorgeschriebene Bahn. Und als er nun endlich fertig war, die geschriebenen Noten mit klarem Auge und prüfendem Geiste überlesen und ihre Töne dann mit leiser Stimme hingesummt hatte, da sprang er fast jubelnd von seinem Sitze auf, lief ein paar Mal triumphirend im Zimmer hin und her und rief: »Ich habe es, ich habe es! – So ist mir noch nie ein Lied in meinem Leben gelungen und die Fee des Montblanc selber muß mich begeistert haben, daß ich es so rasch, so ganz in einem Guß und – was die Hauptsache in diesem Fall ist – nach meinem Geschmack und Sinn zu Stande bringen konnte. Ja, wie es hier sieht, so soll es bleiben – ich ändere keine Note mehr daran, und nun wird sich morgen zeigen, was mir von meiner alten Kraft und Kunst noch geblieben ist. Und ist mir geblieben – mit Gottes Beistand und Willen – was ich jetzt hoffe und fast schon bestimmt weiß – denn so Etwas *fühlt* man allein – dann gehe ich getrost in das neue Turnier und wir wollen sehen, wessen Lanze mich aus dem Sattel hebt!«

Stunden waren dem von Gefühlen aller Art heimgesuchten und geistig berauschten jungen Mann wie Minuten verflogen, und es war fast Mitternacht, als er sich beruhigt dem Schlummer überlassen konnte. Legte er sich doch mit dem Bewußtsein nieder, daß er nicht allein einen schönen, großen, für ihn verhängnißvollen Tag verlebt, daß sich von ihm an nicht nur der Beginn eines neuen geistigen Lebens datiren werde, sondern daß er auch den Entschluß gefaßt habe, nun wirklich wieder wirkend und schaffend in's Leben zu treten, daß also die

lange erhoffte Genesung eingetreten sei; denn wenn ein Mensch so denken und empfinden konnte, wie *er* in diesem Augenblick dachte und empfand, dann mußte er gesund und kräftig genug sein, das auszuführen, was ihm von jeher als das Köstlichste auf Erden gegolten, was er erstrebt und gepflegt mit allen Kräften seiner Seele und was ihm schon früher die glänzendsten Triumphe in seinem Dasein verschafft hatte.

Schon im Bette liegend, ging er noch einmal sein kleines Werk durch, fand es seinen Stimmmitteln, für die er es ja geschaffen, vollkommen entsprechend, und nun erst überließ er sich, nach einem dankenden Ausblick zu dem Geber alles Guten, dem bald nahenden Schlummer, um nach wenigen Stunden schon gestärkt und ermuthigt wie nie zu einem neuen Tagewerk zu erwachen, das, nach seinem inneren Gefühl zu schließen, nur ein glückliches und siegreiches sein konnte.

Es war sieben Uhr geworden und Herrmann hatte bis dahin Zeit und Gelegenheit gefunden, Mutter Didier zu erzählen, was er am vorigen Tage unternommen und warum er sie und ihr Mittagsmahl so treulos im Stich gelassen. Es geschah dies, während er sein Frühstück verzehrte und die gute Frau durchaus keine Miene machte, diesmal ohne gründliche Beichte seinerseits aus dem Zimmer zu gehen, vielmehr sich so lange darin irgend Etwas zu schaffen machte, bis er endlich die Neugierde

befriedigt, die ihr schon die schöne Nachtruhe getrübt hatte.

Als sie nun endlich wußte, was ihr bisher verborgen, lächelte sie verschmitzt in sich hinein und sagte nur:

»Wenn Sie bei'm Herrn Professor waren, dann ist mir das Uebrige klar und Sie brauchen kein Wort mehr zu sprechen. Jetzt versteht sich Alles von selbst. Also so stehen die Sachen! Sie haben einen ganzen Tag mit der allerliebsten Creatur allein verbracht! Na, Herr, *einen* guten Rath will ich Ihnen denn doch geben: legen Sie Ihre Augen in Fesseln und Banden und Ihr Herz erst recht, denn zu viel Sonne ist auch kein Glück und man muß sich, wenn man behaglich leben will, auch etwas Schatten zu sichern suchen. Demoiselle Cath'rin's Augen aber sind eine solche Sonne und die hat schon manches andere Auge geblendet. Ich weiß, was ich weiß.«

»Seien Sie außer Sorge, Mutter Didier, meine Augen sind an solchen Glanz und Schimmer gewöhnt. Sie haben zwar gestern manches Schöne gesehen, aber geblendet sind sie doch nicht davon.«

»Die Augen – die Augen, ich glaube es schon – aber der Mensch hat auch ein Herz – und Sie werden auch wohl eins voll Blut und Menschengefühl haben.«

»O ja, das habe ich allerdings – aber das kommt hierbei gar nicht in Betracht.«

»Ist das wahr?« fragte die alte Frau mit ernster Miene und stellte sich dicht vor den jungen Mann, um ihm tief in die flammenden Augen zu blicken. »Na, hören Sie,« rief sie plötzlich, »so recht klar bin ich darin nicht über

Sie. Sie sind ein Schelm, wie es alle Männer sind und bilden sich vielleicht mit Recht etwas auf Ihre Klugheit und Weisheit ein. Aber Sie können auch in einen Brunnen fallen, wenn er unversehens vor Ihre Füße kommt. Geben Sie etwas Acht auf Ihren Tritt – die Gefahr ist die schlimmste nicht, die man noch mit Augen sieht.«

Herrmann lachte laut auf und in seiner glücklichen Stimmung scherzte er mit der guten Frau noch einige Zeit, bis sie endlich ging und er sich nun ernstlich zu seiner neuen Unternehmung rüsten konnte.

Vor allen Dingen wurden die gestern geprüften und wohlbewährten Bergschuhe angezogen, aber ein Alpstock, den Mutter Didier ihm schon längst besorgt, ward diesmal nicht mit auf die Reise genommen. Nur das in der Nacht beschriebene Notenblatt und das von Wanda verfaßte Gedicht wanderte mit. Nachdem er dann Mutter Didier Lebewohl gesagt und seine Rückkehr bestimmt zur Mittagszeit versprochen hatte, ging er in das Dorf, und nachdem er sich vorsichtig umgeschaut, ob auch kein unberufenes Auge ihn verfolge, trat er rasch in das Gasthaus zur *›Krone‹*, wo er schon bekannt war und sich die Zuneigung der stillen Bewohner längst erworben hatte.

Der etwas rothnasige Wirth kam ihm freudig entgegen und fragte nach des jungen Herrn Begehr.

»Kann ich ein Maulthier von Ihnen haben?« fragte dieser. »Ich möchte eine kleine Tour in's Gebirge machen.«

»Doch nicht allein, Herr?«

»Ganz allein. Ich will nicht weit und nicht hoch und ich kenne meinen Weg; aber da ich mich nicht ermüden und erhitzen will, möchte ich reiten.«

»Dann sollen Sie es haben, sogleich. Und wollen Sie sonst nichts zum Imbiß mitnehmen? Sie wissen, da oben giebt es nichts zu beißen und zu schlürfen, wenn man Durst und Hunger bekommt.«

»Sie haben Recht, man muß sich auf Alles vorbereiten. So schnallen Sie mir etwas Brod und einen Krug Wein mit auf, ich könnte es am Ende doch gebrauchen.«

»Na, das lass' ich mir gefallen. Sie sind ein weiser Herr und betrachten jede Sache bei dem rechten Licht. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick und setzen Sie sich so lange, es soll bald Alles bereit sein.«

Herrmann war zu unruhig zum Sitzen. Er ging mit vor der Brust gekreuzten Armen in der großen Wirthsstube hin und her, und was er lange nicht gethan, er summte schon mit leiser Stimme verschiedene Melodien vor sich hin, die er liebte und deren Töne ihm so fest im Gedächtniß lagen, wie die dazu gehörigen Worte, denn ein Sänger von Fach hat für Beides ein ungeheures Gedächtniß; in einem einzigen Ton schlafen für ihn tausend Gedanken und Worte, wie ein Wort ihn an eine ganze Reihe von Tönen erinnert, und was sein Ohr und Herz einmal mit Liebe und Neigung erfaßt, das hält sein Hirn unverrückt fest und die Lippen sind immer bereit, es in die Welt und vor die Ohren Anderer zu senden.

Endlich kam der Wirth wieder mit schmunzelnder Miene herein und sagte: »Das Thier ist fertig, Herr, und was

Sie begehrten, ist wohl auf seinem Rücken verpackt. Sie können ihm vertrauen, es hat einen sicheren Tritt, ist lenksam und willig, nur dürfen Sie es nicht über Gebühr bergen treiben. Der Esel hat immer seinen Willen für sich, und wenn es auch nur noch halb ein Esel ist – ein Esel ist und bleibt es – weiß es Gott!«

»Ja, da haben Sie Recht. So leben Sie denn wohl. Aber noch Eins. Sollte irgend Jemand nach mir fragen, so sagen Sie nicht, wohin ich geritten bin.«

»Das zu verheimlichen, wird mir nicht schwer werden, Herr; ich weiß es ja selbst nicht, da Sie es mir nicht gesagt haben.«

»Aber Sie können es ja sehen, wenn Sie auf meinen Weg achten und mir nachblicken, und wenn Sie die Richtung verrathen, die ich nehme, dann weiß Jedermann, wohin ich gegangen bin.«

Der Wirth machte ein superkluges Gesicht, reckte sich hoch auf und streckte den rechten Zeigefinger empor, um ihn dann horizontal gegen die Stirn zu setzen. »Da haben Sie wieder Recht! O, Sie sind wirklich ein weiser Herr und Mutter Didier ist eine kluge Frau, die hat es mir schon oft gesagt.«

Herrmann, von dem bescheiden hinter ihm her tripelnden Wirth begleitet, trat vor die Thür und stieg rasch in den Sattel. Das dunkelbraune Maulthier war kräftig und frisch und so ging es vom ebenen Boden gut und flink ab. Herrmann, der von der Reise von Argentières auf den benachbarten Bergen jenseits der letzten Schlucht in der Nähe des Dorfes Treléchant eine kleine Waldung in

der Erinnerung behalten hatte, deren einsame und abgeschlossene Lage seinem heutigen Zweck völlig entsprach, schlug also den Weg ein, den er neulich herabgekommen war und der, wie er jetzt sah, von Argentières aus ziemlich steil in die Höhe führte. Auf dem ersten Absatz des Bergrückens angekommen, hielt er eine Weile still und blickte scharf in das stille Dorf zurück, das er eben verlassen. O, wie friedlich und freundlich lag es jetzt vor ihm, wie heimatlich winkten ihm die kleinen Häuser zu, und was hatte er schon in den wenigen Tagen erlebt und genossen, seitdem er ein Bewohner eines derselben geworden war!

So scharf er aber auch mit Hülfe seines guten Fernrohrs in die Tiefe spähte und in allen Richtungen forschte, er bemerkte keinen Menschen, der ihn etwa hätte verfolgen können, und nun sich in dieser Beziehung für sicher haltend, setzte er seinen Weg langsam weiter fort und erreichte etwas nach einer Stunde, nachdem er lange aus der Schweite des Dorfes gekommen war, die dunkle Tannenwaldung, die er sich zum Schauplatz seines heutigen Unternehmens ausersehen hatte. An den Saum derselben gelangt, der unweit des Weges lag, welcher von der Tête noire nach Argentières fährt, band er sein Maulthier an einer passenden Stelle an einen Baum, wo es, träg wie alle Maulthiere, wenn sie nicht getrieben werden, ruhig und geduldig stehen blieb. Er selbst aber, nachdem er sich auch hier vorsichtig umgeschaut, schritt

der nächsten Lichtung des Waldes zu und trat in dieselbe ein, bis er endlich einen Punkt fand, den er seinem geheimen Zweck für völlig entsprechend hielt.

Es war fast halb neun Uhr, als er hier eintraf. Die Sonne war noch hinter dem leichten Gewölk verborgen, das auch heute wieder den Himmel umzog, aber doch war der Morgen heiß und alle Aussicht vorhanden, daß es bald noch heißer werden würde, denn die Nebelhülle in den oberen Luftregionen war sehr dünn und bereits zitterten die goldenen Strahlen in den stillen Höhen, als verlangten sie begierig, die geliebte Erde zu erreichen und sie mit ihrem Licht und ihrer Wärme zu erfüllen.

Herrmann, vom Gehen durch den schwülen, balsamisch duftenden Wald erhitzt, nahm den leichten Hut ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, mit wonnigem Behagen dem leisen Gezwitscher der kleinen Vögel lauschend, die ihn neugierig umsprangen und umflatterten und ihn mit ihren klugen Augen aus der Ferne betrachteten, als ahnten sie, daß hier Jemand gekommen sei, der sich mit ihnen in einen Wettgesang einlassen wolle. Selbst dem einsamen Manne fiel dieser Gedanke ein und er lächelte glückselig dabei, voll unaussprechlicher Freude, daß er nun endlich dem lange ersehnten Ziele nahe gekommen sei. Dann aber, sich an einen Baum lehnend, der seinen grünen Wipfel hoch über ihm ausbreite, horchte er mit angehaltenem Atem in die Ferne, und da er nirgends ein Geräusch vernahm, entschloß er sich

kühn, die erste, für ihn so verhängnißvolle Probe zu machen, ob und in wie weit er noch Herr über sein früheres Stimmorgan sei.

Allein da sollte er erst noch eine große Gemüthsbewegung niederzukämpfen haben. Er hatte so lange nicht gesungen und so fürchtete er sich vor dem ersten Ton seiner eigenen Stimme. Wenn sie ihm nun versagte, wenn sie matt, klanglos, heiser oder ungefügig war? Das Herz schlug ihm laut, während ihn diese Besorgniß überkam, und nie, nie in seinem Leben hatte er das beklemmende Gefühl gehabt, welches ihn jetzt befiehl, selbst nicht als er zum ersten Mal vor Königen und Fürsten sang und der glänzende Kreis kritischer Männer und erwartungsvoll lauschender Frauen ihn umgab.

Aber da raffte er seinen Muth zusammen, schüttelte alle Besorgniß ab und, wie ein feuriges Roß in stolzem Galopp sich in die drängende Gefahr stürzt, schmetterte er mit ganzer Gewalt einen langen Lauf von Tönen in die eben vom ersten Sonnenstrahl blitzenden Lüfte. Kaum aber waren sie erklungen, so schwieg er schon wieder und horchte mit vorgeneigtem Kopfe hinter den Tönen her, als wollte er sein eigener Kritiker sein.

Aber was war das? War der Klang, der Ton nicht schön gewesen, war seine Stimme nicht etwa mehr so rein, so klar und mächtig wie sonst? O nein, sie war sicher und fest, rein und klar und von einem wunderbar schönen Klang, der alle seine Erwartung übertraf. Das, was er sich im ersten Augenblick nicht erklären konnte, war etwas Anderes, denn, wie aus weiter Ferne zu ihm herüber

getragen, kehrte der perlende Laut seiner Töne zu ihm selbst wieder zurück und wie von einem träge schwimmenden Luftzug nur langsam fortgeführt, wiederholte sich Ton für Ton, bis er in fast klagender Weise zwischen den hinter ihm stehenden Baumreihen der Lichtung erstarb.

Da erst erklärte er sich das Phaenomen; es war das auch an diesem Orte schlummernde Echo und seine markigen Stimmtöne, durch die Lichtung nach den gegenüberliegenden Berghöhen dringend, hatten es aus dem langen Schlafe geweckt. Rasch sang er einen zweiten Lauf, und wieder war es da, und in viel milderer Schattirung, aber schon rascher zu ihm zurückkehrend, hörte er es mit einem an Entzücken gränzenden Wohlbehagen an.

Da aber war er schon muthiger, vertrauensvoller geworden. Er sang, nun nicht mehr auf das Echo horchend, jetzt ein kurzes Lied, um sich zu vergewissern, wie viel Töne, welcher Umfang, welche Fülle ihm zu Gebote standen, und als er, nachdem er ausgesungen, erkannte, daß ihm keiner entschwunden, daß ihm alle zu eigen geblieben, da schaute er mit dankendem Blick zu dem unterdeß blau gewordenen Himmel auf und rief:

»Ich danke, ich danke dir, Gott – mir fehlt kein theures Haupt, und alle Trauer, aller Schmerz um das Verloren-geglubte ist vergebens gewesen!«

Und nun, einmal in Fluß und Bewegung gekommen, sang er frisch und fröhlich weiter, ein, zwei, drei Lieder, Arien, und endlich ein schwungvolles, mächtiges Recitativ, bis er die Ueberzeugung erlangt, daß er noch singen

könne, wie er wolle, und nun trat, wie auf Windesflügeln ihm zugeweht, das alte Vertrauen in seine Unfehlbarkeit wieder ein, und er war wieder der glückliche Sänger geworden, der er früher gewesen, und der, wie das wunderbar schöne Lied Oettinger's sagt, »mit keinem Crösus tauscht.«

O, welche Seligkeit, welche namenlose Seligkeit lag in dieser Ueberzeugung! Er hätte auf die Kniee sinken und Gott laut für die Gnade danken mögen, die er ihm hiermit erwies, und wäre ein Bettler gekommen und hätte ihn um ein Almosen angesprochen, er hätte ihm in diesem unschätzbareren Augenblick Alles gegeben, was in seinen Händen war. Wie berauscht von innerem Entzücken flog jetzt sein Auge empor und im Kreise herum, und immer wieder begann er ein neues Lied, und sein Athem wurde nicht kürzer dabei; er fühlte keine Abnahme seiner Kräfte, im Gegentheil, die Brust weitete sich immer freier, leichter aus und seine Stimme wurde mit jedem neuen Ton frischer, belebter, und sein Ausdruck feuriger und bezeichnender.

»So,« sagte er zu sich mit heimlichem Lächeln, »nun bin ich in der rechten Stimmung, auch den Montblanc anzusingen.« Und rasch entfaltete er die neue Composition und mit wunderbarer Fertigkeit, Kraft und Fülle sang er die einfachen Worte, die ein so frischer Geist ersonnen und eine so liebe Hand geschrieben hatte. Nach der ersten sang er auch die zweite und dritte Strophe, und als er nun erkannt, daß er, wenn die passende Stunde

gekommen, auch mit diesem Gesang Ehre einlegen könne, faltete er das Blatt wieder zusammen und steckte es sorglich in die Tasche.

Aber da wurde für heute seine Singprobe durch ein unerwartetes Zwischenspiel unterbrochen. Eben hatte er seine eigene Stimme schweigen lassen, als der Klang fremder Stimmen aus noch ziemlich weiter Ferne an sein Ohr schlug. Genauer hinhorchend vernahm er ein mehrstimmiges Wanderlied, von Männern und Frauen gesungen, und es tönte frisch und rein zu ihm herüber, obwohl es seinem geübten Ohr scheinen wollte, als wäre kein rechter Trieb in den Herzen der Sänger oder als fehlte es ihnen an der munteren, heiteren Lebenslust, die sonst den Sänger charakterisiert, wenn er auf der Wanderschaft begriffen ist und den in ihm wogenden Gefühlen freien Lauf lässt.

Aus die Sänger neugierig geworden, die nirgends anders als auf dem Wege von der Tête noire her begriffen sein konnten schritt er durch die Lichtung zu seinem Maulthier zurück und setzte sich neben dasselbe, hart am Wege, an einen Felsvorsprung nieder, um die heranziehende singende Gesellschaft zu erwarten.

Er sollte ihnen nicht lange entgegen sehen; bald traten sie von der Anhöhe, die sie eben niederstiegen, herab und näherten sich langsam der Stelle, wo er saß. Als er aber der bunten Gesellschaft völlig ansichtig wurde, stand er auf und stellte sich mitten auf den Weg, um sie anzuhalten und einige Worte mit ihnen zu wechseln.

Voran schritten zwei schwerbepackte Maulthiere, das eine mit wohlverwahrten Musikinstrumenten, das andre mit den übrigen Habseligkeiten der Reisenden beladen. Dann folgten zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, und zwei junge Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren schlossen den Zug, der sich ohne Führer und Wegweiser, allein dem Berginstinkt seines Oberhauptes vertrauend, daher bewegte. An ihrer Kleidung und ihren ausdrucksvollen Zügen erkannte man ihr Vaterland, es war eine wandernde Tyrolier Musikantenfamilie, und wie sich nachher auswies, war es ein Vater mit seinen drei Kindern.

Als die Sänger des Fremden ansichtig wurden, der sich mitten auf dem Wege vor ihnen aufgestellt und ihnen so die Straße versperrte, hatten sie eben ihren Gesang beendigt. Dicht an ihn herangekommen, erwiderten sie seinen freundlichen Gruß höflich und zeigten sich sogleich bereit, einige Augenblicke in seiner Gesellschaft auf dem Wege zu rasten.

»Grüß Euch Gott, Ihr frohen Sänger,« redete er sie an und schwenkte dabei seinen Hut in der Luft. »Wo kommt Ihr her, Freunde, und wo wollt Ihr hin?«

»Guten Tag, Herr!« erwiderte der Häuptling der Gesellschaft, fest und bieder die dargebotene Hand des Fremden ergreifend und sie derb schüttelnd, was dann auch die übrigen ihm nachthaten. »Wir kommen aus Bex im Rhonethal und wollen über Chamouny nach Genf, wohin wir beschieden sind. Aber so froh, wie Sie meinen, sind

wir halt nicht, denn wir haben unterwegs vor wenigen Tagen einen großen Verlust gehabt.«

»Was denn für einen Verlust?« fragte Herrmann voller Theilnahme, während die Tyroler an seiner Seite auf den Felsen Platz nahmen und die drei Maulthiere sich gegenseitig beschnüffelten, als wollten auch sie gute Kameradschaft schließen.

»Ach, Herr, es ist ein traurig Ding, darüber zu schwätzen, aber da Sie es einmal wissen wollen, sei es gesagt. Wir waren unserer Fünf, als wir die Heimat verließen und kehren nur zu Vieren zurück. Mein Schwestersohn, unser unentbehrlicher Bassist – ich singe Bariton und mein Sohn Tenor – ist bei einer wagehalsigen Bergfahrt im Rhonethal von einem Felsen gestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Gelitten hat er freilich nicht lang, er war gleich todt – wir aber haben doch den Kummer und keinen Baß mehr, den wir uns nun von Hause verschreiben mußten und erst in Genf wiederfinden werden.«

»Das ist wirklich ein Unglück,« entgegnete Herrmann mit wachsendem Antheil, »aber Ihr werdet es tragen müssen, da es keine andere Abhülfe giebt. Kann ich Euch vielleicht mit einem Trunk Wein dienen, da Ihr gewiß durstig seid?« fuhr er fort, um die traurig Blickenden auf andere Gedanken zu bringen.

»Haben Sie denn welchen bei der Hand?« fragte der stämmige Alte mit dem biederem Kerngesicht.

»Seht her!« rief Herrmann und schnallte den großen Krug Wein aus dem Mantelsack seines Maulthiers. »Da hab ich ihn und nun trinkt.«

»Wollen der Herr uns den Trunk nicht credenzen?« fragte eins der Mädchen, das ein blühendes Gesicht und kornblaue Augen hatte.

»Ja, auch das will ich thun. So. Und nun laßt es Euch munden.«

Die Tyroler tranken der Reihe nach und man sah, daß der kräftige Wein ihnen schmeckte. Der Alte schnalzte mit der Zunge und rückte zum Dank den Hut.

»Reist Ihr immer so wie heute?« fragte Herrmann weiter, dem bereits ein neuer Gedanke aufgestiegen war und der sich den guten Leuten noch näher anzuschließen die Neigung fühlte.

»Ja, so reisen wir immer – das sind unsere eigenen Thiere. Freilich, um den Verdienst des Tages nicht zu verlieren, wandern wir meist des Nachts, wenn es die Wege erlauben, aber hier ging das nicht, die Berge in diesem Lande sind zu gefährlich. Dafür wollen wir heute den Tag über in dem Dorf da unten – Argentières soll es heißen – bleiben und spät am Abend die Straße nach Chamouny weiterziehen. Die soll besser sein.«

»Das ist wahr. – Aber hört, ich will Euch einen Vorschlag machen,« fuhr Herrmann fort, in dem sein neuer Entschluß nun schnell zur Reife gekommen war. »Zuerst müßt Ihr mir einen Gefallen thun – natürlich nicht umsonst – Ihr müßt mir einmal ein Lied singen, so gut Ihr könnt.«

»Das wollen wir auch umsonst thun, und gern!« rief der Alte und gab schon seinen Kindern einen Wink. »Ist es Ihnen einerlei, was wir singen?«

»Ganz einerlei. Ich will Euch nur in der Nähe hören, denn aus der Ferne habe ich Euch schon so ziemlich beurtheilen können.«

Der Vater gab mit einer Stimmgabel den Ton an, nachdem er seinen Kindern Nr.: Zwei zugerufen hatte, und alsbald stimmten sie einen vierstimmigen Tyroler Gesang an, der allerliebst in den Bergen klang, und namentlich waren die Mädchenstimmen frisch und klar, so daß Herrmann seine Freude daran hatte und sie auch aussprach, als das Lied zu Ende war.

»Habt Ihr auch Noten bei Euch?« fragte er weiter.

»Ach Gott, nein, Herr, wir sind ja nur Natursänger,« erwiderte der Alte, »doch können wir natürlich auch nach Noten singen.«

»Was habt Ihr für Auswahl – nennt mir Eure Musikstücke.«

Der Alte nannte sie, die Kinder nannten noch einige andere, und Herrmann nickte befriedigt, da er einige Lieder nennen gehört, die ihm sehr wohl bekannt waren. »Singt Ihr diese Lieder alle so gut, wie Ihr dies eine gesungen?« fragte er.

»Nicht besser und nicht schlechter, Herr, denn wir nehmen uns immer zusammen und singen jedes Lied aus voller Brust.«

»Das ist auch recht. Nun aber will ich Euch Etwas sagen. Ziehet getrost nach Argentières hinab und kehrt in den Gasthof zur ›Krone‹ ein. Dort esset und trinket und macht es Euch bequem – Alles auf meine Kosten. Still! hört erst weiter. Nach kurzer Zeit werde ich Euch folgen

und Euch noch mehr sagen, wenn ich mir den Plan, den ich mit Euch vorhave, erst ein wenig überlegt habe. Nur *eine* Bedingung stelle ich Euch. Ihr dürft Niemandem sagen, daß Ihr mir begegnet seid und daß ich mit Euch Etwas unternehmen will. Wollt Ihr das thun und – gefällt Euch meine Bedingung?«

Die Mienen der gutmüthigen Tyroler hatten sich schon aufgeheizt, jetzt lächelte der Alte und sagte: »Wir kennen ja weder Sie noch Ihren Plan, also giebt es da halt nichts zu verrathen. Ihre Bedingung aber gefällt uns und wir gehen sie gerne ein.«

»So sind wir also einverstanden. Gehet denn hinab und habt in der ›Krone‹ ein wenig Acht auf mich, wenn ich in's Dorf komme, damit ich weiß, in welchem Zimmer ich Euch finden kann und Niemanden danach zu fragen brauche.«

»Sollen wir uns denn auf Ihre Kosten ein Zimmer geben lassen?« fragte der Alte mit treuherziger Miene, der wahrscheinlich gewohnt war, nur auf Heuböden sein Quartier aufzuschlagen.

»Natürlich, das will ich so, denn ich muß ungestört mit Euch reden. Aber Ihr braucht nicht zu sagen, daß ein Anderer das gewollt hat, das werde ich schon selbst mit dem Wirth abmachen. Jetzt aber gehet und ruht Euch unten von dem beschwerlichen Wege. Esset und trinket, wie Ihr wollt, mir ist Alles recht und ich bezahle die Zeche.«

Die Mitglieder der wandernden Familie bedankten sich alle einzeln bei dem hochherzigen Fremden, den sie für einen reichen und vornehmen Herrn zu halten geneigt

schienen, und schüttelten ihm warm und herzlich die Hand. Dann zogen sie mit freundlichen Gesichtern ab und Herrmann sah ihnen behaglich Lächelnd nach; als sie langsam und leise flüsternd den Berg hinab schritten und sich wahrscheinlich von dem unerwarteten Glück unterhielten, das ihnen hier wie aus den Wolken in den Schoß gefallen war.

Auch Herrmann pries im Stillen sein Geschick, das ihm diese Leute in den Weg geführt, und er brauchte nicht lange zu sinnen, um mit seinem neuen Plan ganz fertig zu werden, der so plötzlich bei dem Anblick der Tyroler in seinem Geiste entstanden war. Glücklich und zufrieden wie lange nicht, denn er hatte ja einen großen Sieg über das ihn bisher verfolgende Schicksal errungen, trat er eine halbe Stunde später seinen Rückweg nach dem Dorfe an, unterwegs Alles noch einmal überlegend und dann völlig zu dem Thun entschlossen, das er nun schon ganz klar bis zum Ende zu überschauen vermochte.

Als er eine gute Stunde später auf seinem Maulthier vor das Gasthaus zur ›Krone‹ geritten kam, sah er schon eins der Mädchen im oberen Stockwerk im Fenster liegen. Er verstand den leisen Wink, den ihm ihr sprechendes Auge gab, und nachdem er dem herbeigekommenen Wirth das Maulthier übergeben und dieser es selbst in den Hof geführt hatte, stieg er, von Niemandem beobachtet, schnell die Treppe hinauf, wo ihn der alte Tyroler selbst empfing und mit behaglichem Lächeln in das einfache Zimmer führte, welches er sich, Dank dem großmüthigen Fremden, heute hatte geben lassen können.

In dem Zimmer fand er nur den Vater und die beiden Töchter, die schon ihre Hüte abgelegt und ihre Haare geordnet hatten, während der Sohn noch im Stall mit den Maulthieren beschäftigt war. Essen und Trinken aber war noch nicht gebracht, da die bescheidenen Leute es noch gar nicht bestellt hatten und es für ihre Pflicht hielten, erst mit dem Herrn zu reden, ehe sie sich in's Wirthszimmer begaben, um an die Befriedigung ihres Appetites zu denken. Nur die Instrumente und die mitgebrachten Reisesäcke lagen geordnet auf einigen Stühlen, und Herrmann sah nun, daß die Tyroler eine kleine Harfe, zwei Cithern und mehrere Guitarren bei sich führten.

Nachdem man sich wieder begrüßt und Herrmann die gewiß Ermüdeten zum Sitzen aufgefordert, sagte er rasch und freundlich:

»Jetzt will ich Euch meinen Plan mittheilen, so weit Ihr ihn zu wissen braucht. Vor allen Dingen aber sagt mir – könnt Ihr mir für Geld und gute Worte – um den Preis werde ich nicht feilschen – eine Guitarre ablassen? Das heißt, sie soll mein Eigenthum bleiben, da ich sie hier gebrauche und keine habe.«

Der Alte sah seine Töchter bedeutsam fragend an und die drei Augenpaare hielten rasch eine schweigsame Berathung ab. Da erhob die älteste Tochter ihr frisches Gesicht zuerst zu dem Fremden, und indem sie ihrem Vater zunickte, sagte sie:

»Ich glaub' halt, daß wir das können. Da ist ja das Guitarrl des armen Vetters, Vater, und wenn der Seppi nach Genf kommt, da bringt er sich doch seine eigene mit.«

»Die Resi hat wahr gesprochen,« versetzte der Alte. »So kann es gehen – ja! Aber sehen Sie sich erst das Ding an, gnädiger Herr, ob es Ihnen genehm ist. Fein gearbeitet ist sie halt nicht, aber der Ton ist gut und Stimmung hält sie, sie ist an jede Witterung gewöhnt.«

Dabei nahm er die Guitarre zur Hand und reichte sie Herrmann hin.

Dieser warf nur einen Blick darauf, ergriff sie kunstgerecht, ließ einige Accorde erklingen und sagte dann rasch: »Was wollt Ihr dafür haben?«

»Ach Gott, Herr,« versetzte der Vater, »das Ding ist schon lange im Dienst und Nutzen will ich auch nicht aus dem Tode des Neffen und Ihrer Verlegenheit ziehen. Geben Sie mir also zwanzig Franken dafür.«

»Das ist nicht zu viel, eher zu wenig,« erwiderte Herrmann freudig, für den ein solches Instrument jetzt einen unschätzbaren Werth hatte. »Ich werde doppelt so viel geben, und dann ist sie mein. So, das haben wir abgemacht. Nun zu dem Anderen. Seht, ich will Euch Euern Verdienst hier im Dorfe nicht beschränken und Euch auch nicht gern Stunden lang von Eurer Reise abhalten, aber wenn Ihr mir zu Willen sein wollt, werdet Ihr Euren Abmarsch doch um einige Stunden verschieben müssen.«

»Sprechen Sie halt dreist mit uns,« ermuthigte ihn der alte Tyroler. »Einem Herrn, der uns so viel Freundlichkeit erweist, dienen wir gern.«

»Nun denn, hört. Heute Abend nach elf Uhr will ich Jemandem im Dorfe ein Ständchen bringen, der aber nicht wissen darf, wer es ihm bringt. Weder jetzt noch später.

Ich selbst werde Euch um elf Uhr abholen und an Ort und Stelle führen. Ihr singt drei Lieder. Tyroler's Gruß, Gruß an die scheidende Sonne und Abschied von den Bergen – die Ihr mir vorher genannt. Ich selbst werde Euer Bassist sein, obgleich ich eigentlich nur eine Baritonstimme habe. Sobald Ihr aber das letzte Lied gesungen, geht Ihr still ab und begebt Euch unverzüglich auf den Weg nach Chamouny, weshalb Ihr Eure Maulthiere zur Hand haben müßt. Was nach Beendigung Eures Gesanges vorfällt, darf Euch nicht kümmern, noch weniger aufhalten. Niemand aber – und das ist auch jetzt Hauptbedingung – darf je erfahren, wer Euch zu diesem Thun verleitet und wer mit Euch gesungen hat. Führt Ihr Alles, wie ich es wünsche, gut aus, so gebe ich Jedem von Euch einen Napoleond'or – seid Ihr damit zufrieden?«

Der Vater und seine beiden Töchter wurden bald roth bald blaß bei diesem ihnen noch nie vorgekommenen Angebot und Alle ergriffen seine Hände und wollten sie küssen.

»Ach, Herr Gott im Himmel,« rief der Alte mit gerührter Stimme, »das ist ja ein gesegneter Tag! Ob wir zufrieden sind? Wenn Sie es nur mit uns sind, nachdem wir gesungen haben!«

»Wenn Ihr so singt wie heute Morgen, werde ich zufrieden sein. Doch nun muß ich Euch verlassen. Vor elf Uhr heute Abend sehen wir uns nicht wieder, und begegnet Ihr mir zufällig, so kennt Ihr mich nicht. Sagt das auch Eurem Bruder, Ihr Mädchen. Jetzt lebt wohl und pflegt

Euch. Noch einmal – ich bin heute Euer Wirth und Ihr seid bei mir zu Gaste!«

Die drei Menschen drängten sich um ihn her und wollten ihn mit Danksagungen überschütten, er aber entzog sich ihnen und sagte nur noch in der Thür:

»Punkt elf Uhr stehe ich unter Euerm Fenster. Gebet also Acht, damit ich das Haus nicht zu betreten brauche. Meine Guitarre bringt Ihr mit herunter und dann bleibt sie in meinen Händen. Guten Morgen – und auf Wiedersehen am Abend!«

Rasch schlüpfte er jetzt die Treppe hinab, begab sich zu dem Wirth, dem er das Maulthier und den Wein bezahlte, und trug ihm auf, ihm am nächsten Morgen die Rechnung für die Zeche der Tyroler zu überreichen, aber keinem Menschen, am wenigsten Mutter Didier ein Wort davon zu sagen, da er einen Spaß vorhabe, den Niemand durchschauen solle, widrigenfalls – das heißt, im Falle einer Ausplauderei – er für keinen Centime gutsagen würde.

Der rothnasige Wirth blinzelte verschmitzt mit den Augen und rieb sich vergnügt die Hände. »So soll es geschehen, Herr,« sagte er, und indem er seine dicke rothe Hand auf den Mund legte, flüsterte er: »und kein Mensch soll ein Sterbenswörtchen davon erfahren, am wenigsten die Plaudertasche Mutter Didier, die sonst eine ganz gute Frau ist. Ich bin der Wirth zur ›Krone‹, Herr, und weiß meine Gäste zu bedienen, wie sie bedient sein wollen. Mit Gott, Herr – und die Rechnung für die Zeche der Leute da oben sollen Sie morgen erhalten. Zu Befehl!«

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. DAS STÄNDCHEN.

Herrmann trat wie ein neugeborener Mensch in sein Haus, an Leib und Seele erfrischt, verjüngt, mit Kräften und Fähigkeiten ausgerüstet, wie sie uns die gütige Vorsehung gegeben, um mit frei strömender Lebensluft das irdische Dasein zu genießen und es sich und Anderen leicht, erfreulich und gedeihlich zu gestalten.

Als Mutter Didier heute ihren zurückkehrenden Patienten sah, auf dessen schönem Antlitz sich die ganze Freudigkeit seiner Seele aussprach, hielt sie ihn kaum noch für krank, was er ja nun auch in seinem eigenen Sinne nicht mehr war, und sie glaubte, es sei ihm irgend ein äußeres großes Glück widerfahren. Ach ja, das war ja auch geschehen, und dies Glück, obgleich es mehr ein inneres war, war so groß und umfangreich, daß Mutter Didier es nicht hätte fassen können, wenn er es ihr auch hätte beschreiben wollen. Die erste Bestellung aber, die sie ihm ausrichtete, als er in's Haus trat, war die, daß der Herr Professor dagewesen sei und nach dem Herrn gefragt habe. Als er gehört, daß er ausgegangen, habe er gesagt, er ginge mit seiner Tochter nach dem Gletscher des Bois, und wenn Herr Weber Lust dazu spüre, solle er ihm auf dem Wege nach Hameau des Bois entgegenkommen.

Herrmann hörte dies ruhig an, schwieg und entließ dann die Frau. »O ja,« sagte er sich, als sie gegangen war, »Lust habe ich wohl dazu, meinem lieben Irrlicht entgegen zu gehen, aber der rechte Wille fehlt mir. Auch darf

ich mich bei der starken Hitze heute nicht zu sehr ermüden. Nein, heute sehen wir uns nicht, schöne Wanda, aber hören wirst Du mich, auch wenn schon der Schlummer Deine verführerischen Augen beschattet hat. Magst Du aber auch schlafen, süß und tief, ich werde Dich wecken – ich kenne den Zauberstab, der dies vollbringt und – o mein Gott! ich habe ihn ja jetzt zur freien Verfügung in meiner Hand. O, und ich werde ihn schwingen, glaube es mir, denn ich bin jetzt stark wie ein mächtiger König und kenne meine Kraft. Jetzt wollen wir ein anderes Turnier aufführen als gestern und – wer wird nun von uns Beiden Sieger sein?«

Die Frage kam schnell genug heraus, aber die Antwort ließ etwas lange auf sich warten. Endlich kam sie, doch nicht so triumphirend, wie er es nach seinem ersten Gefühle hätte denken sollen, denn der so eben noch so stolze und auf seine Kraft bauende Sänger war mit einem Mal etwas kleinmüthig geworden. »Wer schaut in dieses Herz?« sagte er nach einigem Nachdenken. »Ich will lieber noch an keinen so raschen Sieg glauben. Frauenherzen an sich sind schon unerforschlich, wie sie unergründlich sind, und nun gar dieses! Ihr Herz ist wie eine unzugängliche Kluft in jenem Gletscher, der Niemand bis auf den Grund geschaut und deren Wunder Niemand enträthselt hat. Also still und vorsichtig! Kein Frohlocken vor der Zeit, kein Sprung in's Blaue, ehe man weiß, wo hin man sicher den Fuß setzt! – Ich werde mich heute ganz ruhig zu Hause halten,« sagte er nach abermaligem Nachdenken, »und mich würdig auf mein erstes Debüt

vorbereiten, nachdem die Generalprobe so gut ausgefallen. Die Hitze ist fast unerträglich und ich – bin ja noch immer ein halber Patient!« – Er lachte hierbei recht heiter und dann schloß er sein Selbstgespräch: »Ja, aber ein Patient, der jetzt auf dem besten Wege zur vollständigen Heilung ist, denn wer so viele reich begabte Aerzte zu seiner Verfügung hat, wie ich, der muß doch wohl noch zu kuriren sein und auf einen guten Erfolg rechnen können.«

Wie wir sehen, war Herrmann ungewöhnlich heiter gestimmt, und er hatte wohl Grund dazu. Wer sich in seine Lage versetzt, kann ihm nachfühlen, wie ihm zu Muthe sein mußte, ohne daß ein Anderer es ihm zu schildern braucht. So fand er auch in seiner jetzigen Stimmung weder Neigung noch Ruhe zum Schlaf, und nachdem er sein spätes Frühstück hastig eingenommen, legte er sich nur auf das Sopha, Noten auf Noten durchblätternd und vor sich hin summend und so sich wieder in die geheimnißvollen Tiefen seiner göttlichen Kunst, der Musik, hineinarbeitend, der er so lange entzogen gewesen war und die nun plötzlich, wie eine neu erstandene Macht, in seinem Innern wieder auflebte und sein ganzes Wesen mit Begeisterung und Wohlklang erfüllte, wie nur ein musikalischer Geist sie empfinden und genießen kann.

Aber trotzdem schien ihm nie ein Tag so lang geworden zu sein, wie dieser, und erst nach fünf Uhr, als er gerade zu Mittag aß und die wandernde Tyrolerfamilie plötzlich ihren Gesang und den Klang ihrer rein gestimmten Instrumente auf der Straße vernehmen ließ, freute er

sich, daß wieder ein paar Stunden vorübergerauscht, und er trat an's Fenster und hörte mit Wohlbehagen ihren klaren Stimmen und dem einfachen Naturvortrage zu, den sie sich durch lange Uebung und durch guten Willen und Anlage unterstützt, erworben hatten.

Aber da kam schon Mutter Didier wieder in's Zimmer gestürzt, wie ein Sturmwind, der von einem mächtigeren Orkan getrieben wird. »Herr, Herr!« rief sie – »hören Sie doch – da sind Musikanten, ächte, aus Tyrol, man sieht es an ihren Hüten und Kleidern. Soll ich sie rufen, daß sie vor Ihrem Fenster singen?«

»Nein,« erwiderte Herrmann, rasch entschlossen, »ich mag sie nicht hören – ich bin traurig und werde noch trauriger, wenn ich Musik höre.«

»Sie traurig? O, Sie sehen mir auch heute danach aus! Was hat Sie denn plötzlich so traurig gemacht?«

»Die Hitze, liebe Frau, die kann ich nicht vertragen, und Sie wissen ja: ich bin krank.«

»O, also das ist es! Ja, das ist wahr. Solch eine anhaltende Gluth haben wir auch lange nicht in Argentières gehabt. Na, wenn das nur kein Unglück giebt mit dem Wasser, die Gletscher vertragen eine solche Hitze nicht lange. Sie platzen, bersten und schmelzen, und dann kommt das Unglück in's arme Thal. Ach!«

»Ist das schon öfter so gewesen?«

»Alle fünfzehn bis zwanzig Jahre, leider ja, und dann sollen Sie sehen, wie es im Hameau des Bois aussieht, der Gletscher dort ist der schlimmste von allen, und der Arveiron, die Arve, sonst so ruhig und still, reißen Straßen,

Bäume und Häuser weg und die großen Steine kommen heruntergepoltert und schlagen alles Lebendige todt.«

»Das wolle Gott verhüten! – Doch jetzt räumen Sie ab, ich will ein wenig zu schlafen versuchen.«

»Wollen Sie denn nicht zu dem Herrn Professor gehen?«

»Gut, daß Sie mich daran erinnern,« sagte Herrmann, sich schon auf das Sopha legend. »Wenn er noch einmal schicken oder gar selbst kommen sollte, so sagen Sie, ich sei ausgegangen, wenn es auch nicht wahr ist, ich werde mich schon morgen bei ihm entschuldigen. Ich kann heute keine Berge erklettern und bin noch matt von gestern. Wollen Sie das thun?«

»Warum denn nicht? Wenn es sein muß – gewiß!« versetzte sie, leise den Kopf schüttelnd. Als sie aber nach Abräumung des Tisches in der Küche wieder allein war, sagte sie zu sich: »Das ist ja merkwürdig. Der hat am Ende schon einen Hieb von dem feinen Katzenpfötchen weg. Gestern ist er den ganzen Tag mit ihr herumgeklettert und heute will oder kann er nicht. Na, da ist irgend Etwas nicht in der Ordnung. Warten wir es ab, es kommt Alles einmal an den Tag. Den Nixenaugen da drüben traue ich alles Mögliche zu und diesen Herrn Weber kann auch noch ein schöner Vogel zu Grabe singen!« –

Diese Worte, mit denen sie wahrlich keine unheilvolle Prophezeihung verband, nach ihrer Art leise vor sich hinsprechend, verrichtete sie flugs ihre Arbeit; ihr Miethsmann dagegen sah oft nach der Uhr, und da er nun gewiß sein konnte, von Niemandem gestört zu werden, so gab

er sich ganz und gar der schönen Erwartung hin, wie am Abend sein Ständchen ausfallen und was die nächsten Folgen davon sein würden. Das Eine aber stand bei ihm fest: sein Incognito, bisher so gut bewahrt, sollte unangetastet bleiben, bis – zu einem anderen Zeitpunkt. Dieser Zeitpunkt aber, den er sich selbst noch nicht genauer bestimmte, über den er nur grübelte, oder nein, auch noch nicht grübelte, der ihm nur bisweilen in schwachen, nebelhaften Umrissen, wie ein neues Irrlicht, aber doch als der Schatten eines wunderbar schönen Bildes der Zukunft vorschwebte, dieser Zeitpunkt war ihm – wer giebt den inneren Grund davon an? – wie durch ein phantasmagorisches Spiel seiner Phantasie, mit einem Mal viel näher gerückt, und was er brachte und bringen mußte, das entwickelte sich ihm jetzt von Tage zu Tage deutlicher, und das wunderbare Lichtbild, das sich so allmälig vor ihm erschloß, strahlte in so herrlichen Farben, leuchtete von so goldklarem Licht, daß es seine ganze dunkle Vergangenheit in seiner Erinnerung verwischte und ihm nur die Zukunft als das köstliche Ziel seines Strebens, das er mit so manchem Schmerze erkauft, vor seinen Augen erscheinen ließ.

Endlich rückte der Abend näher und näher. Der Professor hatte nicht wieder geschickt; man nahm in seinem Hause gewiß an, daß Herr Weber eine weitere Excursion unternommen und sehr ermüdet zurückgekehrt sei.

So sah es wenigstens Herrmann selbst an. Aber je weiter der Abend vorrückte, um so aufgeregter und doch um so glücklicher wurde er. Kaum konnte er es noch in seinem Zimmer aushalten, allein er durfte sich nicht auf der Straße sehen lassen, so lange es hell war, denn wie leicht konnte man ihn nicht bemerken, und dann entging ihm die Vorfreude, dann konnte er sich nicht auf die beabsichtigte Art vorbereiten und wie der Blitz aus der Wolke niederstürzen, der die geblenden Augen der Nichts ahnenden Menschen überraschte. Auch fühlte er sich in seiner gegenwärtigen Lage nicht in der Stimmung, etwa Gleichgültiges, Alltägliches zu reden, oder sich gar mit spitzen Worten, wie sie immer zwischen ihm und Wanda fielen, zu necken – nein, heute mußte er ernst und gesammelt sein, seine ganze Seele und ihre Kräfte zusammenfassen, um zur rechten Zeit den gewaltigen Strom seiner Gefühle loszulassen, seiner Gefühle, die ihn – er läugnete es sich selbst nicht mehr – immer mehr bedrängten und die schon so allgegenwärtig, so mächtig in ihm geworden waren, daß er sie ohne den heftigsten Zwang nicht mehr aus seinem Innern verbannen konnte.

Endlich war es neun – und dann zehn Uhr geworden. Nun konnte er es nicht länger im Hause aushalten und er bereitete sich rasch auf seine Unternehmung vor. In eine dunkle Blouse gehüllt, die er sich neulich erst in Chamouny gekauft und in der ihn hier noch Niemand gesehen, einen spitzen Tyrolerhut auf dem Kopf, den er sich vorsorglich von den Musikanten mit ausbedungen und in der Tasche mit nach Hause gebracht, trat er, um Mutter

Didier's scharfem Auge zu entgehen, durch den Hof auf die Straße hinaus, in der es jetzt ganz still war, denn die meisten Bewohner des Dorfes schliefen schon und nur in wenigen Häusern war noch ein matter Lichtschimmer zu bemerken.

Die Nacht war ziemlich dunkel, denn der Mond schien nicht und nur die Myriaden goldener Sterne glänzten flackernd am tiefblauen Himmel, ohne das von allen Seiten beschattete Thal zu erhellen. Tiefe, feierliche Stille ruhte darauf, nur bisweilen grollte ein dumpfer Donner von den Schneefeldern des Montblanc hernieder, wenn eine Lawine fiel und das tausendfache Echo der Bergspitzen, Schluchten und Klüfte weckte. War der Donner aber verhallt, dann war die Stille um so tiefer, ununterbrochener und man hätte eine rufende Menschenstimme weit in das Thal hinein gehört. So lag ein seliger Friede auf den schlummernden Menschen weit und breit, wie auf der ganzen, so groß und wunderbar gestalteten Natur. Die Luft aber, die das ganze Thal durchdrang, war lind und süß, wie sie es nur im Süden sein kann, und die tief athmende Brust des Menschen sog sie mit einer wahren Wollust ein, da die Hitze, die den ganzen Tag bis zum späten Abend geherrscht hatte, endlich gemildert war.

Als Herrmann in diese stille, mit der linden süßen Luft gefüllte Nacht hinaustrat, schlug sein Herz fast ungestüm. Eine nie gefühlte, unnennbare Sehnsucht nach irgend einem unbekannten Etwas erfüllte seine Seele, durchschauerte sein ganzes Wesen, und am liebsten hätte er dieser Sehnsucht gleich jetzt den einzigen Ausdruck

gegeben, der ihm zu Gebote stand, und seinem Herzen durch einen reinen heiligen Gesang Luft gemacht, wie es nur des wahren und gottbegeisterten Sängers Herz vermag.

Allein er bezwang sich und, allmälig ruhiger werdend, schritt er nur mit gespannter Erwartung in entlegenen Theilen des Dorfes auf und nieder, so der Stunde entgegensehend, die er der Musikantenfamilie als den Moment bezeichnet hatte, wo sie ihre Thätigkeit mit der seinen vereinen sollte. Daß die guten Leute achtsam und munter waren, hatte er schon im Vorüberschreiten bemerkt. In ihrem Zimmer in der ›Krone‹ brannte ein Licht, ein Fenster war geöffnet und von Zeit zu Zeit schaute ein dunkler Mädchenkopf aus demselben nieder, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen und den so gütigen Fremden nicht auf ihr Erscheinen warten zu lassen. Sie waren schon um acht Uhr Abends in das Gasthaus von ihrem kurzen Ausfluge im Dorfe zurückgekehrt, denn in Argentières war nicht viel zu verdienen, und nachdem sie ihren Tribut in dem schönen Schweizerhause auf der Höhe empfangen, hatten sie sich in ihr behagliches Zimmer zurückgezogen, um einige Stunden der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

Endlich gab Herrmann's Repetiruhr den Ablauf der zehnten Stunde an und die verabredete Zeit war also gekommen. Er näherte sich dem Gasthause zur ›Krone‹ und stellte sich unter dem Fenster des Zimmers auf, welches

die Musikanten bewohnten. Sie waren wachsam und bemerkten den ihnen leise Zurufenden wohl. Leise schritten sie die Treppe hinunter und traten vor die nie verschlossene Haustür in's Freie, mit Ausnahme des jüngeren Mannes, der schon im Stalle war, um die Maulthiere zu holen, die bereits gesattelt und bepackt und zur Abreise gerüstet standen. Als sie den Fremden erreichten, schüttelten sie ihm begrüßend die Hände und eines der Mädchen überreichte ihm die Guitarre, die von jetzt an sein Eigenthum sein sollte. Langsam schritten sie nun zusammen die Dorfstraße hinab und als die Tyroler ihre letzten Instructionen empfangen hatten und man eben den Fuß des Bergvorsprunges erreichte, fand sich auch der junge Mann mit den Maulthieren ein, deren Zügel er an den Pfosten einer einsamen Scheune befestigte, wo man die Thiere während des Ständchens zu lassen beschloß. Als auch dies geschehen, stieg Herrmann vorsichtig zuerst den Hügel hinan, den ihm einzeln Folgenden den Weg weisend. Sobald er den freien Platz unter den Linden erreicht, wandte er sich nach der nördlichen Giebelseite des Hauses, denn hier in dem Balconzimmer, aus dem eine Thür auf den kleinen Söller im obersten Stockwerk führte, schlief die Tochter des Professors, wie Herrmann es wohlweislich erkundet hatte. Unmittelbar vor und unter diesem Balcon, nur wenige Schritte vom Hause entfernt, stand ein großer, dichtbelaubter Nußbaum, dessen Blätter in der milden Nacht einen aromatischen Duft aushauchten, und unter diesem Baume stellte Herrmann seine Sänger auf, dergestalt, daß kein einziger von

ihnen von dem Balcon aus, selbst wenn derselbe betreten würde, was zu vermuthen war, gesehen werden konnte.

So standen sie denn auf ihrem Posten. Rings um sie her herrschte das tiefste Schweigen, kein Lüftchen regte, kein Blatt bewegte sich, und was im weiten Umkreise vielleicht das Unruhigste, Bewegteste war, das war des Sängers Herz, das laut und immer lauter schlug, bis zu dem Moment, wo er das Zeichen gab, das bezeichnete Lied zu beginnen und nun die ersten, wehmüthig klingenden Töne durch die linde Nacht erschollen, um bald die Solches gewiß nicht vermuthenden Schläfer im Hause und vielleicht auch in den nahe gelegenen Hütten zu wecken.

Als Herrmann's scharf lauschendes Ohr diese ersten Töne vernahm und sie seiner Erwartung entsprechend fand, legte sich die Unruhe seines Gemüths, und er griff nur dann und wann mit seiner tiefen klaren Stimme ein, um auch jetzt wieder sein Organ zu prüfen und auf das später Folgende vorzubereiten. Indessen ließ er sie nur mit halber Kraft aus der Brust, um die etwaigen Hörer nachher um so mehr zu überraschen; dennoch spitzten die sangeskundigen Tyroler beim ersten Klange derselben die Ohren und wurden von Minute zu Minute aufmerksamer auf den seltsamen Fremden, der immer da auf höchst geschickte Weise mit seiner Stimme eingriff, wo der Eindruck des Vorgetragenen der mächtigste sein sollte und wo sie also stets eine Wirkung übte, die ihnen selber als eine ganz bedeutsame erschien.

Da aber war das erste Lied schon zu Ende und noch Nichts hegte sich im Hause. Erst als das zweite begonnen ward, bewegte sich oben, von keinem der Sänger unter dem Baume freilich bemerkt, eine Gestalt im Balconzim-
mer, und bald darauf trat sie, in ein großes Tuch gehüllt, in das Dunkel der Nacht, in die linde süße balsamische Luft hinaus, beugte sich weit über die Galerie vor und bemühte sich, einen oder den anderen Sänger darunter wahrzunehmen.

Allein dies gelang ihr nicht, sie standen zu gut von dem dichtbelaubten Nußbaum verdeckt, und höchstens konnte sie, als auch das zweite Lied beendet war, ein leises Flüstern vernehmen, ohne jedoch nur einen einzigen bestimmten Ton zu unterscheiden, der ihr die unter dem Baume Stehenden verrathen hätte.

So wurde denn auch bald darauf das dritte Lied, Tyrolers Abschied, angestimmt und beendet, und als kaum der letzte Ton verklungen war, verrieth eine gewisse Bewegung unter dem Nußbaum, daß die Sänger sich zum Gehen anschickten. Herrmann selbst beeilte dies, indem er jedem der Tyroler noch einmal dankbar die Hand drückte und ihnen ganz still den goldenen Lohn überreichte, den er ihnen versprochen hatte. Leise, wie sie gekommen, schlüpften die Leute unter dem Baume fort, und ob auch das Auge, das jede vorgehende Bewegung vom hohen Balcon aus bewachte, ein scharfes und aufmerksames war, es konnte keine einzelne Gestalt unterscheiden, denn die dicht gereihten Bäume verdeckten sie, und die Schatten, die sie warfen, waren in der Nacht zu

tief, um irgend einen Gegenstand klar von dem anderen unterscheiden zu lassen.

So mochte die stille, überraschte und zugleich erfreute Hörerin da oben wohl denken, daß, als sie die Schritte der Weggehenden vernahm, alle Sänger den Ort verlassen hätten; demungeachtet aber blieb sie noch sinnend auf ihrem Platze stehen und schaute träumerisch und schon im Innern bewegt in die schweigende Nacht hinaus und nach dem sternefunkelnden Firmament empor, ohne zu ahnen, daß alles Gehörte erst das Vorspiel der eigentlichen Ueberraschung war.

Herrmann, die Guitarre fest im Arm, war ruhig im tiefsten Schatten des Nußbaums stehen geblieben. Daß er seiner Stimme mächtig war, daß er ihr vertrauen konnte, hatte er beim Singen eben wohl bemerkt, und um sich dieser Hoffnung bestimmt hingeben zu können, hatte er hauptsächlich nur die singende Familie unterstützt, da ja seine Aufgabe eine ganz andere war. Dennoch klopfte ihm jetzt wieder das Herz; um es aber rasch zur Ruhe zu bringen, griff er leise in die ihm gehorsamen Saiten, und augenblicklich war er wieder gefaßt. So war denn der Moment gekommen, den er so lange ersehnt und er machte sich bereit. Er hatte von allen ihm bekannten Liedern nur eines seiner Lieblingslieder auserwählt und zum Vortrage bestimmt, das schöne, einfache und doch so vielsagende Ständchen von Robert Reinick, das er selbst schon vor Jahren componirt und dem ganzen Umfang, der Fülle und Kraft seiner Stimme angepaßt hatte.

Um dem Leser auch die Worte seines Gesanges nicht zu entziehen, da er sie vielleicht nicht gleich zur Hand hat, setzen wir sie hierher, denn diese lieben Worte liest jeder Deutsche immer gern und sie wecken manche schöne Erinnerung in ihm aus seiner längst verschwundenen Jugendzeit.

Sie lauteten:

In dem Himmel ruht die Erde,
Mond und Sterne halten Wacht;
Auf der Erd' ein kleiner Garten
Schlummert in der Blumen Pracht; –
Gute Nacht, gute Nacht!

In dem Garten steht ein Häuschen,
Still von Linden überwacht;
Draußen vor dem Erkerfenster
Hält ein Vogel singend Wacht. –
Gute Nacht, gute Nacht!

In dem Erker schläft ein Mädchen,
Träumet von der Blumen Pracht;
Ihr im Herzen ruht der Himmel,
Drin die Engel halten Wacht –
Gute Nacht, gute Nacht!

Ehe er es zu singen begann, hob er noch einmal den Kopf und lauschte. Alles um ihn her war und blieb still. Da hob er leise, aber mit sicherem kernhaften Einsatz an; glockenrein löste sich die Stimme aus seiner Brust

und schwoll wie ein wachsender Strom allmälig zu ihrer ganzen wunderbaren Fülle und zu ihrem majestäischen Schwunge an. Und wie der Gesang goldklar, rein und sauber war und blieb, so lösten sich auch die einzelnen Sylben der Worte goldklar und rein von seinen Lippen, und wer Ohren zu hören hatte und hier hörte, der mußte sie verstehen und mit ganzer, schwerer, gewaltiger Wucht in sein Inneres einziehen lassen.

Aber nein solch eine Stimme war noch nie in diesem Dorf, unter diesen Bäumen, vor diesem Hause erschallt, so tief wie sie war nie eine in die Herzen der Hörer gedrungen. Wie auf mächtigen Schwingen hob sie sich zu dem sternenreichen Himmel empor, durchfluthete mit ihrer ganzen Fülle, ihrer Alles niederwerfenden Kraft die balsamische Nachtluft und drang dann, in tiefen weichen Tonwellen wiederhallend, zu den nahen Bergen hin, das Echo derselben erweckend und so den Eindruck verdoppelnd, den sie augenblicklich hervorgebracht. Nein, nicht die *Stimme* eines Menschen sang diese Töne allein, auch die ganze *Seele*, das Herz sang sie mit, und was in den Tiefen derselben schließt, enthüllte sich hier mit einer Zaubermacht, wie keine andere Fähigkeit des Menschen als seine Stimme sie üben kann, wenn sie eben eine Stimme ist, wie Herrmann Weber sie besaß.

Er selbst staunte über ihre Fülle und die Innigkeit und Dauerhaftigkeit ihres Tons, und da ihm die Tiefe wie die Höhe heute gleich mächtig und wirksam zu Gebote stand, so mußte er wohl mit sich selber zufrieden sein, und er war es auch.

Kaum aber waren die allmälig hinsterbenden Klänge in dem letzten ›Gute Nacht!‹ verrauscht, kaum stellte sich die frühere nächtliche Stille wieder in der Umgebung des Hauses ein, so wandte auch dieser Sänger sich zur schleunigsten Flucht, und leise durch die Bäume schlüpfend, gewann er bald den Weg nach dem Dorfe, und nun stets im tiefsten Schatten sich haltend, eilte er rasch die Straße, die nach seinem Hause führte, hinab.

Aber was geschah da hinter ihm, was weder er noch ein Anderer sehen konnte? Oben auf dem Balcon lehnte die weiße Gestalt dicht an der Galerie und bemühte sich kaum noch, in die tiefen Schatten, die unter ihr lagen, hinabzuspähen. Denn dazu war sie kaum noch im Stande. Ihr Inneres war wie zerschmettert, ihre Seele aufgelöst, ihr Herz wie zersplittert und aus ihren schönen Augen quollen Ströme von Thränen, wie sie nur *der Mensch* vergießen kann, dessen Seele mit seinen Augen weint und dessen Herz, Geist und Sinn zu gleicher Zeit von der höchsten Vollendung eines menschlichen Kunstwerks ganz und voll ergriffen ist. Was für weitere Gedanken und Empfindungen aber noch in dieser Nacht im Kopf und im Herzen der von Erstaunen und Bewunderung ergriffenen Hörerin wach gerufen wurden, wollen wir hier nicht zu entziffern versuchen, denn wir werden es auf eine andere Weise am nächsten Morgen erfahren, der uns ganz neue und unerwartete Scenen heraufführen wird. Begleiten wir lieber den glücklichen Sänger auf seinem heutigen kurzen Wege und sehen wir, welche Freude ihm da noch zu Theil werden sollte.

Nachdem Herrmann das Schweizerhaus verlassen, ohne zu wissen, daß sich hinter ihm jetzt fast alle Fenster der Zimmer desselben öffneten, in welchen die stillen Bewohner so unvermuthet aus ihrem ersten Schlummer erweckt waren, und nachdem er die Straße eine Strecke hinabgeschritten war, sah er sich plötzlich einer dunklen Menschengruppe gegenüber, die mitten auf dem Wege stand und ihn zu erwarten schien. Es bedurfte nur eines kurzen Hinblicks, so hatte er seine Tyroler erkannt, die sich, als sie ihn kommen sahen, sogleich um ihn drängten und seine Hände zu ergreifen trachteten.

»Wie,« rief er ihnen leise zu, »Ihr seid noch hier? Das ist wider die Abrede, meine Freunde. Macht, daß Ihr fortkommt, unser Ständchen ist ausgesungen.«

»Ach, gnädigster Herr,« sagte da der alte Tyroler mit vor Rührung bebender Stimme, »verzeihen Sie uns, aber es war uns nicht möglich, zu gehen, ehe wir Sie noch einmal gesehen und gesprochen hatten. Ach, Sie sind gegen uns so gütig gewesen, wie nie ein Mensch, und nun haben Sie uns noch eine Stimme hören lassen, wie wir sie nie gehört. Sie singen göttlich, Herr, das ist Alles, was ich sagen kann, und nur *den* Wunsch haben wir noch, zu wissen, wer Sie sind, damit wir Sie auch in der Zukunft bei Namen nennen und Sie rühmen und preisen können, wie es unser Herz verlangt.«

Herrmann war von diesen einfachen und gerades Weges aus dem Herzen kommenden Worten tief bewegt. Er reichte Allen wiederholt seine Hände und drückte sie warm und herzlich.

»Meine lieben Freunde,« sagte er, sie eine Strecke aus dem Wege begleitend, den sie ziehen mußten, »ein glücklicher Zufall hat uns zusammengeführt und ich freue mich dessen mehr als Ihr. Auch Ihr habt mir einen großen Genuß und eine reine Freude bereitet und dafür bin ich Euch von ganzem Herzen dankbar. Aber meinen Namen kann ich Euch nicht nennen, das verbieten mir meine jetzigen Verhältnisse. Damit müßt Ihr zufrieden sein. Wollt Ihr mich aber mit einem Namen nennen, so nennt mich den ›nordischen Sänger‹, denn aus dem Norden stamme ich, wie Ihr aus dem Süden stammt. Zwei Zweige von einem großen Baum, haben wir doch ein einziges Herz, ein deutsches, und dessen Empfindungen wollen wir verkünden, so lange wir den Athem in unserer Brust haben. So scheiden wir denn als gute Freunde. Doch *Euer* Name kann kein Geheimniß sein – wie habe ich Euch also in meiner Erinnerung zu nennen?«

»Wir sind die Familie Alfinger aus Insbruck, sind arme Leute und nähren uns redlich. Unsre einzige Freude ist der Gesang und unsre Liebe unsre Heimat – aber des Sängers Laufbahn führt weit ab davon und wir wissen nicht, wann wir sie wiedersehen.«

»So grüße ich die Familie Alfinger denn,« sagte Herrmann, »und wünsche Euch Glück auf allen Euren Wegen und frohe Heimkehr in Eure schönen Berge. Lebt wohl und bleibt der Kunst des Gesanges treu, denn wer mit frohem Herzen singen kann, dessen Herz ist rein, und

das ist ja der grösste Reichthum, den der Mensch auf Erden besitzen kann. So lebet noch einmal wohl und Gott geleite Euch!« –

Als Herrmann wenige Minuten später sein Zimmer betrat und seine Guitarre und seinen Tyrolerhut in einem verschließbaren Schranke wohl verwahrt hatte, ging er noch lange mit unterschlagenen Armen hin und her. Sein Herz war bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt und er konnte beim besten Willen die Ruhe nicht finden, nach der er sich sehnte. Endlich aber faßte und sammelte er sich. »Das war ein bedeutsamer Tag für mich,« sagte er nun, »das fühle ich an einem dunklen Etwas, was mir die Brust und das Herz erfüllt. Daß er Folgen haben wird, weiß ich auch, aber welche Gestalt und Farbe diese Folgen haben werden, weiß ich nicht. Gut denn, auch so muß ich geduldig sein und mich zufrieden geben. Mag kommen was will, ich werde mich dem, was über mich verhängt ist, gewachsen zeigen, und nun gute Nacht, gute Nacht, Du Lerche da drüben! Die Nachtigall, die Du eben gehört, hat für heute ausgeschmettert, und ob sie noch einmal und wie sie unter Deinem Fenster singen wird, das steht bei Dir. Gebe Gott, daß es ein fröhliches Lied ist, das ich Dir darbringen kann, aber singen werde ich vor Dir noch einmal, und dann – doch gute Nacht – mein heutiger Tag ist vorüber und bald wird die neue Morgenröthe mir verkünden, welch ein Geist den nächsten regiert. Gute Nacht!«

ZWEITES CAPITEL. DIE NÄCHSTEN FOLGEN DES STÄNDCHENS.

Der nächste Morgen war angebrochen und diesmal war, so weit das Auge reichte, kein Gewölk, kein Nebel zu sehen. In seiner wundervollen reinsten Bläue lag der ganze Himmel frei über dem Chamounythal aufgerollt und die Sonne blitzte ihre goldenen Strahlen mit so schohnungsloser Intensität nieder, daß die Hitze schon früh eine ganz ungewöhnliche war.

Herrmann schließt an diesem Morgen länger als sonst; als er sich aber erhob, fühlte er sich, seltsam genug, in einer etwas gedrückten Stimmung, die er sich gar nicht erklären konnte, da doch sein Herz, als er einschlief, voll unaussprechlicher Seligkeit gewesen war. Aber so ergeht es dem Menschen oft im wunderbaren Leben, Sonnenschein und Gewölk folgen in ihm aufeinander, wie draußen in der Natur, und noch Niemand hat es erklärt, und Niemand wird es je erklären können, wie die dunklen Naturgesetze sich oft so widerspruchsvoll bewegen, warum heute Regenwolken den Horizont verdüstern und warum Nachmittags die Sonne scheint, eben so wenig wie wir wissen, warum wir uns so glücklich niederlegen und warum wir so kummervoll aufstehen.

Kummervoll war Herrmann heute nun gerade nicht, es fehlte sogar sehr viel daran, aber die rechte Herzensfreudigkeit, die er nun so bestimmt erwartet, war in ihm nicht vorhanden und er fühlte sich nicht ganz frei von

einer dunkel in ihm wogenden Besorgniß, deren Gegenstand ihm ebenso unbekannt wie ihre Ursache blieb.

Es mochte 8 Uhr geworden sein und er hatte eben seinen Kaffee getrunken, als eine Hand in ziemlich bekannter Weise auf dem Corridor an seine Thür klopfte. Auf seinen Hereinruf trat der Professor de Saulier ein und Herrmann sprang hastig von seinem Sitze auf und eilte ihm begrüßend entgegen.

»O, mein lieber Herr Professor,« sagte er, ihm die Hand drückend, »das ist ja ein unerwarteter und erfreulicher Morgenbesuch. Was in aller Welt verschafft mir denn so früh das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?« Dabei sah er den Professor etwas genauer an und bemerkte nun erst, daß der gute Mann eine etwas umwölkte Miene zeigte, was gar nicht in seiner sonstigen Art und Weise lag, und daß sein Auge unruhig blickte und mit einer gewissen Verlegenheit sich auf sein Gesicht richtete.

»Warum sind Sie denn gestern nicht nach Hameau des Bois uns entgegengekommen und haben uns auch später nicht besucht, lieber Freund?« lautete die erste Frage des wohlwollenden Mannes.

»Ich war auf den Bergen bei Treléchant,« erwiderte Hermann, ruhig wie sonst, »und als ich am Nachmittag zurückkam, war ich stark ermüdet. Die Hitze war so drückend und abspannend, daß ich mich nothwendig ruhen mußte und so bin ich zu Hause geblieben.«

»Ach, die Hitze, die Hitze!« rief der Professor, sich den Schweiß von der Stirn wischend, »das ist auch eine von meinen Sorgen, ja, ja!«

»Von Ihren Sorgen? Haben Sie denn mehrere?«

»Gerade heraus gesagt, ja! Und darum komme ich eben so früh, da ich schon in einer Stunde nach Hameau des Bois reiten muß, um nach dem dortigen Gletscher zu sehen. Doch das ist für den Augenblick Nebensache. Und nun hören Sie – ich will aufrichtig sein. Mein Mädchen macht mir Sorge, mit einem Mal; es ist ihr wie mit dem Winde etwas Unbegreifliches angeweht, und dergleichen ist mir noch nie mit ihr begegnet, obgleich sie mich früher schon oft bedenklich gemacht hat.«

»Meinen Sie Ihre Tochter?« fragte Herrmann, der Etwas von der Sorge des Professors zu ahnen begann.

»Ja, die meine ich, Lieber. O, was es doch für seltsame Geschöpfe unter diesen Weibern giebt! Da sehen Sie nur – da kommen gestern Tyroler Sänger durch das Dorf, singen und musiciren, und Gott weiß, was sie dazu veranlaßt, sie singen auch gestern Nacht unter Wanda's Fenstern. Da haben Sie eigentlich Alles, was ich in diesen Sachen so blinder Mann Ihnen sagen kann. Dieses Ständchen nun hat sie fast aus sich herausgeworfen; sie ist eine ganz andere Person geworden, ich kenne sie kaum noch und weiß nicht, was ich mit ihr machen soll. Daß sie von jeher eine enthusiastische Musikliebhaberin war, je nun, das wußte ich längst, daß sie aber eine solche Närrin sein und sich einen Gesang so zu Gemüthe ziehen könnte, das habe ich nicht gedacht. Der eine dieser Sänger nämlich – allerdings sang er wunderschön, ich habe ihn ja auch gehört, – der hat es ihr angethan und ich habe heute Morgen schon nach der ›Krone‹ gemußt,

um Erkundigungen über ihn einzuziehen. Aber Niemand konnte mir Auskunft geben; die Sänger sind fort über alle Berge, nach Genf, so viel man weiß. Nun soll ich nach Hause gehen und das dem tollen Mädchen sagen. Ich habe ordentlich Angst davor. Da wollte ich Sie denn bitten, daß Sie mich begleiten und ein vernünftiges Wort mit ihr reden. Ich glaube, Sie vermögen viel übr sie in dieser Beziehung, denn sie hat – wie sie dazu kommt, weiß ich nicht – Ihre Person mit diesen Sängern in irgend eine Verbindung gebracht, wenigstens so weit ich aus ihren bunten Reden klug geworden bin.«

Herrmann ging bei diesen, sein Blut bewegenden Wörtern nachdenklich im Zimmer hin und her. Daß jetzt die Handlung an ihn herantrat, sah er wohl ein, und schnell war er entschlossen, mit aller Bedächtigkeit den bevorstehenden Kampf aufzunehmen.

»Das ist ja merkwürdig,« sagte er, vor dem Professor stehen bleibend und ihn gelassen anblickend. »Ich bin natürlich bereit, Ihrem Wunsche zu genügen, aber es ist noch sehr früh und Fräulein Wanda wird mich gewiß noch nicht erwarten.«

»O, das befürchten Sie nicht, sie ist lange fertig, und sie hat Alles, was sie heute gethan, mit einer Hast und Ueberstürzung vollbracht, daß ich es nicht begreifen kann, da ich nicht weiß, warum sie so ist. O bitte, lieber Freud, werfen Sie rasch Ihre Blouse ab und ziehen Sie den Rock an, sonst sind Sie ja auch fertig, wie ich sehe, und dann kommen Sie gleich mit mir – ich habe heute nicht lange Zeit.«

Herrmann bezeigte sich willfährig und nach wenigen Minuten schritt er an der Seite des rasch gehenden Professors die Straße entlang, dem Hause desselben zu.

Da der Professor, von seinen Gedanken zu sehr in Anspruch genommen, unterwegs schwieg, so hatte Herrmann Muße, sich zu sammeln und seine Handlungsweise zu überlegen. »Vor allen Dingen,« sagte er sich, »ist Ruhe nöthig. Ja, Ruhe, Ruhe! Ich werde, wie es mir nun scheint, heute eine Rolle zu spielen haben, und die ist wahrhaftig nicht leicht durchzuführen, wenn ich mir mein kritisches Publikum mit seinen Argusaugen vorstelle. Allein – ich weiß Bescheid und glücklicher Weise besitze ich die Fähigkeit, wenigstens *diese* Rolle zu spielen. Also frisch und frei weg! Unbefangenheit wird helfen, und wenn ich nur mein Herz bewältigen kann – o dies unbegreiflich klopfende Herz – mein Kopf soll fest und klar sein und die Nixe, der Puck soll mich diesmal nicht aus dem Sattel werfen, was sie auch unternehmen mag!«

Man war vor dem Hause unter den Linden angekommen, wo das Maulthier des Professors schon gesattelt stand und von einem Knechte gehalten ward.

»Ah,« rief der Professor, »da ist ja mein guter Grauer schon. Na, ich bin gleich reisefertig, François,« sagte er in französischer Sprache zu dem Knecht, und dann zu Herrmann sich wendend, sprach er wieder Deutsch und sagte: »Setzen Sie sich einige Minuten hier unter die schattige Linde, mein Freund. Ich will nur sehen, wo meine Tochter ist und ihr sagen, was ich in der ›Krone‹ ausgerichtet und daß Sie hier sind.«

Er trat in das Haus und Herrmann, statt sich zu setzen, schritt im Schatten der Bäume hin und her, die Augen träumerisch nach den Bergen gewendet und sich immerfort Muth einsprechend, obgleich er doch gewiß nicht muthlos war. Nach einigen Minuten aber kam der Professor wieder aus dem Hause und winkte schon aus der Ferne in seltsamer Weise mit der Hand.

»Sie ist in ihrem Zimmer,« sagte er, dem jungen Mann näher tretend, »und erwartet Sie darin. Na, ich bin froh, daß ich wegkomme, Sie werden eine etwas saure Morgenarbeit haben. Aber lieber Freund, ich vertraue Ihrem Geschick und Ihrem guten Willen. Thun Sie Ihr Möglichstes, sie zu beruhigen, sie ist noch immer ganz außer sich, obgleich sie sich gegen Sie gewiß nicht im ersten Augenblick so enthüllen wird wie gegen mich. Ich reite nach dem Gletscher des Bois, da ist heute Viel zu sehen. Später, wenn ich wiederkomme – und Sie bleiben gewiß so lange hier – rede ich noch mit Ihnen davon, denn das ist auch wichtig und interessant zugleich. Und nun Gott befohlen! Auf baldiges Wiedersehen!«

Er stieg, von Herrmann nach dem Maulthier begleitet, rasch in den Sattel und der junge Mann sah den alten Herrn, als er die Straße erreicht, eilig abtraben, als sei er froh, von dem Gletscher seines Hauses zu dem in der Natur zu kommen. Jetzt erst wandte sich Herrmann nach dem Hause um und, ruhig und fest wie nie, überschritt er die Schwelle und klopfte an Wanda's Thür.

»Herein!« rief ihre helle Stimme, aus deren Ton das scharfe Ohr des Hörers auf der Stelle die in der Rufenden wogende Erregung heraushörte.

In der That, wie Herrmann heute die sonst immer trillernde, hüpfende, neckende und von Heiterkeit strahlende Tochter des Professors sah, hatte er sie noch nie gesehen und sie schien wirklich über Nacht ein ganz anderes Wesen geworden zu sein. Ihr sonst so lebensvolles, von warmen Farben überhauchtes Gesicht war heute auffallend blaß; auf ihrer makellosen Stirn lag eine schwere, ernste Wolke und ihr hellleuchtendes Auge, das sonst immer gleichsam muthwillige Strahlen schoß, hatte heute einen beinahe finsternen, fast dämonischen Blick, der ganz dazu angethan war, ihren Besuch in die rechte Stimmung für die ernste Situation zu versetzen, der er entgegenging. Als sie ihn aber in seiner gewöhnlichen Ruhe, in der festen Haltung und mit heiter blickendem Auge eintreten sah, und sie umfaßte sein ganzes Wesen sogleich mit einem raschen Blick, richtete sie sich aus ihrer apathischen Lage im Sopha auf, ging ihm einen Schritt entgegen und sagte in einem viel ruhigeren Ton, als Herrmann ihn zu hören erwartet hatte.

»Guten Morgen, Herr Weber. Es ist gut, daß Sie kommen. Nun habe ich doch Einen, an dem ich – meine Galle auslassen kann, wie mein Vater sich vorher auszudrücken beliebte.«

»Ihre Galle?« fragte Herrmann, mit stiller Verwunderung lächelnd. »Wie soll ich das verstehen? Tauben haben ja keine Galle, wie Sie wissen.«

»Tauben? Was soll das heißen? Halten Sie mich etwa für eine Taube? Da will ich Ihnen gleich sagen, daß ich nie eine gewesen bin und nie eine sein will. Nennen Sie mich lieber einen Falken, das ist mir lieber und, damit Sie es gleich wissen, ich will heute ein Falke sein – man hat mich auf die Beize losgelassen und ich will und werde stoßen, wenn mir ein Habicht oder eine Weihe – es mag auch ein Reiher sein – zu Gesicht kommt.«

Herrmann, bei diesem tumultuarischen Ausbruch der in ihr wogenden Gefühle seine ganze natürliche Ruhe wiedergewinnend, lächelte nur noch mehr, nahm sich einen Stuhl, rückte ihn vor das Sopha, auf dem Wanda wieder Platz genommen, und setzte sich darauf.

»Ich wundere mich, Sie schon am Morgen so kriegslustig zu finden,« sagte er. »Und Ihre Miene ist wahrhaftig auch nicht mild. Was haben Sie denn, was Sie so mißgestimmt hat? Ist Ihnen etwa ein Unglück begegnet?«

Diese so ruhig und weich gesprochenen Worte, auf deren Klang Wanda mit scharfer Aufmerksamkeit zu lauschen schien, wirkten mächtig auf sie ein: Ihre Stirn entwölkte sich, ihre Augen blickten nicht mehr so unruhig und ein strahlender Ausdruck flog wie ein warmer Hauch über ihre auch heute wunderbar schönen Züge.

»Ein Unglück?« wiederholte sie. »Nein, aber etwas Wunderbares allerdings. Hat Ihnen mein Vater nichts davon gesagt?«

»Gewiß, aber ich hatte es beim besten Willen nicht begriffen, und der gute Mann war so betrübt über Ihre traurige Stimmung, daß er mir ordentlich leid gethan hat.«

»So. Nun, traurig ist meine Stimmung gerade nicht,« versetzte sie lebhafter als vorher, »sie ist nur etwas gereizt, und dazu liegt ein Grund vor. Doch kurz zur Sache! Haben Sie die Musikanten gehört, die gestern im Dorfe sangen?« Und dabei haftete ihr blitzendes Auge wirklich wie ein Falkenauge auf dem jungen Mann, der wohl fühlte, daß er die ihm aufgedrungene Rolle jetzt zu spielen beginnen müsse.

»Gewiß habe ich sie gehört,« sagte er gleichgültig. »Sie sangen recht hübsch.«

»Recht hübsch?« rief sie mit sichtbarem Erstaunen. »Und das sagen Sie mit solchem steinernem Gesicht? Mann, haben Sie kein Herz?«

»Was soll denn mein Herz hiermit zu thun haben?« lautete seine lächelnd gesprochene Frage.

»O, mein Gott, lächeln Sie nicht mit so lammesartiger Miene!« rief sie, fast fieberhaft erregt. »Ich kann es nicht ertragen. Der Ernst, der wirkliche Ernst ist jetzt an mich herangetreten und schnürt mir mit seiner Bitterkeit das ganze Herz zusammen, denn die Stimme, die eine, die ich meine – Sie nennen sie freilich nur recht hübsch – die hat mich gepackt wie mit Adlerfängen – sie hat meine Seele entzückt, wie nie Etwas in der Welt, denn so – so habe ich nie einen Menschen singen gehört.«

Herrmann's Herz schlug ungestüm bei diesen Worten und die geheime Freude seines Innern erstickte fast seine

Stimme; dennoch bezwang er sich und seine Miene gehorchte seinem Willen, wie sie ihm selten gehorcht hatte. »Wenn das ist,« sagte er mit äußerster Ruhe, »dann bin ich diesmal nicht der rechte Kritiker, da ich eine solche Stimme gar nicht gehört habe.«

Ein flammender Blick, einem niederfahrenden Blitz gleich, schoß ihm bei diesen Worten entgegen. Die im Sopha zurückgelehnt Sitzende beugte sich einen Augenblick vor und sah ihm fest in das gelassene Gesicht, das allmälig schon seine frühere Blässe zu verlieren begann. »Ah,« sagte sie, »Sie haben sie also nicht gehört, dann können Sie freilich nicht darüber urtheilen. Aber – ich bin noch nicht ganz sicher!« sprach sie wie zu sich und fuhr dann ruhiger, aber mit bedeutsamem Nachdruck fort: »Wollen Sie mir wohl eine Frage aufrichtig beantworten, die ich nun an Sie zu richten habe?«

Herrmann besann sich, was das für eine Frage sein könne, aber da er es nicht fand, sagte er mit völliger Gelassenheit: »Gewiß will ich das – fragen Sie nur.«

»Gut, Herr – Weber! So sagen Sie mir – können Sie selbst singen?«

Herrmann schien einen Augenblick etwas betroffen. Auf diese Frage war er nicht vorbereitet. Aber er erkannte sogleich, wohin der Verdacht seines Irrlichts sich neigte, und diesem mußte er vor allen Dingen nachdrücklich begegnen. So sagte er denn, nachdem er sich schnell gefaßt.

»Ach nein, *die* Kunst verstehe ich leider nicht.«

Wanda warf einen seltsamen Blick auf ihn. Glaubte sie ihm, zweifelte sie nur noch etwas oder war sie darüber bereits ganz erhaben, – es wäre schwer zu erkennen gewesen, was von diesem Allem in ihr vorging. Mit einem Mal lächelte sie – zum ersten Mal heute – und dann sprach sie mit leiserer Stimme und innerlich leise erhebend, die Frage aus:

»So. Also Sie *können* nicht singen? *Haben* Sie auch nie gesungen?«

Herrmann hielt den tief dringenden Blick standhaft aus und ihr brennender Wunsch prallte von seinem unbeugsamen Willen ab. »Nein,« sagte er ruhig und mit starr auf sie gerichtetem Auge, »ich habe nie gesungen.«

»Auch nicht als Student?« fuhr sie eben so leise fort, ohne die Miene zu verändern und ihren Blick von ihm abzuwenden.

Herrmann war auf's Neue betroffen. »Als Student?« fragte er langsam. »Woher wissen Sie denn, daß ich Student gewesen bin?«

Wanda gewahrte ihren Fortschritt auf der Stelle und sie lächelte wieder. »Nun, ich denke mir und habe es mir immer gedacht, daß Sie einmal Student gewesen sein müssen.«

»Dann haben Sie allerdings das Richtige gedacht. Ja, ich bin drei Jahre Student gewesen, habe aber auch als solcher nicht gesungen, sondern nur – im Chor bisweilen mitgebrummt.«

»Ah, also eine Brummstimme haben Sie doch wenigstens – das ist schon Etwas. Doch, lassen wir das noch

eine Weile, ich werde bald klarer darin sehen. Sagen Sie mir doch gefälligst erst, was Sie studirt haben.«

Herrmann glaubte nichts Verfängliches darin zu sehen, wenn er in diesem Punkte die Wahrheit sprach, und so sagte er: »Ich habe das Bergfach studirt.«

»Das Bergfach!« rief Wanda, mit ihrer hellen Stimme laut auflachend. »Also ein Bergmann, eine Art Gnome sind Sie gewesen? Nun, dann wundert es mich nicht, daß Sie mich auch für eine Art Berggeist gehalten haben, jetzt wird mir Manches erklärlich, was mir bisher dunkel war. Das geschah also aus Sympathie für die Geistersippschaft! Haha! Das ist artig, nun kennen wir ja schon eins von den vielen Geheimnissen, mit denen Sie sich, wie der Montblanc mit Eis, so männiglich umpanzert haben. So, so! Aber da müssen Sie ja bei meinem Vater sehr viele wissenschaftliche Anknüpfungspunkte gefunden haben – Ihre Fächer berühren sich, wenn auch nur *unter* der Erde!«

Herrmann lachte eine Weile mit ihr, die mit einem Mal ganz fröhlich geworden zu sein schien, dann sagte er ernst: »Ja, sie berühren sich in der That, so gut wie unsere Interessen – *über* der Erde. Da Sie sich aber zu wundern scheinen, daß ich darüber noch nicht gesprochen, so will ich Ihnen die einfache Erklärung davon geben. Einmal liebe ich es nicht, Andern nach kurzer Bekanntschaft zu verrathen, was ich bin und leisten kann; sodann aber spricht man noch weniger gern von einer Carrière, die man aufgegeben hat, um eine andere zu verfolgen. Das

sogenannte Umsatteln, wie man es nennt, hat immer einigen Schatten in seinem Gefolge, auch wenn man nicht selbst davon die Schuld trägt. Dies ist allein der Grund, warum ich mich Ihrem Herrn Vater nicht als College von Fach zu erkennen gab.«

Wanda nickte befriedigt; die Wahrheit, die unverkennbar aus den eben gesprochenen Worten klang, fühlte sie leicht. »Der Grund läßt sich hören,« fuhr sie fort, »aber nun haben Sie mich neugierig gemacht. Auf wessen Rücken haben Sie denn den Sattel gelegt, den Sie dem Bergmann abgenommen haben – darf man das nicht wissen?«

Herrmann faßte nach seiner warm werdenden Stirn, die sich leicht faltete und versetzte: »Die Laufbahn, die ich, einer Naturnothwendigkeit folgend, mit jener ersten vertauschte, ist eine so alltägliche und von unbedeutendem Belang, daß ich gar nicht darüber sprechen mag. Aufrichtig gesagt, es peinigt mich, wenn Sie weiter danach forschen, da ich sonst mit meiner eigenen Vergangenheit auch die Anderer enthüllen müßte. Verlassen wir lieber diesen Gegenstand!«

»Ja, verlassen wir ihn, sage auch ich, quälen will ich Sie nicht.« Und mit einem Mal wieder heiter werdend, fuhr sie fort: »Kommen wir lieber wieder auf den Gesang zurück. Aha, das scheint Ihnen auch nicht recht, doch darin bin ich unbarmherzig. Also vorwärts! Singen Sie mir – oder meinetwegen brummen Sie auch – irgend ein Studentenlied vor.«

Ihre Augen wurzelten starr auf ihm, die seinigen aber hielten den Blick standhaft aus und zuckten nicht. »Ich – ein Studentenlied singen?« sagte er. »Nein, ganz gewiß nicht. Sie sind eine gute Sängerin und ich mag mich Ihnen gegenüber nicht in meinen Mängeln zeigen.«

»Ah, ist es das! Also die liebe Eitelkeit! Ich habe mich Ihnen gegenüber nicht so geziert.«

»Ich ziere mich auch nicht, aber was ich nicht leisten kann, leiste ich nicht. Da haben Sie gleich ein Bruchstück meines schwer gerügten Männerstolzes. Ueberdies habe ich nur, wie schon gesagt, im Chore – mitgebrummt.«

»Gut – Sie sollen sehen, daß ich vernünftig bin. Also im Chore. Vorwärts – da steht das Pianino und ich repräsentire den Chor. Folgen Sie mir, Sie brummender Umgesattelter, und lassen Sie mich Ihre Mängel prüfen.«

Sie sprang auf und fuhr wie eine Windsbraut vor das Instrument. Herrmann folgte geduldig, aber langsam, denn er mußte wenigstens einige Minuten zur Ueberlegung haben. Schnell, wie im Fluge, versetzte er sich im Geiste in frühere Jahre zurück, wo er die oft angestaunte Fähigkeit besessen, den heiseren Stimmen enthusiastischer Dilettanten mit dissonirenden Tönen nachzuahmen und dabei so geschickt seine eigene Stimme zu verhüllen, daß kein Mensch herauszuerkennen im Stande war. Seinem guten Sterne und seiner Kunstfertigkeit vertrauend, wollte er diese Parodie auch jetzt versuchen, und bald war er bereit, dem Eigenwillen der jungen Dame Folge zu leisten.

Sie saß schon am Klavier und gab einige heitere Accorde an. »Was für ein Lied beliebt Ihrer geehrten Brummstimme?« fragte sie, den Kopf schelmisch nach ihm umwendend.

Herrmann, froh, daß sie ihm die Wahl überließ, antwortete rasch: »Mag es denn *›Gaudeamus igitur‹* sein, aber ich sage Ihnen gleich, Sie werden mit den ersten Tönen genug haben.«

»Das werde ich Ihnen selbst sagen, mein Herr Weber, wenn ich Sie erst gehört habe. Also frisch fort, hier ist der richtige Accord – ich nehme *B-Dur*.« Und sogleich schlug sie den Accord an und stimmte mit ihrer hellen Sopranstimme das alte *Gaudeamus* an.

Herrmann räusperte sich, wie ein Dilettant es thut, etwas laut, und dann setzte er mit ganz verstellter Stimme und so glücklich falsch ein, daß die Mitsingende sogleich inne hielt und laut zu lachen begann.

»Das war nicht eben richtig,« rief sie – »das ist der rechte Ton – hören Sie ihn denn nicht?«

»Ich höre ihn schon, aber ich treffe ihn nicht. Das ist eben mein Fehler. Aber nun fahren Sie fort, da Sie mich doch durchaus brummen hören wollen.«

Wanda fing ihr *Gaudeamus* wieder von vorn an und diesmal sang sie den Vers zu Ende, ohne sich durch den Mitsingenden stören zu lassen. Dieser aber trug sein künstliches Machwerk so außerordentlich geschickt, bald einen falschen, bald einen richtigen Ton angebend und bald mit zu hoher, bald zu tiefer, aber immer heiserer Stimme vor, daß, wer seine wirkliche Stimme gekannt,

seine jetzige Leistung für ein Meisterstück hätte erklären müssen.

Da war der Vers zu Ende gesungen und Wanda drehte sich nach dem Singenden um, dessen flammende Röthe sie in diesem Augenblick für die natürliche Wirkung seiner inneren Verlegenheit halten mußte, obgleich sie nur die Folge der Anstrengung und des inneren Zwanges war, den sich der Singende angethan. Gleich darauf sprang sie in die Höhe, lachte laut und herzlich und schlug, im Zimmer auf und ab laufend, wiederholt die Hände zusammen.

»Nein,« rief sie dazwischen, »das hätte ich nicht gedacht! Wie kann ein Mann, der ein so kräftiges, klares Organ beim Sprechen hat, so einen Gesang von sich geben. Haha! Das haben gewiß die Erdgnomen bewirkt, indem sie Staub und Asche in Ihren Kehlkopf bliesen. Nein, ich sehe, ich habe mich geirrt, Sie können wirklich nicht singen. Ach,« fuhr sie ernst werdend fort, »nun kann ich Ihnen in Ruhe sagen, welchen göttlichen Genuß ich gestern Abend gehabt. Der Tyroler, oder der Mann, der gestern Abend unter meinem Fenster gesungen, sang so, wie nur Götter mögen singen können. Nein, Sie glauben es nicht, aber ich war wie berauscht, bezaubert, ganz aus den Fugen, und die halbe Nacht habe ich geweint und geschluchzt. Wer so singen kann, ja, der ist ein Sänger, und dagegen bin ich nur eine armselige Stümperin, wie Sie – gegen mich ein Stümper sind. Nehmen Sie es nicht übel, aber es ist die Wahrheit. – Warum lächeln Sie wieder?«

Herrmann wußte gar nicht, daß er gelächelt hatte. Auch er war jetzt innerlich berauscht, bezaubert von dem Lobe dieser Lippen, und am liebsten hätte er das reizende Geschöpf in seine Arme geschlossen und seine ganze Seele in Liebe vor ihr ausgesungen – in Liebe, ja, denn daß er diese Wanda, diese Fee liebte, das wurde ihm zum ersten Mal in diesem Augenblick vollkommen klar.

So sagte er denn nur kurz, aber mit so wunderbar innigem, beinahe schmelzendem Ton, daß Wanda fast darüber erschrak und plötzlich wieder mit Gewalt in ihre alten Zweifel gerissen wurde:

»Es ist nichts Böses, worüber ich gelächelt haben mag, was ich selbst nicht weiß. Ich freue mich nur, daß Sie die Wahrheit erkannt und daß ich von nun an vor Ihrem Mißtrauen sicher bin.«

Sie sah ihn mit leuchtenden Blicken an. Warum klang ihr denn mit einem Mal dieser Stimmton so seltsam bekannt und warum erinnerte er sie denn nur noch lebhafter an die Stimme, die sie gestern Abend vernommen und die noch immer nicht aus ihren Ohren gewichen war? Und wie – ihr Mißtrauen sollte von nun an ganz verschwunden sein? Warum war es denn jetzt mit einem Male wieder wach, noch mehr als vorher? Sollte dieser Mann sie dennoch täuschen, trotz seiner ehrlichen Miene und trotz jener nur zu leicht geglaubten Worte, die er eben anscheinend so unbefangen und mit dem Ausdruck wirklicher Wahrheit gesprochen?

Sie stellte sich plötzlich dicht vor ihn hin, sah ihm tief in die Augen und sagte rasch: »Herr Weber, thun Sie mir noch *einen* Gefallen.«

»Gern, welchen?«

»Sagen Sie einmal in recht zärtlichem Ton, als ob Sie zu einer Geliebten sprächen: Gute Nacht!«

»Warum denn das?« fragte er, merklich erröthend und wider Willen sein Auge von ihren blitzenden Augen abwendend.

»Still, geradeaus gesehen, mein Herr!« rief sie streng und gebieterisch. »Jetzt giebt es kein Ausweichen – keine Verstellung mehr. Es muß klar werden – ein für alle Mal zwischen uns. Also sprechen Sie, wie ich gesagt: Gute Nacht!«

Herrmann schoß alles Blut in's Gesicht und fast sah er sich trotz aller seiner Kunstfertigkeit und seines festen Willens verrathen. Aber sein eben erwachtes und ihm zum Bewußtsein gekommenes Gefühl für dieses Weib war zu mächtig in ihm, viel mächtiger als die Kraft seiner Selbstbeherrschung, und so sagte er mit einem unglaublich innigen und zärtlichen Ton, der wider seinen Willen aus dem Grunde seiner Seele hervordrang: »Gute Nacht!«

Wanda zuckte zusammen, wie gebrochen, und ihre Hände vor's Gesicht schlagend, ging sie stumm einige Schritte hin und her; dann eilte sie plötzlich zu dem sie verwundert Betrachtenden zurück, faßte ihn am Arm und führte ihn zu dem Sopha.

»Setzen Sie sich – hierher, so!« Und nun ihm voll und ruhig in das wieder gelassen und erwartungsvoll blickende Auge sehend, sagte sie:

»Hören Sie mich an. Seit einigen Tagen, so lange Sie hier sind, kann ich nicht recht klug aus mir werden, und La Haine, dem ich dies vertraut, sagt mir, daß Sie daran schuld und daß Sie ein anderer Mann seien, als der, für den Sie sich ausgeben. Ob er Recht hat, will ich nicht entscheiden, er ist ein Franzose, ein leichtgläubiger, zwar ein guter, mir lieber – ja, ich habe ihn lieb, das gestehe ich ehrlich – aber auch ein eifersüchtiger Mensch. Und daß er keinen Grund zur Eifersucht – gegen Sie hat, das wissen Sie am besten. Doch dies ist nur der Anfang meiner Rede. Mögen Sie sein, wer Sie wollen – daß Sie mich, nur mich allein mit Intriguen *umspinnen*, kann ich nicht glauben, obgleich Sie – ein *Weber* zu sein vorgeben. Doch – das ist kein Scherz, sondern Ernst. Wenn ich Ihnen aber hiermit Unrecht thue, wenn Sie mich nicht umspinnen und berücken, dann thun es Andere und ich habe diese Nacht durch jene Sänger den Beweis davon erhalten. Denn so, wie jener Mann gesungen, singt kein Tyroler, das war keine natürliche Stimme, wie sie jenes Bergvolk hat, sondern das war die geschulte, vortrefflich geschulte Stimme eines Meisters, eines Sängers von Fach. Und sehen Sie, wenn ich nun wüßte, wer mich so umgarnt und mich in solche Unruhe versetzt – namentlich, daß er es mit Absicht thut und mir trotz meiner inneren Angst verbirgt, was ich wissen will und – koste es was es wolle wissen und erfahren werde – ihn, einen solchen Mann,

könnte und würde ich hassen, mit einem Haß, wie ihn noch kein Weib gehegt hat und wie ihn nur so heiße leidenschaftliche Gefühle hervorbringen können, wie sie in meiner Brust leben und wirken. – Ah, lächeln Sie nicht mit Ihrem feinen, heimlichen Lächeln bei diesen Worten – ich vertrage das heute nicht: Und nun hören Sie weiter. Auch Sie, Sie würde ich hassen mit diesem furchtbaren, ewigen Haß, wenn ich wüßte, daß Sie nur eine Idee von Ahnung hätten von Dem, was mir in dieser Nacht begegnet ist, und mir Ihr Wissen verschwiegen. So, nun wissen Sie, was ich Ihnen sagen wollte und nun können Sie lächeln – wenn Sie das Herz dazu haben.«

Sie stand bei diesen Worten rasch auf und trat von ihm fort, um ihm die Thräne zu verbergen, die ihr dabei in's Auge gekommen war.

Herrmann war tief bewegt, und fast schwankte er, was er thun sollte. Aber nur einen Augenblick, dann war er wieder völlig gefaßt. So, nein, so hatte er sich die Entwicklung seines Verhältnisses mit Wanda nicht gedacht, und so sollte sie auch nicht vor sich gehen. Das eitle Herz, der unbändige Geist, die er hier vor sich sah, waren ihm noch nicht weich und weiblich genug. Er hatte diesen Geist zu zähmen und zu bändigen unternommen und er wollte ihn zähmen und bändigen – ganz und gar. So faßte er denn seine Aufgabe rasch und freudig auf, und an ein Gelingen derselben glaubend, spielte er das ernste Gespräch in ein leichteres hinüber, da er wohl wußte, wie beweglich die Welle war, die in diesem kleinen Kopfe

sprudelte und schäumte. Und so sagte er, als Wanda wieder zu ihm getreten war und, von seiner Hand leise gezogen, sich neben ihn auf das Sopha gesetzt hatte:

»Seien Sie nicht böse, daß ich vorher lächelte. Wenn ich es that, so that ich es, nicht etwa weil ich Etwas weiß, was Sie so gern wissen möchten, sondern weil Sie mir heute wieder einmal Gelegenheit geboten haben, in Ihnen eine eigentlich recht gefährliche Person kennen zu lernen. Ja, Sie sind den Männern wirklich gefährlich, wie die Leute sagen, und zwar gleich gefährlich in Liebe wie in Haß. Die Sie Liebenden beglücken Sie nicht – ich habe ja die Beweise davon – und die Ihnen Gutes Erzeugenden hassen Sie, denn ohne Zweifel hat doch Derjenige, der Ihnen in dieser Nacht durch seinen Gesang eine Ueerraschung bereitete, Ihnen damit etwas Gutes thun wollen.«

»Wie, das glauben Sie? Warum verbirgt er sich denn? Der Gutes Thuende scheut nicht das Licht, und dieser Mann brauchte es wahrhaftig nicht zu scheuen, wenn er nicht Gott weiß was für Nebenabsichten verfolgte. Nein, nein, ich bin meiner Sache gewiß. Er hat es nur gethan, um mich zu demüthigen, um mir seine Ueberlegenheit zu zeigen und mir damit zu sagen: Siehe, Du hast bis jetzt nur Deine eigene Stimme bewundert und bewundern lassen, höre jetzt die meine, das ist allein eine Stimme und ich bin der Gott, der nur einzig ist, und Du bist nur, was so Viele sind, ein Mensch. Und leider hat er Recht – denn seine Stimme – ja, ja, ja, sie war – göttlich und die meine ist nur ein ohnmächtiger Hahnenschrei dagegen.«

»Mein Gott!« rief Herrmann bewegt und immer wärmer werdend, »wie seltsam gestalten sich doch vielleicht ganz natürliche Dingen Ihrem Kopfe! Und wie kommen Sie gar dazu, mich damit in Verbindung zu bringen? Was soll denn ich damit zu schaffen haben?«

»Sie, Sie?« rief sie, in ihrem Eifer mit ihrem Tuche nach ihm schlagend, »o, schweigen Sie nur! Was Sie damit zu schaffen haben, weiß ich noch nicht – noch nicht bestimmt wenigstens, aber – so viel sagt mir eine innere Stimme – nennen Sie es meinetwegen Instinct – Sie sind nicht der Freund, der zu sein Sie die Miene annehmen – ach! und Sie verstehen das so meisterhaft – denn wer mich so leiden sieht, wie Sie mich heute leiden sehen, und wer mir dabei nicht die Hülfe bringt, wenn er sie in seiner Hand hat, der – der kann mein Freund nicht sein!«

Jetzt stand Herrmann auf. Er konnte nicht mehr so nahe bei ihr sitzen, ohne seine Gefühle zu verrathen, und so ging er stumm, mit gebeugtem Kopfe vor ihr hin und her, während sie leise vor sich hin weinte. Plötzlich aber trat er wieder auf sie zu. Er hatte sich noch einmal männlich bezwungen und seinen Entschluß bis zum Ende durchzuführen den unerschütterlichen Vorsatz gefaßt. »Mein Fräulein,« sagte er, »Sie haben mir eben Muth gemacht, mich wirklich für Ihren Freund zu halten. Das will ich denn auch sein und bin es, glauben Sie mir. Mehr aber – kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß nicht mehr. Und was Herrn La Haine betrifft –«

Er stockte. »Nun?« fragte Wanda mit blitzendem Auge. »Was soll der hier?«

»Was Herrn La Haine betrifft,« fuhr er fort, »so ist es mir ganz einerlei, wofür er mich halten mag, wenn Sie mich nur – für mich selber halten. Zwar ist er ein Mann, den Sie lieben –«

»Wer sagt Ihnen, daß ich ihn liebe?« unterbrach ihn Wanda fast heftig. »Ich habe ihn lieb, habe ich gesagt, aber ich liebe ihn nicht. Das ist ein großer Unterschied, mein Herr.«

»Mein Freund, wollen Sie sagen,« erwiderte Herrmann ruhig. »Also das ist bei Ihnen ein Unterschied?«

»Ja, ein so großer, daß ich Ihnen seine Größe nicht schildern kann, wenn Sie mich nicht ganz kennen, und Sie kennen mich nicht, das sehe ich an dieser einen Frage. Zwischen lieben und liebhaben liegt ein Berg, höher, unübersteiglicher als dieser da – und wenn ich einmal so unglücklich sein sollte, einen Mann mit *der* Liebe zu lieben, wie ich sie nur empfinden kann, weil ich sie mir als die rechte, die einzige, die wahre Liebe denke, dann –«

»Nun, was dann?« fragte Herrmann mit lautschlagendem Herzen.

»Dann wüßte er es selbst sehr bald, denn ich bin nicht so *stolz*, nicht so *hinterhaltig*, meine Liebe nicht zu äußern, sie zurückzuhalten, wenn ich sie wirklich empfinde. Ja, er sollte sie bald erfahren, und müßte ich ihm auf den ewigen Eisdom des Montblanc dort nachklimmen – ich thäte es, und wenn ich auch mit ihm dort oben erstarren und in den Tod sinken müßte!«

Herrmann drückte seine Hand auf das fast zerspringende Herz und athmete laut, und wer weiß, wie diese Scene geendet haben würde, wenn nicht in dem bedenklichsten Augenblick die Thür aufgegangen und Jean Jacques hereingeflogen wäre um sich in des schönen Onkels Arme zu stürzen und sich von ihm küssen zu lassen, wie man nur Feenkinder küßt, wenn man die Feen selbst nicht küssen darf.

DRITTES CAPITEL. DER GLETSCHERBRUCH.

Einige Stunden waren vergangen und die aufgeregten Gefühlswogen der beiden Menschen hatten sich allmälig wieder gelegt, wie die Wellen im Meere sich senken und glatten, wenn der ungestüme Wind, der sie heraufbeschworen, zu blasen aufgehört hat. Nachdem Wanda Alles, was drückend auf ihrem Herzen gelegen, abgewälzt und ihren Empfindungen wenigstens durch Worte Lust gemacht, war sie wieder heiter und ruhig geworden, nicht ganz so wie sonst, aber doch in so weit, daß der Verkehr mit ihr wieder ein angenehmer und im Ganzen befriedigender wurde.

Es mochte etwa halb ein Uhr sein, als sie mit Herrmann am Frühstückstisch saß, diesmal im Zimmer, denn die Hitze im Freien war bei der stillen Luft fast unerträglich geworden. Als sie nun gemächlich über verschiedene Dinge plauderten und dabei nur wenig genossen, weil Beide nach dem Vorangegangenen nur geringen Appetit verspürten, kam der Professor von seinem Morgenausfluge zurück. Vom Ritt in der glühenden Mittagssonne

erhitzt und arg bestaubt, trat er in das Zimmer, und als er hier seine Tochter ruhig und friedlich dem Freunde gegenüber sitzen und plaudern sah, heiterte sich auch seine Miene auf, die etwas bedrückt und umwölkt erschien, als er vor die Augen der jungen Leute trat. Nachdem er sie herzlich begrüßt und sie dann einen Augenblick wieder verlassen hatte, um sich zu säubern und ein leichtes Röckchen überzuwerfen, erzählte er, während er Speise und Trank zusprach, wo er gewesen, was er gesehen und was in baldiger Zeit draußen an den Gletschern zu befürchten sei.

»Ja,« sagte er, »ich habe schon seit einigen Tagen gewußt, daß es so kommen würde. Die Hitze war zu anhaltend und zu intensiv, das vertragen unsere Eisberge nicht. Sie fangen an zu schmelzen und ihre Wässer in das Thal zu ergießen. Die Arve und alle die kleinen Nebenbäche füllen bereits ihr ganzes Bett aus und manche sind schon darüber hinaus gestiegen. In Hameau des Bois und selbst in Chamouny macht man sich auf Alles gefaßt. Die Brücken will man nicht abtragen, obgleich vorherzusehen, daß sie dem Andrange des Wassers nicht widerstehen können. Und wenn es dahin kommt, dann werden auch die Häuser in den Dörfern und die Landstraßen darunter zu leiden haben. Die armen Menschen sind in Sorge und erinnern sich mit Schrecken an frühere traurige Zeiten«

»Kann man denn dagegen keine Hülfe finden?« warf Herrmann dem eifrig Redenden ein.

»Hülfe?« fragte dieser mit weit aufgerissenen Augen. »Wer soll sie denn bringen und wie soll er es beginnen? Ach, lieber Freund, gegen die Gewalt der Natur vermag hier der Menschengeist und die Menschenhand nichts, dazu sind beide viel zu schwach. Geduldig abwarten muß man, was geschieht und, wenn das Unglück hereinbricht, sich darein ergeben. Das ist Alles, was man thun kann. Ich will noch froh sein, wenn es blos eine Ueberschwemmung giebt, aber dabei bleibt es nicht stehen, geben Sie Acht. Was oben auf den Gletschern vorgeht, weiß man nicht, denn Niemand wagt sie zu betreten. Bereits kracht und donnert es in den Lüften – da, hören Sie es nicht? – die Gletscher fangen an zu bersten und ihre Steingeschütze werden sie bald herniedersenden. Es braucht nur eine *große* Lawine zu fallen, wie sich jetzt schon viele kleine lösen, dann kann es ein neues Steingrab geben wie im Jahre 1820. Ich wäre gern noch in Hameau des Bois geblieben und hätte meine Beobachtungen am Gletscher dort fortgesetzt, denn er ist der schlimmste von allen, da er so tief an das Dorf herabreicht wie der unsrige, aber von viel gewaltigeren Schneefeldern überragt wird, die ihn weit gefährlicher machen. Unser Argentièresgletscher ist ein ruhiges Kind dagegen, obgleich auch er schon wild genug sein kann. Na, nachdem ich mich hier ein wenig gestärkt und mich überzeugt habe, daß bei uns –« und er warf einen froheren Blick auf das gespannt lauschende Gesicht seiner Tochter dabei – »Alles in Ruhe und Frieden zugeht, reite ich wieder hin und sehe mir die Katastrophe an, die unausbleiblich ist.«

Bis hierher hatte Wanda ruhig und aufmerksam zugehört, jetzt aber sprang sie plötzlich von ihrem Sitze auf, trat an ein Fenster und schaute ungeduldig nach den Bergen hinüber. Als sie wieder davon zurückkam, stellte sie sich an den Tisch zu den beiden Männern, sah ihren Vater mit flammenden Augen an und fragte rasch:

»Wenn Du so bestimmt weißt, daß etwas Großes und Bedeutsames in unserer nächsten Nähe geschieht, dann kannst Du mir vielleicht auch sagen, die Wissenschaft ist ja unfehlbar, wie Du so oft verkündet – wann die gefürchtete Katastrophe eintritt?«

»Kind,« entgegnete der Vater mild, »in der Vorhersagung eines solchen Zeitpunkts ist die Wissenschaft nie unfehlbar gewesen. Sie kann nur Vermuthungen hegen, und bis irgend Etwas von Bedeutung eintritt, können Stunden oder auch Tage vergehen, ich weiß das nicht.«

»So. Also die Arve ist schon über ihre Ufer getreten? Wo denn?«

»In den Wiesen bei Chamouny.«

»O, die liegen sehr tief, dann ist die Gefahr noch nicht so nahe. Aber ich möchte den Gletscher des Bois wohl aus der Nähe ansehen. Wenn es Lawinen giebt, muß ich dabei sein.«

»Wanda,« sagte der Vater ernst, »Du weißt nicht, was Du sprichst. Dabei zu sein, wenn die Lawinen fallen, ist ein Wunsch, den ich – nimm es mir nicht übel, Kind – noch von keinem vernünftigen Menschen habe aussprechen hören. Oder, habe ich Dich vielleicht nicht recht verstanden?«

Wanda's Augen funkelten. »Insofern hast Du mich nicht recht verstanden, als Du glaubst, ich würde mich an einen Ort stellen, wo die Lawinen mich erreichen nimmt. Nein, das fällt mir natürlich nicht ein. Ich gehöre also nicht zu den Unvernünftigen. Sehen, aus der Ferne, aber muß ich sie. O, ich brauche heute eine äußere Aufregung – mir ist es im Herzen so dumpf und trüb – so werde ich denn nach Hameau des Bois gehen und den Donner der Lawinen hören und ihre Schneemassen fallen sehen.«

Der Vater schüttelte bedenklich den Kopf, da er nun schon wußte, daß aller Einspruch vergeblich sein würde. »Ich mag Dir das große Schauspiel nicht mißgönnen,« sagte er mit seiner mildesten Stimme, »aber bedenke die große Hitze, Kind, es ist gerade Mittagszeit!«

»Die Hitze beängstigt mich nicht so sehr, wie mich mein Herz beängstigt, wenn ich zu Hause bleibe. Es ist beschlossen, Vater, ich gehe.«

Der Vater warf einen trostlosen Blick auf den schweigend vor ihm sitzenden und einen aufmerksamen Zeugen dieser Scene abgebenden Gast, dann wandte er sich zu Wanda und sagte gelassen: »Geh', wenn Du durchaus mußt, aber nimm wenigstens ein Maulthier aus der ›Krone‹ mit. Den Grauen brauche ich nachher selber, da ich um drei oder vier Uhr wieder hinaus will.«

»Nein,« entgegnete Wanda fest, »was soll mir das Maulthier nützen! An Ort und Stelle hindert es mich nur und da muß man sich nicht Sorgen um Fremdes auferlegen. Und die kleine Stunde nach Hameau des Bois gehe ich langsam und nehme überdies einen großen Schirm.«

Bis hierher hatte Herrmann geschwiegen. Jetzt, da er die Reise beschlossen sah und mit dem Professor erkannnte, daß keine Ueberredung die kühne Elfe von ihrem Unternehmen abhalten würde, sagte er:

»Wollen Sie denn allein gehen, Fräulein Wanda?«

Sie sah ihn groß an, denn noch nie bisher hatte er in der Anrede ihren Namen ausgesprochen.

»Natürlich will ich allein gehen,« erwiderte sie mit ernstem Gesichtsausdruck, lächelte aber sanft, als sie sogleich hinzufügte: »wer sollte mich denn begleiten? La Haine ist nicht hier und die Anderen haben keinen Muth.«

»Welche Anderen meinen Sie?« fragte Herrmann ruhig.

»Was weiß ich, wen ich meine und wer mir gerade in die Gedanken kommt! Sie gehen ja doch nicht mit.«

»Wer sagt Ihnen das?« fuhr Jener gelassen fort, indem er langsam von seinem Platze aufstand.

»Weil Sie sonst schon längst aufgesprungen wären und mir Ihre Begleitung angetragen hätten.«

»Sie irren, mein Fräulein; der Eine springt und tanzt, wenn er Musik hört, und der Andere hört und sieht ruhig zu und hat doch vielleicht mehr Vergnügen dabei als Jener. Ich bin ein Deutscher, wie Sie wissen, und meine Entschlüsse reifen langsam; wenn sie aber einmal gefaßt sind, werden sie auch unwiderruflich ausgeführt.«

»Und das heißt hier – jetzt?« fragte sie, fast so heiter wie sonst lächelnd.

»Daß ich mit Ihnen gehe. Ich will auch einmal Lawinen fallen sehen und donnern hören, da es denn doch welche geben soll.«

»Na – das ist mir lieb!« rief der Professor freudig und sprang nun auch vom Tische auf. »Wenn Sie bei dem tollen Mädchen sind, dann hat sie, wenn nicht einen Schutz, doch einen Rath zur Seite, und auf Ihren Rath und Beistand gebe ich Etwas. Geht also in Gottes Namen; Kinder, und seht Euch das erhabene Naturschauspiel mit an, ich komme später selber nach und hoffe Euch in Hameau des Bois zu finden. Aber vorsichtig, Kinder, seid nicht übermüthig, nicht gedankenlos. Eure Rückzugslinie müßt Ihr immer im Auge behalten und Augen und Ohren offen haben.«

»Wer denkt an den Rückzug,« rief Wanda lachend und schon wieder einen Triller hören lassend, »wenn man noch nicht einmal vorgegangen ist. Hier, unser Held von Düppel und Alsen, der kann Dir erzählen, daß man selbst nicht an die Kugeln denkt, wenn es vorwärts zum Siege geht. Haha! Also voran! Rüsten Sie sich! Ich bin in fünf Minuten wieder bei Ihnen!«

Sie sprang zur Thür hinaus und der Professor sah ihr lächelnd und kopfschüttelnd nach. Dann trat er zu Herrmann heran und sagte rasch: »Nun – habe ich nicht Recht, ist sie nicht ein seltsames Ding? Aber man kann ihr wahrhaftig nicht böse sein, sie ist zu lieb und hold dabei. Doch nun sagen Sie mir, wie ist es Ihnen möglich gewesen, den Sturm zu bewältigen, der heute Morgen in ihr tobte?«

Herrmann lächelte still und dann sagte er leise: »Er ist noch lange nicht vorüber, Herr Professor, so weit ich es beurtheilen kann. Er schläft für jetzt nur, da ein neuer Sturm aus einer anderen Richtung zu wehen beginnt. Doch, gedulden Sie sich. Ich kenne ein Mittel, das ihn ganz besänftigen kann und wird, nur geben Sie mir einige Frist.«

»Wirklich?« rief der Professor, sichtbar erfreut »O, dann wenden Sie es an, mit ganzer Macht. Ich lechze nach Ruhe im Hause und im Herzen. Aber ich sage Ihnen gleich, das Mittel muß radical sein, sanfte Palliative verschlagen nicht – ich kenne meinen Puck und weiß, welches Blut in seinen Adern kreist.«

Herrmann wollte eben einige Worte erwidern, als die Thür aufgerissen ward und Wanda stürmisch herein gesprungen kam.

»Ich bin fertig,« rief sie mit Hast – »sind Sie es auch? Aber mein Gott, was sehe ich? Mit diesen dünnen Stiefeln wollen Sie gehen? Wo sind die Bergschuhe?«

»Zu Hause, mein Fräulein!« entgegnete Herrmann heiter; »Berge werden wir ja wohl heute nicht erklettern.«

»Ach so! Sie gehören also auch zu Denen, die den Regenschirm nur mitnehmen, wenn die Sonne scheint und ihn zu Hause im Schrank haben, wenn sie ihn draußen gebrauchen. Haha! Doch da habe ich wenigstens einen Schirm für Sie mitgebracht und nun wird die liebe Sonne ja wohl Ihren Teint nicht verderben. Adieu, Papa, jetzt ist genug geplappert, nun wollen wir thaten.«

»Adieu, mein Kind!« und er küßte sie herzlich. »Adieu, mein lieber Freund, und auf baldiges Wiedersehen!« Während Wanda schon vor der Thür war, reichten die Männer sich die Hand und lächelten sich mit dem Kopfe nickend zu; dann folgte Herrmann ruhig und gelassen, wie er der beweglichen Nixe gegenüber immer war, dieser nach und trat mit ihr den Gang nach Hameau des Bois an.

Unter ihren großen, weit ausgespannten Schirmen schritten nun die beiden jungen Leute durch das Dorf und auf die schöne, vielfach gewundene Straße hinaus, die nach Hameau des Bois und Chamouny führt. Allerdings war es drückend heiß, allein da sie sich langsam ihrem Ziele zu bewegten und ein leichter Südwind sich eingestellt hatte, der von den Gletschern her einige Kühlung beranwehte, so war ihr Weg weniger beschwerlich, als Herrmann erwartet haben mochte. In seiner jetzigen Gemüthsverfassung, wo sein ganzes inneres Sein in fluthender Bewegung, seine Nerven auf das Aeußerste angespannt waren und er für jedes Wort, jede Aeußerung seiner Begleiterin ein wachsames Ohr haben mußte, war er nicht gerade zum lebhaften Gespräch aufgelegt, und es blieb daher dieser fast allein überlassen, sich und ihm den Weg durch allerlei Bemerkungen über das zu erwartende Naturschauspiel zu verkürzen. Allein auch Wanda war heute bei Weitem nicht so mittheilsam wie sonst, und

den Scherz, der früher so lebhaft von ihren Lippen sprudelte, schien sie fast ganz vergessen zu haben, wie sie auch nicht mehr trillerte und sang, wozu die Munterkeit ihres Geistes und die Heiterkeit ihrer Seele in vergangenen Tagen sie immer gedrängt hatte. Vielmehr war auch sie nachdenklich und schweigsam, nur flogen ihre hellen Augen fleißig nach der Seite der Bergkette hinüber, wo die Gletscher lagen, ohne daß man in der ersten halben Stunde irgend etwas Ungewöhnliches daran hätte wahrnehmen können. Erst als sie sich dem kleinen Weiler, ihrem nächsten Ziele, näherten, sahen sie die an ihrer Seite fließenden Gewässer angeschwollen und hörten sie lauter rauschen, und zuweilen drang auch schon ein donnerartiger Ton zu ihnen herüber, als ob ein Gewitter in der Ferne grollte, von dem doch am sonnenklaren Himmel, den kein Wölkchen trübte, keine Spur zu bemerken war.

Endlich hatten sie Hameau des Bois erreicht und hier hielten sie einen Augenblick an, um mit einer Frau zu reden, der vor ihren Augen ein kleiner Unfall begegnete, welcher die beiden Wanderer zum ersten Mal an diesem Tage zum lauten Gelächter zwang. Die Frau, eine stattliche Bewohnerin des Thales, kam über die schlüpfrige Wiese vom Dorf her geritten und saß so gemächlich wie möglich auf ihrem großen Maulthier, dessen Zügel sie schlaff in der Hand hielt. Als dasselbe aber die frische Wiese verlassen und den staubigen Weg der Landstraße betreten sollte, verweigerte es nach Maulthiers störrischer Art den Dienst und blieb auf der Wiese stehen, sich

ruhig nach allen Seiten umblickend und weder den zurenden Worten noch dem Rucke der Zügel seiner Reiterin gehorchend. Als diese nun aber endlich einen Strick vom Sattel löste und das widerspenstige Thier damit zu schlagen begann, ereignete sich der kleine Unfall, denn ohne irgendeinen Schritt vorwärts zu thun, warf es sich plötzlich zu Boden auf die Seite und die runde Frau kugelte, im Falle sich überschlagend, wie ein geworfener Ball auf der nassen Wiese herum.

Als die arme Frau, das Gelächter Wanda's und Herrmann's vernehmend, sich flugs wieder anfrichtete, während ihr Maulthier sich behaglich im Grase wälzte und dabei ein lautes Freudengestöhn ausstieß, trat sie mit lachend an die Herrschaften heran, ihr Maulthier sich selbst und seinem unschuldigen Vergnügen überlassend.

»Das war unangenehm, Mutter Tournier!« redete Wanda sie an, die sie kannte, denn sie war die Frau des Mannes, dem die kleine Hütte an der Quelle des Arveiron gehörte. »Aber es ist gut, daß Ihr mit heiler Haut davongekommen und nur ein wenig naß geworden seid. Wo wollt Ihr denn hin?«

»Ach, Demoiselle Cath'rin,« entgegnete die Bäuerin, »es ist heute ein wahrhafter Unglückstag für uns. Erst kommt die Hitze und die Ueberschwemmung – und nun muß ich auch noch dies lächerliche Mißgeschick hier erleben. Ich wollte nach Argentières, wo ich einen nothwendigen Besuch zu machen habe.«

»So. Doch Ihr spreicht von einer Ueberschwemmung, – wo ist sie denn?«

»Sehen Sie doch da, Demoiselle Cath’rin, die Wiesen stehen ja schon voll Wasser. Die Arve ist oberhalb des Dorfes übergetreten und sie ist unaufhaltsam im Steigen begriffen. Meine Kinder haben die Hütte am Arveiron auch schon verlassen, sie steht leer, denn heute kommt doch kein Besuch dahin und bald wird auch sie unter Wasser stehen.«

»Die Hütte, die liegt ja hoch auf den Steinen,« bemerkte Wanda, »Ihr habt wohl nur Sorge vor der Zeit. Kann man denn nicht mehr über die Moräne nach der Hütte gehen?«

»O ja, das können Sie ganz gut, die Moräne liegt noch trocken, aber wie lange wird es dauern? Ach, Sie sollten nur den Arveiron heute sehen, der schäumt und brüllt wie nie und das Loch im Gletscher, aus dem er hervorbricht, ist doppelt so groß wie sonst.«

»So, ich danke Euch, Mutter Tournier, und nun nehmt Euer Maulthier und reitet nach Argentières – es ist ja wieder aufgestanden. Wir aber wollen uns einmal das große Loch im Gletscher betrachten.«

»Ach, Demoiselle Cath’rin,« bat die Frau, »gehen Sie lieber nicht dahin; wer weiß, wie rasch das Wasser steigt und dann können Sie am Ende nicht mehr über die Moräne zurück.«

Wanda nickte lachend. »Adieu, Mutter Tournier,« rief sie, »wir möchten einmal selbst sehen, ob der Weg noch passirbar ist. – Kommen Sie,« wandte sie sich, der Frau den Rücken kehrend, an Herrmann, »wir wollen uns nicht länger aufhalten als nöthig.« Und während dieser

ihr ruhig folgt und mit ihr dem kleinen Birkenwäldchen zuschritt, das sie noch von der Moräne trennte, sagte sie: »Diese Leute aus dem Thal sind ängstlicher Natur, ich weiß es. Wenn sie kleine Pfützen auf ihren Wiesen bemerken, fabeln sie gleich von Ueberschwemmung. Sehen Sie hier etwas davon?«

»Nein, ich sehe allerdings nichts,« erwiderte Herrmann, »und doch scheint mir Vorsicht geboten wozu ja auch schon Ihr Herr Vater rieth.«

Wanda stand im Gehen still und sah den Sprechenden mit ihren großen Augen lächelnd an »Wenn Sie schon die Courage verloren haben, weiter zu gehen,« sagte sie, »so bleiben Sie zurück; ich gehe wenigstens nach der Hütte, wenn der Weg bis dahin erträglich ist.«

Herrmann lächelte auch. »So leicht verliere ich die Courage nicht, wie Sie denken,« erwiderte er, »und was Sie unternehmen, glaube ich auch leisten zu können. Gehen Sie also getrost weiter, ich will Ihr getreuer Knappe sein.«

»Aha, also Knappe, nicht Ritter!« scherzte Wanda, schon weiter gehend, »nu, das war einmal ehrlich gesprochen. Nun weiß ist da, wie ich mich heute Ihnen gegenüber zu verhalten habe. Also vorwärts, getreuer Knappe, Ihre Dame trägt Ihnen die Fahne voran.«

Und sie schwang lustig ihren Schirm in der Luft und hüpfte, aus dem Wäldchen tretend, etwas rascher als vorher über die kleinen Steine, die hier schon den Anfang der wilden Moräne anzeigen.

Der gewöhnliche Weg durch die bald größer werden-
den Steinrümmer war allerdings noch passirbar und
noch verrieth keine Spur von Nässe die drohende Ue-
berschwemmung. Als Herrmann dies bemerkte, schritt
er kühner und dreister der rasch vor ihm Hergehenden
nach und bald sahen sie die verlassene Hütte vor sich
liegen, die man, wie es ihm jetzt selbst däuchte, etwas
vorzeitig aufgegeben hatte. Allein, als man dem kleinen
Blockhause näher kam, wurde der Weg doch schon leid-
lich schlüpfrig und zuletzt mußte man sich die trockenen
Stellen suchen und oft über größere Geröllstücke steigen,
um einen besseren Weg zu finden.

Herrmann, der dies wohl bemerkte, aber Wanda trotz-
dem rastlos weiter vorbringen sah, folgte ruhig und so
erreichte man das Blockhaus, in dessen unverschlosse-
nes Innere Wanda mit einem siegreichen Jubelruf trat,
als habe sie nun erst ihre ganze frühere Munterkeit wie-
dergefunden.

Da in der Hütte stets nur wenige Vorräthe gehalten
und das etwa täglich Gebrauchte von Hameau des Bois
dahin geschafft wurde, so konnte man heute noch weni-
ger auf Speise und Trank rechnen. Dennoch fanden sich
einige Flaschen Wein und Brodreste vor, um deren Ber-
gung man keine Sorge gehabt zu haben schien, und Wan-
da stieß abermals einen lauten Freudenschrei aus, als sie
diesen Fund that und ihn sogleich für gute Beute erklär-
te.

»Das ist ganz artig von den guten Leuten,« sagte sie,
»daß sie uns diese Erquickung hier gelassen haben; nun,

dafür sollen sie nachher redlich belohnt werden. Geschwind, Herr Weber, öffnen Sie eine Flasche, und wenn Sie keinen Korkzieher bei der Hand haben, köpfen Sie sie – ich habe Durst und Sie gewiß auch.«

»O ja,« erwiederte Herrmann, der seine ruhige Stimmung völlig wieder erhalten hatte, als der Wanda so vergnügt sah, »aber glücklicher Weise bin ich mit dem Nöthigen versehen. Da ist es schon und da stehen ja auch Gläser – her damit!«

Rasch war eine Flasche entkorkt und der dunkelrothe herbe Wein füllte bald zwei Gläser, die Beide eifrig leer-ten, worauf sie auch zu dem Brode griffen, das ihnen trefflich mundete. Als sie aber rasch gegessen und noch ein Glas Wein getrunken hatten, sagte Wanda:

»So, nun können wir es wieder eine Weile aushalten und den Rest der Flasche versparen wir uns für den Rückweg. Jetzt wollen wir untersuchen, wie die Quelle des Arveiron und das große Loch im Gletscher aussieht. Kom-men Sie, eine Strecke können wir noch weiter vorgehen.«

Beide traten aus der Blockhütte und wanden sich durch die Steinräümmer dem Bache zu. Der Weg, der et-was höher lag als der vor der Hütte, war wirklich auch trockener, und da man bald in die Nähe des Arveiron gelangte, glaubte Herrmann schon, daß die gerathene Vor-sicht wirklich umsonst gesprochen sei. Endlich gelang-ten Beide an einen großen Felsblock, der ihnen bisher die Aussicht nach der Quelle verdeckt hatte und der so glücklich lag, daß man auf seiner sanft geneigten Fläche, sobald man sich erst hinausgeschwungen, bis zu seiner

höchsten Höhe, wenn nicht gehen, doch wenigstens kriechen konnte, um in Angesicht der Quelle und des durch die Steine brausenden Arveiron selbst zu gelangen.

Wanda blieb vor dem Block stehen und sah sich nach Herrmann um, der dicht hinter ihr stand. »So,« sagte sie, »weiter dürfen wir nicht und hier wollen wir rasten. Aber auf den Block muß ich hinauf – leihen Sie mir Ihren Arm, getreuer Knappe!«

Herrmann bot seine Hand, Wanda stützte sich fest darauf und mit einem raschen Schwunge, den sie sich gab, stand sie auf dem Steinblock, sich nun auch ihrer Hände bedienend, indem sie vorsichtig auf die Höhe desselben klomm. Sie saß schon bequem auf der Spitze, als Herrmann ihr vorsichtig nachkroch und nun, als sie sich erst aus ihrem Sitze eingerichtet, hatten sie allerdings ein schönes und so erhabenes Schauspiel vor sich, wie es Beide vielleicht nicht zu finden erwartet hatten.

Die Eisgrotte, aus der der kleine Bach strömt, war gewiß doppelt so groß wie früher, denn ungeheure Eisstücke waren von seiner Höhlung herabgestürzt und ragten in allen Farbenschattirungen, vom klarsten Weiß bis zum dunkelsten Blau, aus dem schäumenden und sprudelnden Wasser hervor. Dieses aber ergoß sich mit einer Heftigkeit in das alte Steinbett, wie noch nie zuvor und strömte brausend und rauschend wie ein übervoller Wasserfall, Eisblöcke und Steine mit sich fortreißend, zwischen seinen engen Felsenufern hin. Jeden Augenblick aber krachte und donnerte es in der schimmernden Grotte, ungeheure Eismassen stürzten fortwährend von der

Decke nieder und hoch auf spritzte dann das eisige Wasser in Millionen perlenden Tropfen, die alle Farbenspiele annahmen, da die goldene Sonne mitten in das chaotische Gewirr hineinfiel und so das Ganze wie ein feenhaftes Reich erscheinen ließ, in welches zu schauen nur selten dem staunenden Menschenauge vergönnt ist.

»Nun,« sagte Wanda nach einer Weile, nachdem sie mit entzückter Seele das Ganze überschaut, »was sagen Sie jetzt? Lohnt dieser Anblick nicht die kleine Mühe, die wir uns gegeben haben?«

»Ja,« erwiderte Herrmann, mit dem Kopfe nickend, »er lohnt sogar reich. Hören Sie doch das Brausen des rauschenden Wassers, ist das nicht eine wahre Musik?«

»Es ist eine Sphärenmusik – ja, Sie haben Recht. Und das Alles hätten wir versäumt, wenn wir der Abmahnung engerherziger und allzu vorsichtiger Menschen hätten Gehör schenken wollen. – Doch still, die Sphärenmusik entwickelt sich erst. Da oben geht auch etwas vor – blicken Sie doch einmal nach dem Gletscher hinauf.«

Und in der That, bis jetzt hatte das unmittelbar vor ihren Augen liegende Schauspiel nur die Zuschauer angezogen und gefesselt, nun aber schienen auch die höheren Regionen ihre Kraft und Leistungsfähigkeit entwickeln zu wollen. Auf der Höhe des vor ihnen liegenden Gletschers, noch weit über dem Eismeer hinaus, von woher sie schon auf dem Wege nach dem Dorfe das bisweilen grollende Gewitter vernommen hatten, fing es an sich zu regen und in wenigen Secunden sollten alle ihre Sinne

von dem dort oben Vorgehenden in Anspruch genommen werden. Freilich in großer Entfernung von den hoch Sitzenden, aber doch so, daß sie es bei der durchsichtigen klaren Luft mit den Augen bequem erreichen konnten, begann es plötzlich zu stäuben, wie wenn ein Orkan den Staub in der Ferne zu geballten Massen emporwirbelt und mit der Schnelligkeit des blasenden Windes vor sich hertreibt. Es waren Staublawinen, die sich oben gelöst und nun in die Tiefe stürzten, den lockeren Firn vor sich her treibend und so einen immer größeren Staubwirbel erzeugend. Dann aber erfolgte ein furchtbares Krachen, als ob tausend Kanonen zu gleicher Zeit gelöst würden, und das Echo brüllte den Schall in majestätschem Donner in den noch viel weiter entfernt liegenden Schluchten und Klüften nach. Als aber auch das Echo allmälig verklungen und verendet war, folgte ein neues Krachen, das mehr einem dröhnenden Gepolter glich, wie wenn zahllose Kugeln gegen harten Fels prasselten und wieder die schlafenden Stimmen des Widerhalls weckten. Und in der That, es waren Kugeln, nur von etwas großer und un gefügiger Gestalt, denn die fallenden Firnmassen rissen Steine und Felsblöcke von ihren Ruheorten los und diese sprangen und stürzten donnernd herab, wieder neue Schneewirbel erzeugend und neuen Donnerhall hervor rufend.

So dauerte das Getöse fast endlos fort, und entstand einmal eine augenblickliche Pause, so lag es wie Grabsstille auf der sich gleichsam verschnaufenden Natur, die unheimlich wirkte, bis ein neues Gedröhnen und Gekrach

entstand, das eben so unheimliche Pausen im Gefolge hatte.

»Das ist groß,« sagte Hermann, von einem tief inneren Schauer ergriffen, als eben nach einem furchtbaren Gepolter eine etwas längere Pause entstand, »das Größte, was ich je erlebt, und nie hat ein äußerer Vorgang in der Natur so gewaltsam auf meine Sinne gewirkt. O, was ist der Mensch, einer solchen allgewaltigen Natur gegenüber, und wie sehr haben Sie Recht, wenn Sie ihn, mit diesem Riesen verglichen, in Ihrem Montblanciede einen Zwerg nennen. Ja, hier fühlt man sich nur als Zwerg, alles Große und Erhabene in uns schrumpft vor dieser Größe und Erhabenheit in Nichts zusammen, und was an Gedanken und Empfindungen in uns lebt und wirbelt, wird hier zu nichtigem Staub – nicht wahr?«

»Ich bin diesmal nicht ganz Ihrer Meinung,« erwiderte Wanda träumerisch. »Vielleicht bin ich anders organisirt als andere Leute, und daraus mag die Abweichung meiner Ansicht oder vielmehr meines Gefühls von dem Ihri-gen entspringen. Mich, das kann ich ganz ehrlich beken-nen, erheben diese Eindrücke gleichsam in höhere Regio-nen, und ich habe nie größer gedacht und tiefer empfun-den, als in diesem Augenblick, was der Mensch in seiner Brust empfinden kann. Doch – reden wir jetzt nicht, son-dern sehen und hören wir – nur das Wort ist Staub, denn es reicht der Gewalt und Erhabenheit des Gesehenen und Gehörten nicht bis an die Knöchel. Hören Sie nur und –«

»Sehen Sie da!« wollte sie sagen, aber sie kam nicht so weit. Das, was sie eben vorgehen sah, brachte ihre

Sprache zum Schweigen, wie es ihren Geist zu verwundungsvollem Staunen zwang. An der Eisgrotte der Quelle dicht vor ihnen ließ sich ein furchtbares Krachen vernehmen und ein ungeheurer Eisblock stürzte donnernd von der halbdurchbrochenen Wölbung herab. Einen Augenblick staute er die schäumenden Wasser auf, aber gleich danach stürzten sie um so gewaltiger unter und neben ihm hervor und eine hoch auffluthende Woge brauste in das Bett des Arveiron hinein, der gleichsam erschreckt sich hoch aufbäumte und dann seine schäumenden und brodelnden Gewässer nach allen Seiten über die schmalen Ufer treten ließ.

Herrmann fuhr fast erschrocken in die Höhe und einen Augenblick schien auch seine Gefährtin außer Fassung gebracht; aber da Alles in einem Moment wieder vorüber war, beruhigte sie sich schnell und nur das laute Athmen ihrer Brust bewies, wie mächtig sie erschüttert gewesen war.

»Lassen Sie uns aufbrechen,« sagte da Herrmann, noch immer ruhig, aber doch unbewußt etwas beklommen, »es wird Zeit, das Wasser kann wirklich im Nu steigen – wir sehen es ja.«

Wanda antwortete nicht gleich; es schien, als ob ein innerer Kampf in ihr stattfände, ob sie ihrer Neigung oder der Mahnung des Freundes folgen solle. Plötzlich aber hatte sie ihren Entschluß gefaßt und sagte rasch:

»Nein, ich bleibe noch. Einen solchen Moment muß man so lange wie möglich festhalten, er kommt so bald, vielleicht nie wieder.«

»Sie mögen darin wohl Recht haben, mein Fräulein,« erwiderte Herrmann, etwas herbe lächelnd, da er einen anderen Grund zu finden glaubte, auf den sich Wanda's Weigerung, die Stelle zu verlassen, stützte. »Wenn Sie aber nur darum diesen Moment so lange wie möglich festhalten wollen, um meine Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen, so irren Sie sich in mir. Ich bin so dauerhaft wie Sie und auch so vergänglich wie Sie. Was Ihnen also heute begegnet, wird auch mir begegnen. Ich glaubte Sie nur an den endlichen Aufbruch erinnern zu müssen, weil mir die Sorge Ihres Vaters auf dem Herzen liegt und er mich gebeten hat – Ihr Rather zu sein, wenn Sie sich etwa, durch Ihre Liebhaberei für gefährliche Situationen verlockt, zu weit vorwagten.«

Sie sah ihn bei diesen Worten erst zweifelnd, dann freundlich an und endlich nickte sie. »Ich danke Ihnen,« sagte sie, »daß Sie mich an meinen Vater erinnern, das soll nicht vergebens geschehen sein. Aber noch bleibe ich. Denken Sie etwa an eine unmittelbar bevorstehende Gefahr?«

»Ich kenne die Gefahr nicht, die uns hier etwa bedroht, aber wo Sie und so lange Sie bleiben, bleibe ich auch. Ich habe die Frau noch nicht kennen gelernt, die mich durch ihren Muth beschämen sollte.«

Wanda nickte wieder und starrte mit sprühenden Augen auf das große Schauspiel hin, das immer noch dasselbe war. Es schien, als ob eine dämpnische Gewalt sie an den Ort fesselte, oder ob der Stein, aus dem sie kauerte, sie nicht lassen wollte. Plötzlich rief sie:

»Ach, wenn La Haine das sähe, wie würde sein künstlerisches Auge entzückt sein! Das gäbe gewiß ein prachtvolles Bild.«

»Warum kommt er denn nicht her?« fragte Herrmann, etwas rasch nach den schönen Zügen Wanda's empor-schauend.

»Weil er fleißig in den Bergen zeichnet und sich nur Abends einige Erholungsstunden bei uns gestattet.«

»Kommt er denn jeden Abend zu Ihnen?«

»Ja, jeden Abend nach acht Uhr.«

»So hat er auch wohl den Sänger und das Ständchen gestern bei Ihnen mit angehört?«

Wanda fuhr in die Höhe und drückte ihre Hand gegen die Stirn. »Nein,« sagte sie langsam und bedächtig, »er war schon fort, länger als zehn bleibt er nie, da er früh aufsteht. Doch – erinnern Sie mich jetzt nicht an diesen Sänger – ich will nichts mehr von ihm hören – er preßt mir das Herz ab, so schwer hat er mir heute schon darauf gelegen. Hören Sie lieber jene Musik dort oben, die ist lauter und gewaltiger und doch – und doch beunruhigt sie mich nicht so sehr –«

Sie wollte noch weiter sprechen, aber ihre Worte wurden ihr von den Lippen wie mit einem scharfen Messer abgeschnitten. Große Schneeballen, mit Steinen untermischt, die sich erst allmälig aus stäubendem Firn herauswickelten, flogen plötzlich mit donnerndem Gekrach auf das Eismeer herab, sprangen in ungeheuren Bogen-sätzen noch tiefer herunter und rollten dann knatternd

und polternd über das Gewölbe hin, welches die Quelle des Arveiron überbrückte, und einige kleinere Trümmer hüpfen sogar noch weiter und schlügen schon in die Moräne zwischen das alte Steinbett hinein, das Wasser hochauf spritzend, welches sich bereits in demselben angesammelt hatte, ohne daß es die beiden Schaulustigen bisher bemerkt hätten.

Herrmann sprang, wie von einer Stahlfeder emporgeschnellt, in die Höhe und augenblicklich folgte ihm Wanda. Dann aber in der Todtenstille, die einen Moment darauf folgte, starrten Beide auf das neue Schauspiel hin, das sich so eben vor ihnen erschloß. Denn kaum war die Stille nach dem Lawinendonner eingetreten, so stürzte eine ungeheure Wassermenge aus dem geöffneten Felsenspalt hervor und eine graue, schäumende, haushohe Woge, als ob ein Meer sich ergösse, stürzte in das enge Bett des Arveiron, der augenblicklich weit seine Ufer überstieg und seine gurgelnden eiskalten Gewässer bis an den Fuß des großen Steines schleuderte, auf dem die beiden Personen standen.

Wie sie von demselben hinunter kamen, wie sie durch die kalten Pfützen wateten und welchen Weg sie dazu wählten, sie wußten es nachher selbst nicht; Wanda aber, mit ihren schon lange hoch aufgeschürzten Kleidern, flog wie gejagt vor ihrem Begleiter her und Beide fanden sich so rasch auf der höher liegenden Stelle ein, wo die Blockhütte stand, daß sie, natürlich arg durchnäßt, sich wie dahin getragen vorkamen, als sie hier Zeit gewannen, sich einen Augenblick anzusehen und nun erkannten,

daß eine sichtbare Betroffenheit, wenn nicht etwas mehr, auf ihren Zügen lag.

Herrmann glaubte, Wanda wolle in die Hütte treten und darin Schutz suchen, aber daran dachte sie nicht mehr. Immer weiter eilte sie in die Moräne zurück, die aber jetzt nicht mehr trocken lag, vielmehr einem von kleinen Bächen durchrieselten Irrgarten glich, durch den man sich nur mit Mühe hindurchwinden konnte. Fast in demselben Augenblick aber, als Beide, von einem Stein zum andern springend, ohne sich nur eine Secunde aufzuhalten oder sich gegenseitig zur schleunigsten Flucht zu ermuntern, etwa die Hälfte der Moräne hinter sich gelassen hatten, machte sich ein neues Geräusch ihnen zur Seite und nach dem Dorfe zu vernehmbar. Menschenstimmen schollen laut herüber, ängstliche Rufe wurden gehört, und bald darauf klagte die Sturmglöckchen vom Kirchthurm herüber, der Umgegend das Zeichen gebend, daß in Hameau des Bois etwas Außerordentliches geschehen sei.

Und das war wirklich der Fall. Die Arve hatte einen Damm, über den eine Brücke führte, mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrochen, und die grauen kalten Wogen schäumten, die Trümmer der Brücke mit sich führend, gegen die nächstgelegenen Häuser im Dorfe heran. Auch die schmale Chaussee war schon zum Theil zerstückelt, Bäume entwurzelt, und mit unaufhaltsamem Grimm flutete das mächtige Element gegen die höher gelegenen Theile des Weges an, der namentlich in der Richtung, in

welcher Wanda und Herrmann liefen, noch hoch über dem Wasserspiegel hervorragte.

Als dieses Sturmläuten begann und während Beide schon bis über die Knöchel in einer schlammartigen Feuchtigkeit wateten, blieb Wanda wie an den Boden gefesselt stehen, sah Herrmann mit ihren großen Augen gleichsam verwundert an und ihren Lippen entschlüpften die Worte:

»Wir sind doch zu lange am Arveiron geblieben – ich sehe es ein. Aber jetzt hilft das Klagen nichts – vorwärts – wir müssen durch!«

Und wieder eilte sie vorwärts, Herrmann keine Zeit zur Antwort lassend, der auch keine Lust zum Sprechen verspürte. Aber da stand sie schon wieder still und schaute links und rechts.

»Was giebt es?« fragte Herrmann's mächtiger denn jeklingende Stimme.

Wanda deutete mit der Hand auf einen kleinen Strom, der unmittelbar vor ihnen rieselte und das letzte Gewässer war, welches sie von dem festen Boden der nahen Chaussee trennte.

»Sehen Sie hier,« sagte sie, immer noch klar und ruhig sprechend, »kennen Sie diesen Bach? Nein, gewiß nicht, und ich auch nicht. Er hat sich im Nu gebildet und uns von unserm einzigen Rückzugswege abgeschnitten.«

Herrmann stand dicht neben ihr und überzeugte sich bald von der Wahrheit ihrer Worte. Sie standen Beide wie auf einer Insel, die von größeren Geröllmassen gebildet wurde, und rings um sie her gurgelte das schäumende,

schmutzige Wasser, dessen Eiseskälte sie schon lange in ihren Füßen spürten.

»Hier gilt kein langes Besinnen,« rief Herrmann beherzt. »Noch kann ich ihn durchwaten, er reicht mir kaum bis über die Kniee. Noch ist es Zeit, da er mit jeder Secunde wächst und tiefer wird. Kommen Sie her, ich nehme Sie auf meinen Arm und trage Sie hinüber; zwölf Fuß breit Wasser und dann sind wir auf dem Trocknen und völlig geborgen. Rasch – entschließen Sie sich!«

Wanda's Augen tauchten sich mit einem wunderbaren Blick in des Sprechenden dunkle Augen. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte mit einer Ruhe, die fast an Starrsinn gränzte:

»Nein, ich will nicht, ich lasse mich nicht von Ihnen tragen. Bis zum Knie komme ich auch nur hinein, also gehen Sie voran – ich folge Ihnen.«

Aber Herrmann regte sich nicht. »Nein,« sagte er, »es ist für Sie zu tief und zu kalt. Sie *sollen* nicht gehen, das will ich nicht.«

»Gut,« entgegnete Wanda, auf einen hohen Stein klimmend und sich auf demselben niederlassend, »dann bleiben wir Beide, wo wir sind. Bis hier herauf steigt das Wasser nicht, und wenn Jemand die Chaussee herunter kommt, dann rufe ich ihn an und er sieht uns. O, hätte ich doch meinen guten Grauen hier, er trüge mich bald hinüber.«

»Sie sollten doch lieber nicht länger zögern,« begann Herrmann noch einmal mit bittender Stimme zu reden. »Das Wasser steigt rasch, die Lage wird immer ernster

und unsre trockene Insel ist schon viel kleiner geworden – sehen Sie doch!«

»Ich sehe Alles, ja, ja, aber ich weiche nicht. Haben Sie vielleicht Angst?«

»Angst? Wovor denn? Ich sehe ja, wie ich mich retten kann, und im Notfall schwimme ich die kurze Strecke hinüber.«

»Das sollen Sie aber nicht,« sagte sie fest und klar. »Ich will nicht, daß Sie sich meinetwegen bis auf den Tod erkälten. Haben Sie nur Geduld, es muß doch endlich ein Mensch kommen.«

Aber es kam noch immer Niemand und die Insel um sie herum wurde mit jeder Minute kleiner. Als Wanda dies sah, wandte sie sich plötzlich zu Herrmann herum und bot ihm die Hand.

»Geben Sie mir Ihre Hand,« sagte sie, »und verzeihen Sie mir. Ich bin an Allem schuld, weil ich wieder so eigen-sinnig war. Aber es soll nun bald das letzte Mal gewesen sein, ich nehme es mir fest vor und will mich wirklich bessern. Nun, ich leide ja meine Strafe, Sie sehen es wohl, und Sie, wer weiß, was Sie verbrochen haben und wofür auch Sie Strafe leiden müssen, die Sie nun an meiner Seite ausstehen. – Doch halt, was ist das? Sehen Sie dahin! Bei Gott, es ist mein Vater und er kommt eben lustig auf dem wackeren Grauen angetrapt.«

Sie hatte Recht. Von der kleinen Höhe kam ein Reiter auf einem Maulthier herunter und bald hatte auch Herrmann in demselben den guten Professor erkannt, der

wieder nach Hameau des Bois wollte, wo er sein Kind zu treffen hoffte.

Kaum aber hatte sich Wanda überzeugt, daß es ihr Vater war, so riß sie eine kleine silberne Pfeife aus ihrem Busen, die an einer Gummischnur hing, und ohne sich eine Secunde aufzuhalten, gab sie einen gellenden Ton darauf an, der bis zu dem einsamen Reiter und noch weit darüber hinaus in die Luft schrillte.

Der Reiter war jetzt kaum noch zweihundert Schritte von ihnen entfernt. Sobald er den zweimal sich wiederholenden Pfiff hörte, hielt er sein Maulthier an, das auch schon bei dem bekannten Ton seine langen Ohren aufrichtete und dann lebhaft schüttelte. Der Professor wandte den Kopf in die Richtung, woher der Pfiff erschollen, der sich sogleich wiederholte, und schon hatte er die beiden Personen, die mit ihren geschlossenen Schirmen winkten, wahrgenommen. Gleich darauf aber ihre Lage erkennend, trieb er das Maulthier rasch ihnen entgegen, und durch die im Anfang nur wenig feuchte Moräne reitend, bahnte er sich mit seinem Thier einen Weg und bald kam er ihnen gegenüber auf der anderen Seite des so rasch entstandenen Baches an.

»Vater!« rief Wanda frohlockend, »Dich schickt uns ein guter Geist. Hast Du Dein Seil bei Dir?«

Der Professor, nun Alles ganz klar überschauend, hielt sich nicht lange mit seiner Antwort auf und war sogleich zu helfen bereit. »Natürlich habe ich das Seil!« rief er. Und schon sprang er vom Sattel, um das hinter demselben befindliche Seil zu lösen, ohne welches er nie in die

Berge ritt. Als er es mit zitternden Händen hervorgeholt, band er das eine Ende an den Zügel des Maulthiers, das ganz geduldig stand, als wisse es schon, was es zu leisten habe. Dann rollte er das andere Ende zusammen und warf es geschickt über das Wasser. Wanda sprang von dem Stein in die Nässe hinab und faßte es schnell, und nun daran zerrend, suchte sie das Maulthier durch das Wasser zu ziehen, wobei ihr der Professor half, indem er dem wackeren Thier einige ermuthigende Peitschenhiebe gab.

»Hans, Hans, komm!« rief Wanda und zerrte stärker an dem Seil.

Das Maulthier aber, obwohl durch sein Ohrenschütteln beweisend, daß es die bekannte Stimme vernehme, schien keine große Lust zu haben, in das kalte Wasser zu steigen, und erst nach längerem Ziehen und Antreiben von beiden Seiten sprang es mit einem heftigen Satz in den schäumenden Bach. Als es aber erst darin war, strebte es rasch dem diesseitigen Ufer zu, ohne zum Schwimmen zu kommen, da das Wasser ihm nur bis an die Weichen ging. Bald hatte es das Ufer auf der Seite Wanda's erreicht und klomm nun mit heftigen Gliederbewegungen an demselben hinauf.

»Machen Sie sich fertig!« rief Wanda Herrmann heiter zu, »Sie müssen zuerst hinüber.«

»Warum ich? Gehen Sie zuerst – ich warte.«

»Seien Sie kein Thor,« fuhr Wanda eifriger fort, »wer soll denn den Grauen hierher locken, wenn ich drüben bin? Ihrer Stimme folgt er nicht.«

Herrmann warf noch einen Blick um sich her nach dem steigenden Wasser hin, während Wanda das Seil schon wieder in eine Rolle legte und dann kräftig ihrem Vater zuwarf. Jetzt zögerte auch der junge Mann nicht mehr und im Nu saß er im Sattel, mit den Fersen das Thier zum raschen Sprung in's Wasser ermuthigend.

Das Maulthier wußte jetzt genau, was es sollte, und ohne sich wieder vor dem kalten Elemente zu fürchten, noch des Zerrens des Seiles bedürfend, legte es den Weg nach dem jenseitigen Uer rasch zurück, wobei des Reiters Füße etwas tief in's Wasser kamen.

Sobald derselbe auf einigermaßen trockenem Boden stand, rollte der seltsam stille Professor das Seil noch einmal zusammen und warf es seiner Tochter zu, worauf sich der erste Uebergang des Thieres noch einmal wiederholte.

»Herr Weber!« scholl es da von Jenseits herüber. »Sie brauchen nicht zuzusehen, wie ich hinüber komme. Drehen Sie sich gefälligst einen Augenblick um.«

»Ja, thun Sie das,« sagte nun der athemlose Vater – »geschwind!«

Er brauchte Herrmann nicht dazu zu drängen, dieser stand schon mit abgewendetem Gesicht neben ihm, da er begriff, was nun vorging.

Das Maulthier kam glücklich bei Wanda an. Diese stieg gelenkig wie eine geübte Turnerin auf den Rücken des Thieres, zog ihre Füße auch mit hinauf und hielt sich mit beiden Händen am Sattel fest. So kam auch sie und viel trockener als Herrmann hinüber und ein lautes herzliches

Lachen an seiner Seite verkündete dem abgewendet Stehenden, daß er sich jetzt wieder zu den beiden Personen umdrehen könne.

»Wanda,« sagte der Vater mit fast traurigem Ernst, »lache jetzt nicht, sondern danke Gott, daß ich zur rechten Zeit kam.«

»Papa,« antwortete sie, »und Du schmolle nicht. Du kannst mir nicht mehr sagen wollen, als ich mir selber schon lange gesagt. Ich bin wahrhaftig heute mein eigener Bußprediger.«

»Dann will ich schweigen,« entgegnete der Vater resignirt. »Ich danke selbst Gott, daß er mir zu Hause keine Ruhe ließ. Nun macht aber, daß Ihr nach Hause kommt, Ihr seid Beide durchnäßt.«

»Wollen Sie denn weiter?« fragte Hermann, als er den Professor schon wieder auf den triefenden Grauen steigen sah.

»Natürlich, lieber Freund! Ich muß nach Hameau des Bois. Haben Sie die Lärmglocke nicht gehört? Es wird dort Unglück gegeben haben und wenigstens will ich den Leuten meinen Rath ertheilen. Adieu, Kinder, also macht, daß Ihr nach Hause kommt! Mit Gott!«

Mit diesen Worten trieb er sein braves Maulthier an und dies trug ihn, so rasch es ging, durch die Moräne bis zur Chaussee zurück, wo er seinen Weg nach dem gefährdeten Dorfe noch schneller weiter verfolgte. Gleich hinter ihm her bahnten sich nun auch die beiden Andern ihren Weg und bald hatten auch sie die Straße erreicht, auf der

sie nun im hellen glänzenden Sonnenschein rüstig weiterzogen, während hinter ihnen noch immer die fallenden Lawinen donnerten und das Lärmsignal von der Kirche ertönte, von allen Seiten Neugierige herbeiziehend, mit denen sich jetzt die Straße allmälig zu beleben begann.

Eine Viertelstunde schon waren die beiden Personen munter auf ihrem ebenen Wege fortgeschritten, ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln. Sie mochten zu Vieles zu bedenken oder in ihre Erinnerung zurückzurufen haben, um gerade übermäßige Lust zum Sprechen zu empfinden. So viel aber war gewiß, die große Hitze, über die sie sich am Mittag beklagt, wirkte jetzt nicht belästigend auf sie ein, im Gegentheil, sie that ihnen wohl, denn Beide hatten schon lange in ihren Füßen eine Art Erstarrung verspürt, die jetzt bei dem raschen Gehen erst allmälig zu schwinden begann. Nach jener Zeit aber blieb Wanda einige Schritte hinter Herrmann zurück und eben wollte er sich nach ihr umwenden, um nach dem Grund ihrer Zögerung zu forschen, als er ein heiteres Kichern vernahm, das in ein lautes Gelächter überging, als er jetzt die Augen auf seine Gefährtin richtete.

»Verzeihen Sie,« rief Diese, noch immer herzlich lachend, »daß ich, statt zu reden, in ein Gelächter ausbreche. Aber es geht diesmal wahrhaftig nicht anders! Ha-ha!«

»Was ist denn der Grund Ihrer Lustigkeit?« fragte Herrmann, den bei dem Anblick Wanda's auch ein heiteres Lachen überkam.

»Wie, da fragen Sie noch? Haben Sie denn keine Augen? Sehen Sie uns Beide doch einmal an – sehen wir nicht wirklich lächerlich aus? O! Wir sind diesmal Beide den Nixen verfallen gewesen und Sie hätten nur Ihre ernste Miene wahrnehmen sollen, mit der Sie sich umblickten, als Sie auf der glücklichen Feeninsel standen!«

»Es konnte eine sehr unglückliche werden, mein Fräulein,« versetzte Herrmann, wieder ernst werdend, »und ich werde sie sobald nicht aus meiner Erinnerung verlieren.«

»O ich auch nicht, aber sehen Sie doch nur, wie wir triefen und nun kommt der liebe Staub dazu, ich lache mich todt, wenn uns jetzt Menschen begegnen, die keinen Begriff davon haben, wo wir gewesen und was wir durchgemacht.«

Herrmann warf einen raschen Blick über der Sprechenden zerstörte Toilette und dann auf seinen eigenen Zustand – und nun mußte auch er lachen, als er seine feinen Stiefel betrachtete, die eine gar seltsame Form angenommen hatten und an mehr als einer Stelle zerrissen waren.

»Ja, ja,« sagte Wanda, die sind den Weg alles – Leders gegangen, wenn es nicht das rechte Leder ist. Aber es geschieht Ihnen recht – warum spielen Sie – den Hofmann in den Bergen. Hoffahrt muß Zwang leiden, Sie wissen es ja!«

»Den Hofmann?« fragte Herrmann etwas betroffen.

»Nun, erregen Sie sich nicht – es war nur ein Wort, wie so manches andere ohne Sinn und Verstand gesprochen wird. Haha!« –

Endlich waren sie in Argentières angekommen und vor des Professors Hause standen sie still.

»Ich lade Sie heute nicht ein, mit hinauf zu kommen,« sagte Wanda, dem jungen Manne die Hand reichend, »Sie werden herzlich müde sein, und ich bin es auch. Noch einmal aber bitte ich um Verzeihung zum zweiten Mal, bedenken Sie das – ich thue es selten. Doch nun, sehen wir uns morgen?«

»Morgen, ja!« sagte Herrmann mit starker Betonung des Wortes. »Ich werde Punkt ein Uhr bei Ihnen sein.«

»Warum nicht früher? Frühstücken Sie doch bei mir!«

»Nein, ich danke diesmal für das Frühstück. Ich habe morgen nur mit Ihnen zu *reden* und darauf will ich mich zu Hause vorbereiten.«

Sie sah ihn mit einem seltsamen Blick an, denn sie verstand ihn nicht.

»*Adieu, Mademoiselle Cath'rín!*« sagte er lächelnd und ihr noch einmal die Hand gebend.

»Warum reden Sie mich mit einem Mal französisch an?« fragte sie. »Das haben Sie ja noch nie gethan?«

»Nun,« entgegnete er, »heute werden Sie doch keinen Anspruch darauf machen, Wanda zu sein; heute waren Sie ganz und gar Cath'rín und das R war diesmal stark bei Ihnen vertreten.«

»Ach so – ja, nun verstehe ich Sie. Doch ich widerspreche nicht. Sie mögen – auch einmal Recht haben. Leben

Sie wohl und wandern Sie morgen nach Chamouny, um sich – neue Lackstiefel zu kaufen. Und nun guten Abend!«

Ohne zu ahnen, welche seltsame Vorhervenkündigung sie mit diesen scherhaften Worten ausgesprochen hatte und eine wie wunderbare Umgestaltung die Verhältnisse zweier Menschen in einem Tage erfahren können, trennte sie sich mit diesen Worten von ihm und sprang hurtig nach dem Hause hinauf, während Herrmann, ernster denn je und froh, jetzt mit sich allein zu sein, seiner Wohnung zuschritt, um zuerst Mutter Didier, die ihn in seinem nie gesehenen Zustand staunend empfing, sein kleines Abenteuer beim Gletscherbruch an der Quelle des Arveiron zu erzählen.

VIERTES CAPITEL. DIR LAWINE DER SEELE FÄLLT.

Ja, unser Freund war froh, als er endlich, nachdem er auch Mutter Didier's Neugierde befriedigt, in seinem Zimmer ganz allein war. Er hatte einen seltsamen, bedeutungsvollen Tag verlebt, einen Tag, der viel stärkere Eindrücke in ihm hinterlassen, als je ein anderer, und der nun endlich Folgen haben mußte, entscheidende und baldige Folgen, denn lange hielt sein, schon durch so viele Kümmernisse mitgenommenes Herz die Unruhe nicht mehr aus, die es verzehrte, seitdem ihm jene Vision auf dem Genfer-See zur Wirklichkeit geworden und seitdem er mit dem blendenden, verführerischen Irrlicht dieser Berge in nähere Berührung getreten war. Der heute verlebte Tag aber hatte das Letzte gethan, was noch zu thun

übrig gewesen. Während jener Lawinendonner über seinem Haupte rollte, während die tobenden Wasser zu seinen Füßen rauschten und die ganze Natur in Aufruhr gewesen, waren seine Lippen schweigsam geblieben; in seinem Herzen dagegen hatte eine wohlbekannte Stimme lauter denn je zu ihm gesprochen. Schon am Tage zuvor war es ihm halb klar geworden, was mit ihm geschehen sei, heute aber hatte die strahlende Sonne und die Natur mit ihren majestätischen Schrecken dies Herz ganz erhellt und ihm im goldensten Schein das muthige, erhaben denkende und tief fühlende Weib gezeigt, das er nun nur noch für sich allein bestimmt und geschaffen wähnte.

»So ist denn also meine bisherige Bahn abgeschlossen,« sagte er sich, als er in stiller Selbstbeschauung an diesem Abend mit sich zu Rathe ging, »und der Vorhang des neu beginnenden Lebensactes ist im Begriff, in die Höhe zu rollen. So will ich denn mein Heil noch einmal bei einer Frau versuchen. Wenn ich mich auch in dieser täusche und abermals mein Haus auf Sand oder gar in die Luft gebaut, dann, ja dann gebe ich für mich das ganze Geschlecht auf. Ich kann, ich darf nicht wie ein zum Wrack gewordenes Schiff von Klippe zu Klippe, von Irrthum zu Irrthum wanken. Meine Natur verlangt nach Ruhe und Frieden mit aller Welt, mit mir selber, und die Unruhe, die mich verzehrt, seitdem ich in dieses Auge gesehen und seinen blendenden Schein auf allen Wegen kreuz und quer verfolge, ertrage ich nicht länger. Ja, Herrmann, gestehe es Dir ein, Du liebst, wie Du noch nie geliebt, aber verhehle Dir es nicht, es ist auch das letzte

Mal, und mit dieser Liebe, wenn Du sie nicht zu erringen im Stande bist, geht Deine Lebenssonne für immer unter. O ja, es wäre eine Wonne, von diesem herrlichen Geschöpf geliebt, eine Eiche sein und von diesem Epheu umschlungen; zu werden, bis – Beide in Staub und Morder zerfallen. Wenn sie mich aber nicht für ihre Eiche erkennen und nicht mein Epheu sein will, wie dann? O, daran denke ich nicht und darf ich nicht denken. So voll Hoffnung eines sicheren Sieges bin ich noch nie gewesen, wie jetzt. Woher diese Hoffnung mir kommt – ich weiß es freilich nicht. Sagt es mir meine innere, mich Von jeher zu allem Thun und Lassen antreibende Stimme oder wer sonst? – Wenn mich diese Stimme aber,« fuhr er nach einer Pause fort, »der ich so unbedingt vertraue, dennoch und abermals täuschte? Wenn sie nun einen Anderen liebte – zum Beispiel diesen La Haine, den sie immer in's Gespräch verflicht, wenn ich im Begriff bin, mein Herz zu erschließen? Aber nein, sie hat es mir ja selbst gesagt, daß sie ihn nur lieb habe, ihn aber nicht liebe, und darin traue ich ihr, denn ein Weib wie sie kann nur *einem* Manne gehören, den sie mit ganzer, voller, brennender Seele liebt – so, wie sie nur lieben will und kann, denn ihre Natur verlangt und fordert es so. Und das will ich festhalten, das soll mein Leitstern und Führer auf dem Pfade sein, den ich morgen einschlagen werde. Wohlan denn – der Wind ist günstig, die Segel sind gerichtet, und so will ich meinen Anker heben und mit kräftiger Hand das Steuer regieren, auf daß mein Schiff endlich in den ersehnten Hafen laufe!«

Als er zu diesem Beschuß gekommen und Alles und Jedes reiflich überdacht, begab er sich endlich zur Ruhe und schließt sanft und fest ein, wie ein Mensch, der über sich im Klaren ist und von der aufgehenden Sonne erwartet, daß sie seinen Pfad wieder erleuchten und erwärmen werde.

Und die Sonne ging wieder auf und leuchtete wieder hell und klar in sein Fenster herein. Sie war also nicht ausgeblieben und so stand sein Entschluß fest, wie am Abend zuvor. Als Mutter Didier das Frühstück brachte, erzählte sie ihrem Miethsmann, was in Hameau des Bois und darüber hinaus vorgefallen war und was wir zum Theil schon wissen.

»Die Brücke bei Chamouny über die Arve,« berichtete sie, »ist nicht zerstört und seit einigen Stunden ist das Wasser schon wieder im Fallen. Gestern Abend um sechs Uhr hatte es seine höchste Höhe erreicht und die Gletscher hatten bis dahin ihr Müthchen gekühlt. In Hameau des Bois ist die Landstraße und ein Haus weggerissen, auch einige Brücken sind zerstört, aber die Leute haben die ganze Nacht gearbeitet und den nothwendigen Weg nach Chamouny wieder fahrbar gemacht. Er führt jetzt über die Wiese und das Gehöft eines Bauern. So ist denn diesmal die Noth vorbei und wir können wieder ruhig schlafen. Auch weht ein frischer Wind, Herr, und die Hitze ist lange nicht mehr so drückend.«

»Woher wissen Sie denn das Alles, Mutter Didier?« fragte Herrmann, der mit seinen Gedanken schon ganz wo anders war.

»Der Wirth aus der ›Krone‹ ist die Nacht in Hameau des Bois gewesen und hat es mit eigenen Augen gesehen; vor einer Stunde aber ist er zurückgekehrt und da hat er es mir vor der Thür erzählt.« -

Die Frau hatte ihn wieder verlassen und er ging nun allein und in seltsamer Stimmung im Zimmer auf und ab, ohne diesmal nach den schönen Gletschern hinaufzublicken, deren Zorn und Macht er nun aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Den ganzen Morgen verließ er das Zimmer nicht und die Zeit wurde ihm auch nicht lang, denn er hatte Vieles zu überlegen und die bevorstehende Wandlung seines Lebens nahm seine ganze Denkkraft in Anspruch. Endlich aber war es Mittag geworden und, nachdem er anscheinend ruhig sein Frühstück verzehrt, trat er zur festgesetzten Stunde den verhängnißvollen Gang nach dem Schweizerhause an. Den Professor traf er nicht mehr zu Hause, er war nach Hameau des Bois geritten, um seine Beobachtungen vom vorigen Tage wieder aufzunehmen. Als er bei Wanda eintrat, die er in ihrem Zimmer fand, sah diese ihn nach der Begrüßung verwunderungsvoll an, denn sein Gesicht trug wie nie zuvor den Ausdruck innerer Festigkeit und Entschlossenheit. Da sie sich denselben nicht gleich erklären konnte, wurde sie nur um so aufmerksamer und hielt vor der Hand noch ihre natürliche Munterkeit, die fast nie erlosch, zurück.

»Wie ist Ihnen denn die gestrige Partie bekommen?« fragte sie nur mit einem leisen schalkhaften Lächeln.

»Gut,« erwiderte Herrmann kurz. »Ich habe wohl geschlafen und mein Sinn ist auf das gerichtet, worauf er gerichtet sein soll.«

»Ich verstehe Sie nicht. Sie scheinen heute wieder in Räthseln zu sprechen und damit stimmt Ihr Aussehen überein.«

»So, thut es das? Nun denn, ich will Ihnen dies Räthsel zu lösen versuchen, geben Sie mir nur Gelegenheit dazu.«

»Gern! – Ich drücke mich so kurz aus wie Sie, bemerken Sie das wohl – ich bin gelehrig. Welche Gelegenheit wünschen Sie?«

»Lassen Sie uns in's Freie gehen. Es ist frischer draußen und ich liebe die Frische.«

»Auch gut. Beliebt es Ihnen etwa, nach der Quelle des Arveiron zu wandeln?«

»Ach nein, ich habe gestern genug davon gehabt. Lassen Sie uns heute nach dem benachbarten Gletscher gehen – an die Stelle, wo die rothen Alpenrosen wachsen – Sie wissen ja!«

Das Alles sagte er mit einer ungewöhnlich ernsten Miene und ohne einen freundlichen Blick in Wanda's reizendes Gesicht zu thun, als fürchte er, sich dadurch aus seiner Ruhe aufscheuchen zu lassen. Sie fand das Alles ganz unerklärlich und doch war es sehr natürlich, wenn man des jungen Mannes Stimmung in Anschlag brachte, was sie freilich nicht that und thun konnte. Ihm war es, wenn sein Gemüth so bewegt und ergriffen war wie heute, nicht gegeben, seine Empfindungen sichtbar und

hörbar an den Tag zu legen, wie es wohl andere Leute thun können und vielleicht gerade heute an seiner Stelle gethan hätten. Je wärmer und inniger er fühlte, um so schweigsamer wurde er und um so mehr hielt er namentlich mit vertraulichen Aeußerungen und Anspielungen zurück. Wanda dagegen, die wirklich heiter gestimmt war, glaubte darin eine ganz besondere Gleichgültigkeit gegen ihre Person zu erkennen, und da sie das erwartete Entgegenkommen nicht fand und ihre belebenden Blicke und Worte keinen Eindruck machten, vielmehr wie matt gewordene Pfeile von einem glänzend polirten und steinharten Panzer abprallten, den dieser Mann um seine Brust geschlagen zu haben schien, wurde sie innerlich erregt, und ein solcher Zustand machte sie stets still und spannte ihre Nerven so mächtig an, daß ihre Aeußerungen kurz und heftig, ja, wohl bitter und ironisch wurden und weder wohlthätig auf sie selbst zurückwirkten, noch einem Anderen Oel in die offene Wunde träufelten. So verließ sie Herrmann denn jetzt, um sich zu ihrem Morgenspaziergang zu rüsten, und bald kam sie, mit Strohhut, Bergschuhen und festen Handschuhen versehen, wieder zum Vorschein, und ohne einen Blick auf den sie ruhig erwartenden Freund zu werfen, sagte sie spitz und scharf:

»Sie haben befohlen, Herr – Weber. Treten wir also den Weg nach den rothen Alpenrosen am Gletscher an.«

Herrmann nahm seinen Hut und, nachdem sich Beide noch mit einem Alpstock versorgt, verließen sie das

Haus, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Ruhig schritten sie der Moräne zu, und als sie diese erst erreicht und bald darauf auch den Felsen zu ersteigen begannen, sprachen sie noch weniger mit einander, als ob sie zwei eifrige Bergsteiger wären, die nur ihr hochgelegenes Ziel vor Augen hätten und keine weitere Sympathie für einander im Herzen trügen.

Wanda, unterwegs über dies seltsame Verhalten des jungen Mannes immer erregter werdend, schritt schnell voran und sprang mit ihren geschmeidigen Gliedern wie eine Gemse von Stein zu Stein; um so ruhiger, langsamer folgte ihr Herrmann und sie saß schon lange auf einem Felsblock am Rande des Gletschers, mitten unter den üppig wuchernden rothen Blüthen, als er die Stelle erreichte und nun, sich die heiße Stirn trocknend, in das friedliche Thal niederschaute, das mit allen seinen Reizen dicht unter den Füßen der beiden Sitzenden lag.

Wanda wandte das Gesicht nicht zu ihm hin und doch lauschte sie scharf nach dem ersten Worte von ihm hinüber. Als er aber noch immer nicht sprach, sondern ruhig seinen Hut wieder aufsetzte und dann vor sich in das Thal niederblickte, flog ein fast zürnender Blick über ihn hin und sie sagte mit hörbarer Erregung der Stimme: »Sie sind ein seltsamer Mann, Herr Weber, und ich muß Ihnen das offen kundthun, da Sie es vorziehen, zu schweigen, nachdem Sie mir doch Ihren Wunsch zu erkennen gegeben haben, mit mir etwas Ernstes zu reden.«

Herrmann nickte beistimmend. »Erklären Sie mir gefälligst zuerst näher,« sagte er, »warum ich ein seltsamer Mann bin oder wenigstens Ihnen als solcher erscheine.«

»Das will ich gern thun und gleich mitten in's Schwarze treffen. Sie sind der erste Mann, der mir im Leben begegnet, der immer und unter allen Umständen, mögen wir sprechen was wir wollen, eine gewisse, nicht näher zu bezeichnende Kühle an den Tag legt und sie bis zum Ende beibehält, eine Kühle, an die ich nicht gewöhnt bin und die mich peinlicher berührt, als es vielleicht eine offbare Kälte thun würde. Mir wird nie ganz wohl bei Ihnen, so gern ich es auch möchte, denn mir ist immer zu Muthe, als ob noch Etwas bei Ihnen im Hinterhalt lauerte und plötzlich über mich hervorstürzen würde, etwa wie eine Lawine, die Sie ja gestern kennen gelernt haben. Und das ist sehr peinlich, ich gestehe es offen. Selbst wenn Sie mir mit Ihren glatten, wohlüberlegten Worten eine Art – ich sage eine Art Schmeichelei sagen, was Sie so wunderbar geschickt verstehen, obgleich immer ein olympischer Götterstrahl dabei aus Ihren Mienen blitzt, kommt sie kühl oder höchstens etwas lau heraus. Das ertrage ich nicht lange, mein Herr. Sind Sie Fleisch oder Fisch – zeigen Sie es, und wenn Sie ein Atom Wärme in sich tragen, so lassen Sie sie einmal wenigstens aus Ihren Augen leuchten, wenn auch Ihr marmornes Gesicht steinern dabei bleibt. Das meinte ich, als ich Sie seltsam nannte und nun wissen Sie es.«

Herrmann lächelte matt. »Haben Sie nie etwas von einer latenten Wärme gehört?« fragte er ruhig.

»O ja, mein Vater hat mir oft gesagt, daß auch in Felsblöcken, in Schneeflocken, sogar im Eise latente Wärme enthalten sei, aber was in diesen todten Dingen lebt, will ich nicht an warmen Menschen haben. Was hilft mir die Wärme, die ich nicht fühle, was die Sonne, die ich nicht sehe, die nicht scheint und sich ewig hinter wettergrauen und drohenden Wolken verbirgt? Ja, und nun lächeln Sie wieder auf Ihre feine Weise. O, am Ende hat doch La Haine Recht, wenn er sagt –«

»Was La Haine sagt, will ich jetzt nicht wissen,« entgegnete Herrmann ruhig, »sagen Sie mir lieber, was Sie denken.«

»Nun, dann will ich den Gedanken aussprechen, den er in mir geweckt hat und Ihnen meine Meinung dahin abgeben, daß Sie entweder – ein guter Schauspieler oder ein Mann ›kühl bis in's Herz hinein‹ sind.«

»Schauspieler?« fragte Herrmann etwas lebhafter. »Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, ich gebrauche da nur ein Wort, das La Haine gestern Abend zu mir gesprochen. Er hat Sie gehen sehen und aus Ihrem Gange und Ihrer Haltung auf Ihre Stellung im Leben geschlossen. Sie hätten einen – *theatralischen* Schritt und Gang, sagte er –«

»Da irrt er sich!« sagte Herrmann mit wunderbarer Ruhe und sehr langsam sprechend.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht!«

»Gut – doch ich kehre wieder zur Wärme und zu meiner latenten Wärme zurück. Ich möchte darüber noch weitersprechen und vielleicht gelingt es mir, Ihnen den

Grund derselben zu enthüllen und Ihnen, auch sichtbar und fühlbar, mehr wirkliche Wärme zu entwickeln, als Sie jetzt zu erwarten scheinen. – Ja, ich besitze diese Wärme in der That, nur fürchte ich –«

»Fahren Sie fort,« unterbrach sie ihn, da er nur eben einen langen Athemzug that. »Doch ersparen Sie mir die Schilderung Ihrer Furcht. Sie fürchten nichts, so viel ich weiß, so weit habe ich Sie auch durchschaut. Gestern zum Beispiel, wo Sie in großer Gefahr schwieben, haben Sie es mir bewiesen.«

»Es giebt größere Gefahren für mich, als die gestern durchlebte,« fuhr er ruhig fort. »Sie täuschen sich darin – ja, ja, auch Sie sind der Täuschung unterworfen – denn ich meinte eben eine andere Furcht, oder vielmehr nur eine Besorgniß.«

»Welche?« fragte sie verwundert, da sie des Sprechenden Antlitz sich plötzlich mit warmer Röthe bedecken und sein dunkles Auge mit einem feurigen Strahl beleben sah, obgleich er sich auch jetzt noch bemühte, die in ihm auflodernde Bewegung zu unterdrücken.

»Sie fragen – welche Besorgniß?« fuhr er lebhafter fort. »Darf ich denn zu Ihnen reden wie zu einem anderen Weibe?«

»Warum nicht? Und um so leichter wird Ihnen diese Rede werden, je höher Sie sich über dem Haufen anderer Männer erhaben zu sein dünken.«

»Das ist nun gerade mein Dünkel nicht. Aber darf ich denn auch in meiner Rede eine gewisse Wärme entwickeln, da Sie mich doch einmal warm sehen wollen?«

»Warum nicht? frage ich noch einmal.«

»Weil es gefährlich ist, Ihnen eine Wärme zu zeigen, die Sie nicht theilen. Ich habe Beweise davon und das ist der Grund, warum ich Ihnen so lange kühl oder lau erschien.«

Sie erhab rasch den Kopf und eine flammende Röthe überzog plötzlich ihr schönes Gesicht. »Versuchen Sie es,« sagte sie, mit einer Aufmerksamkeit lauschend, als ob sie mit tausend Ohren hörte; »wenn es die rechte Wärme ist, wird sie empfunden werden. Das wird sich bald zeigen. Reden Sie.« Und nun schlug sie, als fühlte sie selbst ihre eigene Wärme und wolle sie nicht verrathen, beide Hände vor das Gesicht, beugte den Kopf nieder und stützte, fast athemlos horchend, die Ellbogen auf beide Kniee.

»Gut,« sagte Herrmann, mit voller Fassung dem bevorstehenden Kampf entgegengehend. »Wenn Sie ein Weib wären, wie alle anderen, so würde oder könnte ich ganz einfach sagen: ich liebe Sie, oder ich bete Sie an, ich vergöttere Sie oder wie man sich sonst in dieser Beziehung auszudrücken pflegt. Aber nein, diese dürren, alltäglichen und oft Nichts sagenden Worte scheinen mir für Sie nicht geschaffen zu sein. So, wie Sie hier vor mir sitzen und mir erscheinen, kann ich Sie nur mit diesem wunderbaren Berge vergleichen, auf dessen Stein wir augenblicklich ruhen. Sie sind mir unbegreiflich, unfaßlich gewesen wie er, von Anfang an, und je unbegreiflicher Sie mir waren, um so näher zog mich eine nie empfundene Sympathie zu Ihnen hin, da mit dem Großen, was ich

sah oder zu sehen glaubte, auch eine unsägliche Schönheit, ein unnennbarer Reiz verbunden war. So staunte ich denn zu Ihnen, wie zu dem schwer erreichbaren Gipfel dieses Berges empor, und auf diesem Gipfel einmal stehen, ihn erreichen zu dürfen, schien mir die Lösung des eben so schönen wie schweren Problems zu sein, das mir seit meinen Jugendjahren unverrückt vor Augen steht. So stehen Sie jetzt also auch vor mir, hoch, hehr, unerforschlich und unergründlich, und in mir lebt nur der brennende Wunsch, Sie zu erforschen, zu ergründen. Gewähren Sie mir diesen Wunsch, lassen Sie mich wenigstens versuchen, Ihr wirkliches Sein und Wesen von dem räthselhaften Schein zu unterscheiden, und wenn ich Sie dann erkannt, wie Sie sind, dann will ich Ihnen sagen, was ich für Sie empfinde.«

Sie zog die Hände von dem bleich gewordenen Gesicht fort und sah ihn mit eigenthümlich irren Blicken forschend von der Seite an. »Soll das eine Liebeserklärung sein?« fragte sie mit einer so großen Ruhe und fast starrer Miene, daß Herrmann kaum eine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang dieses Gespräches übrig blieb, obgleich gerade diese Frage und die Art und Weise, wie sie gesprochen wurde, ganz dazu angethan war, ihm seine vollständige Ruhe und Selbstbeherrschung wiederzugeben.

»Wenn Sie wollen,« sagte er langsam und erwartungsvoll, »so nehmen Sie sie als eine solche auf. Es hängt das mehr von Ihnen als von mir selbst ab.«

»So, nun, dann muß ich wohl antworten. Und da sage ich: Ja, es klingt schön, was Sie da eben sagten, und Sie haben es mit einer Stimme, einem Ausdruck vorgebracht, die einen Widerhall in meinem Herzen finden, die auch ich mir nicht recht erklären kann. Ja, Alles in Allem gesagt, summt daraus ein Ton hervor, den ich, wenn meine Ohren mich nicht täuschen, nicht begreife; noch weniger weiß ich, woher er stammt, aus dem Himmel oder aus der Hölle, die zumeist in der verrätherischen Brust der Männer schläft. Darum mahnt mich auch eine innere, dunkle Stimme ab, Ihren Worten ganz und unbedingt und auf der Stelle Glauben zu schenken. So lange wenigstens Ihr Incognito vor mir dauert, kann ich nicht anders handeln und reden, wie ich handle und rede, und da Sie so standhaft – consequent nennen es die Männer – in diesem Incognito verharren, so kann ich, die von Ihnen so genau in allen ihren Verhältnissen Erkannte, Ihnen, dem mir fast gänzlich Unbekannten, nur die *eine* Frage vorlegen: Wie oft haben Sie Dies oder Aehnliches schon anderen Frauen gesagt? Haben Sie nicht vielleicht schon – möglicher Weise in Ihrer theatralischen Laufbahn – alle alltäglichen Liebeserklärungen abgenutzt und versuchen Sie sich einmal bei mir mit einer noch nicht gebrauchten? Darauf antworten Sie mir und dann will ich Ihnen auch meine Antwort nicht schuldig bleiben.«

Sie sprach dies mit einer Art von geistiger Exaltation, zu der sie sich offenbar nur zwang, da sie nicht natürlich klang, und eben so nahmen ihre Augen gewiß wider ihr Wissen und ihren Willen einen so wunderbar bitteren

Blick an, daß derselbe an Hohn streife, wie sie sich auch in ihrer Farbe veränderten, so daß das schöne, reine Blau darin verschwand und einer trüben, grauen Wolkenfarbe glich.

Kaum aber waren die so tief verletzenden Worte ihren Lippen entflohen, so ging in ihrem Zuhörer etwas ganz Seltsames vor. Sein ganzer männlicher Stolz erwachte plötzlich, das Bewußtsein seiner Manneswürde bäumte sich gleichsam dagegen auf, und es war ihm zu Muthe, als ob er bisher nur in einer eigenthümlichen Sinnestäuschung befangen gewesen wäre, als ob alle Sehnsucht, aller Reiz, alle Weiblichkeit, die er bisher an diesem wunderbaren Wesen gesehen, nicht wirklich vorhanden, sondern nur von ihm selbst erdichtet, und als ob dies Wesen selbst keine wirkliche Person, sondern das künstliche Product, gleichsam die handelnde Figur in einem von seiner Einbildungskraft ersonnenen Märchen wäre. Ja, die schöne Vision, die sich ihm vor nicht langer Zeit so hold verkörpert hatte, war plötzlich gewichen und die leere, nackte Wirklichkeit trat wieder in ihrer ganzen kalten Blöße vor seine ernüchterten Augen. Und wie das schöne Weib vor ihm, schien auch die schöne Natur um ihn her plötzlich verschlossen und verriegelt zu sein. Für ihn war sie nicht mehr vorhanden, er sah Nichts mehr davon. Er sah nur Eins und hörte nur Eins, und das sah häßlich aus und hörte sich unharmonisch und klanglos an. Er sah nur den höhnenden Blick dieses versteinerten Auges und er hörte nur das kalte, anklagende, vorwurfsvolle Wort, welches die zürnende Lippe sprach. Und wie

die Phantasie in solchen furchtbaren Momenten die herbe Wirklichkeit noch herber macht, indem sie die dunkeln Schatten zur grollenden Nacht vergrößert, so malte sie ihm hier, jetzt eine Feindseligkeit, einen Haß, einen Groll aus, deren Stachel er sich nicht ferner aussetzen zu dürfen glaubte. Und so, gleichsam um von dem abermaligen Schiffbruch seines Lebens zu retten, was noch zu retten war, und in dem Glauben, endlich die wahre Gestalt dieses trügerischen Irrlichts erkannt zu haben, und in der einzige ihm übrig gebliebenen Hoffnung, nicht als ein mit Recht bespöttelter Thor in ihren Augen zu gelten, sagte er aufstehend, tief aufathmend und dabei sein bisheriges Gefühl wie einen unerquicklichen Traum mit Gewalt von sich abschüttelnd:

»Mein Fräulein, ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Mehr habe ich von Ihnen nicht verlangt. Hören Sie also nur noch das Eine. Ich bin in meinem Recht, wenn ich hier, wie Sie soeben sagten, incognito vor Ihnen stehe. Ich wollte nicht als ein Mann, von Gott weiß welchen prunkenden Verhältnissen gehoben und mit Gott weiß welchen Privilegien begabt, sondern ich wollte nur um meiner selbst willen von Ihnen geliebt werden. Ihre Worte aber und Ihre Blicke haben mir genug gesagt, jetzt verstehe ich Sie endlich. Sie haben mir einst gesagt, Sie verlangten Liebe und Leidenschaft von einem Mann, nicht schwächliche, gebrechliche Neigung. Ich habe Ihnen soeben die Liebe und Leidenschaft eines Mannes gezeigt, wie ich sie zeigen konnte und wollte. Sie

haben sie von sich gewiesen, da sie nicht nach Ihrem Geschmack war. So darf ich denn nicht weiter gehen, denn mich verlangt nicht nach dem wenig beneidenswerthen Glück, wie ein Graf Schimatow oder ein Mr. Charles Vernon behandelt zu werden, um vielleicht später in Gegenwart eines Herrn La Haine zum Stoff eines fröhlichen Gelächters zu dienen. Einem Leichtsinnigen eine Frage vorzulegen, wie Sie sie mir eben vorgelegt, mochte Fug und Recht sein, aber einem redlichen Manne sie in's Gesicht zu schleudern, ohne Fug und Recht, das verleiht mir nur das Recht, von Ihnen zu glauben, daß Sie wirklich kein Herz haben oder, daß es, wenn Sie es haben, so starr und kalt wie das Eis ist, welches uns hier umgibt. – Mein Fräulein, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen und ich hege dabei die Hoffnung, daß wir uns niemals in diesem Leben wiedersehen. Leben Sie wohl!«

Er athmete noch einmal tief auf, nahm ehrerbietig den Hut ab und ging dann mit seinem ruhigen stolzen Schritt davon, ohne einen Blick weder nach rechts noch nach links zu werfen.

Aber was geschah da mit Wanda? Schon während er sprach, hatten sich ihre Augen immer weiter aufgethan und sie hatte ihn mit einer Art starren Entsetzens angesehen. Jetzt, als er ging, immer weiter, immer weiter von ihr ging, schien ihr der feste Fels unter ihren Füßen zu wanken und die hohen Berge wie in schwirrendem Kreise sich um sie zu drehen. Wie, war es denn Wirklichkeit, was sie gesehen, gehört und erlebt, oder war es nur eine

Täuschung ihrer irrenden Sinne? Nein, es war Wirklichkeit, denn sie war allein, und da ging er hin, der Mann, der auch ein ganz anderer Mann war wie andere Männer, er, dessen Brust zarter besaitet als das feinste Instrument, er, der in ihrer Meinung schon lange so hoch hinausragte, wie der Berg, auf dem sie saß, über alle übrigen Berge – und sie, sie hatte ihn von sich gewiesen, mit kaltem Hohn, mit verletzendem Uebermuth, blos aus kindischer Laune und weil er sie, vielleicht mit vollem Recht, nicht in das Dunkel seiner persönlichen Verhältnisse hatte schauen lassen, die zu ergründen, zu erforschen, sie sich schon lange gelobt hatte.

O, und welcher Schmerz durchzog, durchzuckte da in einem einzigen Moment ihre blutende Seele! Welche riesige Stufenleiter furchtbarer Empfindungen durchging sie da in einem einzigen Augenblick, die sie vielleicht früher schon viele Andere in ähnlicher Weise hatte durchgehen lassen! Nein, nein, so konnte, so durfte er nicht von ihr scheiden, er mußte noch einmal umkehren, um in ihr jetzt natürliches Gesicht zu blicken, ihre Stimme zu hören und dann – und dann die schrecklichen Worte zurückzunehmen, wie sie noch nie ein Mann zu ihr gesprochen und wie ihr Ohr sie überhaupt noch nie von einem Menschen vernommen hatte – so sehr zerrissen, zermalmten sie ihr Herz.

Allein – er kehrte nicht noch einmal um, immer weiter schritt er den Berg hinab und immer größer wurde die Entfernung zwischen ihr und ihm. Da wollte sie aufspringen, ihm nachlaufen, aber die Füße versagten ihr den

Dienst, sie war wie an den Stein gefesselt, auf dem sie saß; sie wollte ihm nachrufen: »Herr Weber! – Weber!« aber die Stimme erstickte in ihrer Brust und es drang nur ein heiserer Weheruf aus ihrer gequälten Seele hervor.

Da, mit einem Mal, ging auch in ihr etwas Seltsames vor. Wie der Donner der Lawine gestern schallte es ihr in den Ohren, so daß sie erstarrt, erschreckt den Kopf in die Höhe hob, um nach der Ursache davon zu spähen; wie der Blitz, der die Wolken theilt und die Nacht erleuchtet, selbst wenn sie ganz finster und traurig ist, ging ein hellstrahlendes Licht in ihr auf, und Alles, was ihr bisher im Innersten ihres Lebens unklar gewesen, war sonnenklar und hell geworden, und nun, da sie dies hellscheinende Licht in ihrer Seele erkannte und mit dem rechten Namen nannte, da ging es ihr wie gestern der eisigen Quelle und sie gab eine Fluth von Thränen von sich, wie sie sie noch nie geweint, selbst als Kind nicht, und laut schluchzend und immer wieder von Neuem in Thränenströme sich ergießend, saß sie lange, lange auf ihrem kalten Stein, bis sie sich endlich satt geweint und nun sich sagen konnte, daß, wie traurig der Augenblick auch für sie sei und wie dunkel die Aussicht der nächsten Zukunft vor ihr liege, es doch nicht so bleiben könne und dürfe, und daß es jetzt an ihr sei, den Schleier ihres Wesens zu lüften und nun wirklich zu zeigen, daß sie nicht nur der irreführende Puck, das verblendende Irrlicht, sondern daß sie ein Weib sei, groß und kraftvoll genug, um eine Schuld zu sühnen, die sie auf sich geladen, und um einen Mann zu versöhnen, den sie jetzt, leider zu spät, als zu edel und

zu männlich erkannte, um es zu ertragen, von ihm für ein herzloses, eiskaltes und hochmüthiges Weib gehalten und als solches vielleicht – geringgeschätzt und verachtet zu werden.

FÜNFTES CAPITEL. DES SÄNGERS RACHE.

Niemandem begegnend und auch Niemandem zu begegnen, überhaupt Nichts mehr in Argentières zu sehen begehrend, war Herrmann langsam nach Hause geschritten, ohne einmal beim Vorübergehen einen Blick nach dem Schweizerhause emporzuwerfen, wo ihm vor so kurzer Zeit ein goldener Stern aufgegangen, der eben auf dem kalten Gletscher hinter ihm erloschen war. O, er wußte und sagte es sich wohl im zuckenden Schmerz seiner beklommenen Seele, daß alle seine schönen, kaum aus dem Staube erstandenen Hoffnungen noch einmal getäuscht waren und daß das Glück, das er sich so süß geträumt, nun wirklich nicht mehr auf dieser Welt für ihn vorhanden war! Aber wie der Mann, der Alles, nur seine Ehre nicht verloren, sich nie selbst verloren geben darf und mit seiner ungebrochenen Willenskraft eine neue Staffel wandelbaren Erdenglücks wieder erreichen kann, so gab auch er sich noch nicht verloren und mit einer wunderbaren Ruhe und Fassung ertrug er das verhängnißvolle Geschick, das ihn nun sogar bis in diese abgelegenen Berge verfolgt hatte. Ja, diese Ruhe und Fassung waren so groß, daß er sich selbst darüber wunderte, und sie ließen nicht einmal den Schmerz in ihm aufkommen,

den er zu empfinden gedacht hatte, wenn er sich in früheren zweifelhaften Momenten die Möglichkeit des Mißlingens seines Planes vorgestellt hatte. Vorhanden war er allerdings, dieser Schmerz, denn welches empfindsame Herz fühlte ihn nicht, wenn es seine letzte, reinste, gränzenlose Liebe so arg scheitern sieht, aber er kam nicht zum lauten Durchbruch, und wollte er einmal mit seinen glühenden Krallen seine Seele packen, so scheuchte ihn seine männliche Willenskraft und sein männlicher Stolz wieder daraus zurück.

Bleichen Angesichts, aber mild und freundlich in Miene und Wort trat er in seinem Hause der Mutter Didier entgegen, die eben dabei war, seinen Tisch zur Mittagsmahlzeit zu ordnen, und er antwortete sogar auf ihre Fragen mit einigen ruhigen Worten, obwohl sie wohl merkte, daß heute nicht gerade eine besondere Neigung zum Plaudern bei ihm vorhanden war.

Als sie nach einiger Zeit die Speisen brachte, aß er, so lange sie gegenwärtig blieb, aber sobald sie ihn verließ, ruhte Messer und Gabel und er nahm sie erst wieder auf, als die gute Frau einen neuen Gang brachte, um sie nicht zu sehr zu betrüben und ihrer Kochkunst wenigstens zum Schein die begehrte Ehre angedeihen zu lassen. Als aber auch diese Prüfungszeit für ihn vorüber und er endlich wieder allein war, ging er wohl eine Stunde lang mit untergeschlagenen Armen im Zimmer auf und nieder und dachte, nicht über sein Schicksal, das er für abgeschlossen und besiegt hielt, wohl aber über sein nächstes Beginnen nach.

»Ich muß fort von hier,« sagte er endlich, »und zwar bald. Jetzt gleich will und kann ich nicht, denn ich habe noch zwei Pflichten zu erfüllen. Eine gegen einen Anderen, den liebenswürdigen, guten, harmlosen Professor, und die andere gegen mich, und die Erfüllung dieser Pflicht soll – meine Rache sein. Denn diese meine Rache behalte ich mir vor, ich kann nicht anders, ich darf sie mir nicht versagen, und da es keine unedle ist, so wird sie mir nicht schwer angerechnet werden.«

Was für eine eigenthümliche Rache dies war, werden wir am späteren Abend erfahren. Für jetzt setzte er sich nur nieder, um die für ihn ungleich schwerere Pflicht gegen den guten Professor zu erfüllen. Er schrieb einen herzlichen, nur seine wahrhaften Empfindungen verrathenden Brief an ihn und nahm darin Abschied für immer von dem braven Mann, der ihm vom ersten Augenblick seiner Begegnung an mit offenem, warmem Herzen und liebevollster Theilnahme entgegengetreten war. Was er schrieb, werden wir am nächsten Morgen erfahren, da das Schreiben erst eine Stunde nach seiner Abreise durch Mutter Didier überliefert werden sollte.

Als er es vollendet, ging er in das Gasthaus zur ›Krone‹ und bestellte sich einen kleinen Wagen, der ihn und sein Gepäck am nächsten Morgen Punkt fünf Uhr nach Chamouny bringen sollte, und nachdem er auch von dem darüber betroffenen Wirth einen freundlichen Abschied genommen, kehrte er nach Hause zurück und packte seinen Koffer, und als derselbe nun, zur Reise fertig, gefüllt vor ihm stand, rief er Mutter Didier in sein Zimmer.

Die Frau erschien sogleich; als sie aber kaum eingetreten war und mit ihrem scharfen Auge nur einen Blick im Zimmer umhergeworfen und den gepackten Koffer wahrgenommen hatte, schrie sie vor Schreck laut auf, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und brach in ein herzzerreißendes Jammern aus.

»Herr! Herr!« rief sie, »was sehe ich, was muß ich erleben! Sie haben Ihren Koffer so eilig gepackt – heißt das etwa, daß Sie fort wollen – von mir, von Argentières?«

»Ja, Mutter Didier, das heißt es – ich will fort, denn ich muß.«

»Sie müssen? O, warum denn? Aber doch nicht auf immer?«

»Ja, auf immer, liebe Frau, und Sie müssen sich darüber beruhigen, wie auch ich mich schon beruhigt habe – Sie sehen es ja.«

»Ei, du mein Gott!« fuhr die Frau laut aufschluchzend fort, »was zwingt Sie denn so plötzlich dazu? Es ist Ihnen ja doch hier nichts Böses passirt und Sie wollten ja noch mehrere Wochen bleiben, wie?«

»Das wollte ich allerdings, nun aber will und kann ich es nicht mehr. Was mich jedoch zu einer so schnellen Abreise treibt, das – das, Mutter Didier, kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Wie, Sie können es mir nicht sagen?« rief sie, die Arme in die Seiten stemmend, dicht an Herrmann herantretend und ihm mit blitzenden Augen in das jetzt lebhaft erröthende Gesicht blickend. »Nun, dann will ich es Ihnen sagen, denn ich weiß es, so gut und so genau, als

hätte ich in Ihr Herz geschaut, das da so ungestüm hinter Ihrer Weste klopft. Haha!«

»Was wissen Sie denn und woher wissen Sie es?« fragte Herrmann ruhig, der etwas neugierig wurde, als er wider Vermuthen die schlaue Mutter Didier so gut von seinen Verhältnissen unterrichtet glauben mußte.

»Das will ich Ihnen sagen, Herr,« sagte die Frau mit leiserer Stimme, legte ihren rechten Zeigefinger erst an die Nase und kehrte die Spitze desselben dann gegen seine Brust. »Die da drüben, das schöne Weib mit dem Nixenauge, hat es Ihnen angethan und ich habe die Geschichte wohl kommen sehen. Sie hat sich in dies edle Herz gestohlen, nach ihrer Art, und als dies Herz den Diebstahl merkte und den nothwendigen Ersatz dafür forderte, da hat sie den verführerischen Kopf geschüttelt und mit dem Finger auf *das* Haus da gezeigt – ist es nicht so? Haha!«

»Auf welches Haus?« fragte Herrmann, der schon errieth, worauf Mutter Didier deutete.

»Na natürlich, wo der französische Maler, Monsieur La Haine, wohnt. Denn daß der die Nixe selber umgarnt hat, so daß sie nicht von ihm los kann, das ist doch gewiß. Warum besucht sie ihn denn immer in den Bergen, wo er ganz still und ungesehen malt? Oho, die Barbarine, die hat Augen wie ein Luchs und Ohren wie eine Eule. Und warum kommt denn der Franzose jeden Abend in das Haus dort bei dem Professor und singt und jodelt seine Lieder mit ihr, he? Sind Sie etwa schon ein einziges Mal Abends beim Professor eingeladen gewesen? Aha, jetzt

merken Sie es. Nun freilich, Sie werden mit dem Frühstück abgespeist, und das hat mich schon oft geärgert, obgleich ich lieber den ganzen Tag für Sie in der Küche stehe als allein im Hause sitze – und er, der La Haine, der bleibt bis in die Nacht drüben und alle feinen Leckerbissen, die werden ihm zugeschickt, als ob er sie sich nicht selbst verschaffen und bezahlen könnte, wenn er nicht so geizig wäre und aus anderer Leute Säckel lieber lebte als aus dem seinen.«

Herrmann, der anfangs still lächelnd dieser Rede zugehört, wurde am Ende derselben doch etwas betroffen, da Mutter Didier's Verdacht ihm nicht ganz aller Möglichkeit zu entbehren schien.

»Meinen Sie wirklich – und ist es Ihr Ernst,« fragte er, »daß Demoiselle Cath'rín dem Herrn La Haine zugethan ist?«

»Ei, das ist ja keine Frage, Herr, so sehen wir es Alle hier im Dorfe an, und das Stück spielt ja schon seit Jahren und endlich muß es doch einmal zum Ende kommen. – Daß Sie aber darunter leiden müssen, das thut mir sehr weh, und daß auch ich nun die Zeche bezahlen muß – das – das ärgert mich, Herr, denn Sie wären noch Wochenlang mein Miethsmann geblieben, wenn Sie nicht – einen Fehlschuß da drüben gethan hätten. Ist es nicht so?«

»Ich kann Ihnen darauf nichts erwidern,« entgegnete Herrmann, der es nicht über das Herz bringen konnte, auch nur zu versuchen, die schlaue Mutter Didier von dem betretenen Wege abzulenken.

»Das brauchen Sie auch nicht,« rief sie, wieder ihre Schürze an die Augen führend. »Ich weiß Alles, denn ich habe gute Augen und ein Herz – ein Herz, das so einen Mann von Glas, wie Sie einer sind, durchschaut. O!«

Herrmann blieb still und ging einige Minuten vor der leise weinenden Frau im Zimmer hin und her. Endlich aber wandte er sich zu ihr hin, faßte ihre Hand und sagte mit seiner milden schönen Stimme:

»Liebe Mutter Didier, lassen Sie es gut sein und trösten Sie sich. Sehen Sie, ich bin ja auch schon getröstet und Sie dürfen mir das Herz nicht wieder schwer machen mit Ihren Thränen. Ich gehe sehr ungern von Ihnen fort und habe mich bei Ihnen so recht behaglich und heimatisch gefühlt. Das vergesse ich Ihnen nicht und ich werde stets an Sie zuerst denken, wenn ich an Argentières zurückdenke. Jetzt aber schicken Sie sich in die Notwendigkeit und – lassen Sie mich allein. Ich habe noch Manches zu thun, ehe ich mit Allem fertig bin, und das kann ich nicht vornehmen, wenn ich Sie weinen sehe und Ihre Klagen mit anhöre.«

Frau Didier trocknete sich schnell die Augen. »Sie haben Recht,« sagte sie, »man muß sich in Alles schicken, was kommt. So sagt auch unser Kaplan. Und wer weiß, wozu es frommt, daß es so gekommen ist. – Aber Sie bleiben mir doch gut, nicht wahr?«

»Darauf gebe ich Ihnen meine Hand, ja, ich bleibe Ihnen gut.«

Mutter Didier ergriff rasch die schöne weiße Hand ihres ehemaligen Patienten und drückte, ehe er es verhindern konnte, einen schallenden Kuß darauf. »So,« sagte sie, »nun weiß ich, was ich an Ihnen habe, denn wer mit solcher Stimme sprechen kann, wie sie eben sprachen, ›ich bleibe Ihnen gut,‹ der meint es ehrlich. So gehe ich denn – aber kann ich Ihnen nicht noch *einen* Wunsch erfüllen? Ach, ich thue es so gern!«

»Vor der Hand wüßte ich Nichts – nur muß ich morgen früh um fünf Uhr fort und möchte vorher noch Kaffee haben.«

»Weiter nichts? O, das versteht sich ja ganz von selber. Ich werde die ganze Nacht kein Auge zuthun und um vier Uhr sollen Sie Ihr Frühstück auf dem Tisch finden.«

Nach diesen Worten warf sie noch einen liebevollen Blick auf den gütigen Herrn, dem sie wahrhaft zugethan war, und dann entfernte sie sich, wie er es gewünscht hatte.

Unterdessen war es Abend geworden, aber dem ungeduldigen Herrmann verging die Zeit noch viel zu langsam; er hätte die Nacht am liebsten augenblicklich herein sinken sehen, da jede Stunde, die er jetzt noch in Argentières verleben mußte, ihm eine Ewigkeit zu dauern

schien. An Ruhe oder gar Schlaf hatte er heute nicht gedacht und die einzige Unterhaltung – seine ihn bedrängenden Gedanken abgerechnet – der er sich hingab, bestand darin, daß er wiederholt das Gedicht Wanda's auf den Montblanc und die Noten überlas, die er dazu gesetzt und die er schon lange auswendig wußte. Immer tiefer versenkte er sich dabei in den geistigen Gehalt dieser Zeilen und seiner Musik, und letztere summte er dann leise vor sich hin, im Zimmer auf und abgehend, wobei trübe Schatten über sein Gesicht huschten, wie ja auch seine Seele in Betrübniß und Kummer gehüllt war.

»Es ist merkwürdig,« sagte er sich, als er auch diese Beschäftigung beendet, »welcher wunderbare Doppelsinn in diesen Zeilen liegt! Die Verfasserin hat ihn gewiß nicht im Auge gehabt, als sie die Worte schrieb. Nein, sie hat nicht gedacht und gewußt, daß sie damit eine Art Schwanengesang auf unsre Bekanntschaft gedichtet und mir damit selbst mein Abschiedslied für sie in die Hand gelegt. Ja, diese Worte sprechen, seltsam genug, meine ganze jetzige Stimmung aus, und während ich den Berg dort ansinge, besinge ich zugleich auch das Weib, das mir wie ein unerreichbarer Gipfel menschlicher Schönheit und Vollkommenheit erschien. So will ich ihr denn ihre eigenen Worte zum Abschied singen und damit zugleich auch den Schleier meines Incognito lüften, wonach sie so eifrig verlangte. Wenigstens ein Punkt wird ihr dadurch klar werden: den *Sänger* kennt sie, der ihr neulich das Ständchen gebracht, und nun soll sie in ihm auch den Componisten ihres Liedes kennen lernen. Ja,

das ist meine Rache, und wenigstens will ich ihren Ohren einen Klang von mir hinterlassen, den sie so bald nicht wieder vergessen soll!«

Es war zehn Uhr vorüber, als Herrmann seine Guitarre aus dem Schrank nahm und sie leise stimmte. Sie sollte ihm heute noch einen Dienst leisten und ihn dann nach Chamouny, nach Montreux und in die fernere Heimat begleiten, als Erinnerung an die braven Tyroler Sänger, die ihm an diesem Orte einen der höchsten Genüsse verschafft hatten. –

Das bisher so klare Wetter hatte an diesem Nachmittag einen Wechsel erfahren. Der ganze Hintmel war mit Gewölk umzogen, kein Stern trat daraus hervor und ein etwas kühler Wind wehte erfrischend von den nahen Eisfeldern des Montblanc herüber. Herrmann, der eigentlich nur wenig Bewegung am Tage gehabt, ging in der Dorfstraße auf und ab, in deren Häusern bereits die meisten Lichter erloschen waren. Als er bei diesem Spaziergang einmal gerade dem Schweizerhause auf dem Bergvorsprung gegenüber angekommen war, sah er einen Mann von demselben herunter schreiten und rasch die Richtung einschlagen, in welcher des Malers La Haine Wohnung lag. Herrmann glaubte in ihm den Franzosen zu erkennen, den er nie mit Augen gesehen, und er irrite sich nicht darin. Ja, es war der Mann, der ihn nach

nur oberflächlicher Beobachtung seiner Kritik unterworfen, der seinen Gang und seine Haltung ›theatralisch‹ genannt und ihn mit diesem Worte am meisten dadurch, daß Wanda es wiederholt, so tief verletzt hatte. Aber dennoch trug er diesem seinem unbekannten Kritiker keinen Groll nach, er wußte ja, daß er in die schöne Tochter des Professors verliebt war, und einem Verliebten – er war heute sehr duldsam und nachsichtig darin – verzeiht man viel, noch dazu, wenn er ein Franzose und endlich gar ein Künstler ist.

Als der Maler hinter der Thür seines Hauses verschwunden war, trat Herrmann aus dem tiefen Schatten hervor, der ihn bisher verborgen hatte, und stieg langsam den Abhang nach dem Schweizerhause hinaus, wo, wie immer am späten Abend, eine, tiefe, durch Nichts unterbrochene, friedliche Stille herrschte. Da in des Professors Arbeitsstube noch Licht schimmerte, derselbe also noch nicht in sein Schlafzimmer gegangen war, welches auf der nach den Gletschern sehenden südlichen Giebelseite lag, ging er noch nicht in den Garten unter die Linden hinaus, und erst als er das Licht des Professors unten verlöschten und bald darauf in dem Schlafzimmer blinken sah, trat er unter die Bäume, deren Blätter leise im kühlen Abendwinde rauschten. Langsam nun schritt er unter ihnen fort nach der nördlichen Giebelseite des Hauses, und, davor angekommen, sah er ein mildes Licht hinter den Vorhängen der Fenster schimmern, die auf den oberen Balcon hinausgingen.

Herrmann nahm seine frühere Stellung unter dem großen Nußbaum ein, aber diesmal so, daß er den Balcon im Auge behalten konnte, da es ihm jetzt ziemlich gleichgültig war, ob er gesehen oder gar erkannt wurde. Die Worte seines Liedes mußten ihn ja doch verrathen, und daß sie verständlich lauten würden, das wußte er, denn seine Aussprache beim Singen war ebenso vollen-det klar und rein, wie sein Vortrag meisterhaft und die Stimme schön und klangvoll war.

Die Augen ruhig auf die matt erleuchteten Fenster ge richtet, und diesmal nicht wie neulich den Schlag seines Herzens so stürmisch fühlend, wartete er geduldig, bis das Licht oberhalb des Balcons erlosch. Es dauerte dies ziemlich lange, und die in dem stillen Zimmer Weilende lief viel hin und her, ehe sie zur Ruhe kam, das sah er an dem bald hier bald dort erscheinenden Schatten. Plötzlich jedoch erlosch das Licht, und nun nahm Herrmann die Guitarre zur Hand und schlug mit kräftigen Griffen einige Accorde an, um damit erst das musikalische Ohr der noch Wachenden aufmerksam zu machen und sie auf das bald Folgende vorzubereiten. Er erreichte auch diese Absicht vollkommen, denn kaum waren die Accorde erklungen und danach eine kurze Pause eingetreten, so wurde seinem scharfen Ohr eine lebhafte Bewegung im Zimmer bemerkbar und gleich darauf wurde ein Fenster flügel leise geöffnet und ein weiblicher Kopf, der freilich nicht genauer zu erkennen war, schaute aus demselben hervor.

Jetzt, da er sich seiner Zuhörerin versichert sah, trat Herrmann mehr in den Schatten des Baumes zurück und mit seinem schönen sicheren Einsatz begann er die erste Strophe des Liedes zu singen. Er sang sie mit vollen-deter Meisterschaft und mit allem Aufgebot der in ihm wohnenden Fülle und Kraft, und der Klang seiner Stimme übertraf heute noch bei Weitem den von neulich, na-mentlich in den weichen hinsterbenden Tönen, denn das elegische Element, welches an sich schon in dem auf son-stige poetische Schönheit keinen Anspruch machenden Gedicht lag, und welches der Componist beibehalten und in seinem Vortrage scharf hervortreten ließ, wirkte wun-derbar und mußte die Hörerin auf das Tiefste ergreifen. Weit, weit über den Garten des Schweizerhauses hinaus bis zu den düster ragenden Bergen und Gletschern hin tönten die glockenreinen Klänge und verhauchten end-lich in der Ferne mit dem letzten Worte: ›Phantasie!‹ wie der Seufzer eines irrenden Geistes, der sich zuletzt ganz in Töne auslöst und Nichts, Nichts von sich zurückläßt als die Erinnerung, daß er einst lebendig gewirkt und ge-waltet hatte.

Die Worte selbst aber, die Wanda de Saulier zu die-sem ergreifenden Gesang gedichtet, lauteten folgender-maßen:

»Montblanc, Du grölßter König aller Berge,
Mit goldner Krone auf dem greisen Haupt!
Was sind wir gegen Dich? – Nur kleine Zwerge,
Das arme Herz mit Erdenmüh' bestaubt!

Wer kann Dich sehn mit Deinen tausend Schrecken
Die donnernd Du entsendest, Tag und Nacht,
Und muß nicht doch die Hände nach Dir strecken
Voll Sehnsucht, Liebe, die Du angefacht?

Ich sah Dich kaum, da war mein Herz gefangen,
Mein Geist flog mit dem Blick zu Dir empor,
Die ganze Seele mußte an Dir hangen,
Sie war nur, staunend, Auge, war nur Ohr!
Und wenn ich scheide, muß ich um Dich weinen,
Als dürft' ich nie und nie Dich wiedersehn –
Die Thräne ist mein Gruß – sonst hab' ich keinen,
O nimm' ihn an, laß nicht umsonst mich flehn!

Leb' wohl, Du schöner Berg! In meinen Träumen
Bleibt unvergänglich mir Dein hehres Bild;
Ich höre Deiner Gletscher Wasser schäumen,
Ich höre donnern Dich, so graus, so wild.
Und doch – liebt Dich mein Herz, die ganze Seele
Fliegt zu Dir auf – sie kann vergessen nie,
Was sie bei Dir empfand – o komm, erzähle
Mir noch im Traum von ihm, o Phantasie!«

Als die letzten Klänge des letzten Wortes wie ein leise verhallendes Echo in der Ferne vertauscht waren, regte es sich unter dem tiefen Schatten des Baumes. Herrmann verließ seinen Platz ohne Zögern, denn es gab für ihn keinen Grund mehr, weshalb er sich noch länger daselbst aufhalten sollte. Rasch schritt er durch den Garten, den Abhang hinab und bald verklangen auch seine Schritte, wie soeben seine Töne verklungen, in der Ferne. Ohne

sich zu fragen, wie die Wirkung seines Liedes gewesen, ob es Sturm oder Frieden erregt, und nur mit sich selbst zufrieden, daß er seinen Vorsatz so ungestört und mit seiner besten Kraft ausgeführt, ging er nach Hause, denn nun hatte er ja Alles abgethan, was ihm hier zu thun oblag, auch seine süße Rache vollbracht, und nun konnte er zum letzten Mal sein Haupt auf das Kissen zur Ruhe legen, das ihm von einer wohlwollenden Hand für eine viel längere Zeit bereitet war und dem ihn nun das Geschick mit unerbittlicher Macht so bald entzog.

SECHSTES CAPITEL. VATER UND TOCHTER.

Punkt fünf Uhr am nächsten Morgen, wie Herrmann es verlangt, war der kleine Wagen, mit dem flinken Maulthier bespannt, aus dem Gasthof zur ›Krone‹ gekommen, der Knecht hatte des Reisenden Koffer aufgeschnallt, und dieser selbst hatte den letzten Abschied von der in Thränen zerfließenden Mutter Didier genommen und war, von ihren Segenswünschen begleitet, rasch nach Chamouny gefahren. Bald nach seiner Abreise aber und noch früher, als Herrmann es gewünscht, war Mutter Didier nach dem Schweizerhause gegangen und hatte einer der Mägde daselbst den Brief mit der Bitte übergeben, ihn sogleich dem Herrn Professor einzuhändigen, sobald der selbe aufgestanden wäre.

»Warum weint Ihr denn so sehr, Mutter Didier?« hatte die schmucke Magd gefragt. »Es ist doch kein Unglück passirt?«

»Gewiß ist eins passirt, für mich wenigstens. Mein guter Herr ist abgereist, nach Chamouny, und ich, ich sehe ihn niemals wieder, denn er kommt nicht mehr nach Argentières zurück.«

Die Magd riß verwundert ihre blauen Augen auf. Das war allerdings etwas ganz Neues und Unerwartetes. Der Professor hatte sie noch gestern Abend gefragt, ob Herr Weber nicht dagewesen, und als sie es verneint, ihr den Auftrag gegeben, an diesem Morgen in aller Frühe zu Mutter Didier zu gehen und den Herrn zum Frühstück einzuladen.

Das erzählte nun die Magd und konnte sich nur höchlich wundern, daß der gute Herr so ganz unerwartet abgereist sei.

»Was wird da der Herr sagen!« rief sie und starre halb verblüfft Mutter Didier an. »Das hat er sich gewiß nicht gedacht!«

»Wer hat es sich denn überhaupt gedacht, Marion?« rief Mutter Didier. »Ich auch nicht und wir Alle nicht – wenn es – wenn es Demoiselle Cath'rin nicht gedacht und gewußt hat.«

Diese Worte wurden mit einem etwas spitzen Ton gesprochen, der dem Ohre des Mädchens nicht entging. Aber sie sagte nichts, nickte nur stumm und versprach, den Brief so bald wie möglich zu bestellen.

Das that sie auch, aber nicht an den Professor, wie ihr geheißen, bestellte sie ihn, sondern sie lief sogleich nach dem nördlichen Balconzimmer hinauf, um dort an der Thür zu lauschen, und als sie vernahm, daß Demoiselle

Cath’rin schon außerhalb des Bettes war, rief sie ihr durch die verschlossene Thür zu, was sie soeben von Mutter Didier gehört und daß sie einen Brief von Herrn Weber an den Herrn Professor zu bestellen habe.

Es erfolgte erst keine Antwort auf diesen Zuruf, endlich aber fragte eine Stimme aus dem Zimmer, die gar nicht wie Demoiselle Cath’rin’s fröhliche Stimme klang, sondern einen ganz wunderbar weichen und fast traurigen Ton hatte, als dränge sie zwischen Seufzern und Thränen aus einer beklommenen Brust hervor:

»Hast Du den Brief bei Dir, Marion?«

»Ja, hier ist er, Demoiselle Cath’rin!«

Da öffnete sich hastig die Thür, doch nur so weit, daß eine kleine weiße Hand sich hervorstrecken konnte, und dieselbe milde Stimme flüsterte mit tiefer Bewegung:

»Gieb her und geh! Ich werde ihn meinem Vater geben.«

So war der Brief, der zunächst über das Schicksal zweier Menschen entschied, zuerst nicht in die Hände gelangt, für die er bestimmt war und so wurde er auch nicht von dem Professor zuerst gelesen, sondern ein feuriges Auge, nachdem eine zitternde Hand ihn rasch geöffnet, flog bald über seinen Inhalt hin, und erst kurz vor sieben Uhr, noch ehe der Professor sein Frühstück am Familientisch genoß, gelangte er in die Hände des guten Herrn, auf eine Weise, wie wir sogleich aus eigener Anschauung erfahren werden.

Wanda hatte die Nacht hindurch fast kein Auge geschlossen und nach der Anhörung des wunderbar schönen und ihr ganzes Wesen ergreifenden oder viel mehr in Aufruhr versetzenden Gesanges war sie noch stundenlang außer dem Bett geblieben, ohne Ruhe, ohne Rast hin und her eilend und außer Stande, sich zu fassen und das Gleichgewicht ihrer aus den Fugen gerathenen Seelenkräfte wiederzugewinnen. Wer sie nun heute Morgen sah, konnte unmöglich glauben, daß sie noch dieselbe Person wie früher sei – so war sie im Ganzen und Einzelnen umgewandelt. Wenn Herrmann Weber eine geistige Kur mit ihr beabsichtigt hatte, dann war sie ihm in der That gelungen, wie selten eine Kur gelingt. Schon gestern Mittag, als er sie so unvermuthet und rasch auf dem Stein am Gletscher verließ und ruhigen Ganges seiner Wohnung zuschritt, hatte die zauberhafte Wirkung seiner Arznei begonnen, und am späten Abend, als sie das Montblanclied singen gehört und nun endlich wußte, wer der Besitzer dieser wunderbaren Stimme sei, da hatte sie ihren letzten Einfluß geübt. Jetzt kam nun noch der ihren Augen fast Alles enthüllende Brief, und als sie ihn erst einmal, dann zwei- und dreimal gelesen, da war die innere Wandlung gänzlich vollbracht, das R ein für alle Mal aus Wesen geschwunden und nur die milde, weiche, sich ergebende Wanda war allein in ihr zurückgeblieben.

Wo waren nun mit einem Mal die scheinbare Kälte, das Eis, der weibliche Hochmuth und der stolze Hohn, wo war die kindische Eitelkeit, der sprudelnde Uebermuth geblieben, die sie so oft mit und ohne Grund an den Tag

gelegt? Wohin war das lustige, leichtblütige Trillern, das muthwillige Kichern, das fröhliche Lachen geflogen? O, es mußte wohl eine weite, unerreichbare Ferne sein, die sie aufgenommen und in deren unergründlichem Schooß sie sich verflüchtigt hatten! Wie durch einen von mächtiger Hand geschwungenen Zauberstab berührt, war sie ernst, gedankenvoll,träumerisch geworden, und mit der ihr bisher unbekannten Versunkenheit in sich selber, war eine sanfte Milde und Weichheit gekommen und hatte die überspannten Saiten ihres Innern wohlthätig herabgestimmt, so daß sie wieder einen natürlichen, wohltönenenden Klang von sich gaben und nicht mehr so unmelodisch wie sonst schwirrten und zitterten. Ja, sie hatte, wie man in großen und entscheidenden Lebensmomenten rasch lebt und denkt, reiflich über ihre Vergangenheit und Gegenwart nachgedacht, und zum ersten Mal war die Zukunft wie ein drohendes Gespenst vor ihre zersplitterte Seele getreten und sie hatte sich selbst das allerdings demüthigende und doch sie wieder erhebende Bekenntniß abgelegt, daß sie bisher nicht auf den rechten Wegen gewandelt, daß aber noch nicht alle Möglichkeit abgeschnitten sei, wieder auf die rechten Wege zurückzukehren.

»Aber was nun?« lautete die Frage, die sie sich in der langen schlaflosen Nacht wohl hundertmal vorgelegt, der ersten Nacht ihres Lebens, die sie unglücklich, trostlos, fast verzweifelnd verbracht, ohne einen Augenblick den wohlthätigen Segen zu fühlen, den ein weicher Pfuhl

sonst dem so gern und freudig lebenden Menschen verleiht. Ja, was nun? Das war im ersten Augenblick schwer zu entscheiden. Und doch – und doch entschied sie sich, denn der Geist dieses von der Natur so reich begabten Wesens war noch lange nicht gebrochen, vernichtet, er rang sich stark, kräftig aus dem Wirrsal des so plötzlich hereingebrochenen Geschicks empor, und als der Morgen endlich mit seinem rosigen Licht tagte, den sie mit wachsender Ungeduld erwartet, mit namenloser Sehnsucht herbeigewünscht, da stand der einzige Entschluß in ihr fest, den sie hatte fassen können und den sie wirklich gefaßt hatte, mit der ganzen Energie ihres edlen Herzens, mit der ganzen Elasticität ihres ungebrochenen Geistes, und nun, sobald der Augenblick dazu gekommen, sollte er ausgeführt werden, das stand unumstößlich, unwiderruflich in ihr fest, was ihr Vater, was die Welt und alle Menschen darin auch dazu sagen würden, denn an der Meinung derselben war ihr nun nichts mehr gelegen, da die eigene Meinung von der Welt und den Menschen einen so gewaltigen Umschwung in ihrem Innern erlitten hatte.

So kleidete sie sich denn um sechs Uhr schon fertig an und faltete Herrmann's Brief, der bisher offen auf dem Tisch gelegen, zusammen, steckte ihn in sein Couvert und holte einen zweiten schon offenen Brief aus ihrer Tasche hervor, den sie, anfangs ihn kaum beachtend, schon am Abend vorher von einer verheiratheten Freundin erhalten hatte, die mit ihrem Manne vor zwei Tagen aus

Genf in Chamouny angekommen war, und worin dieselbe sie herzlich bat, sie auf einige Tage daselbst im Hotel Saussüre zu besuchen, da sie nach so langer Trennung das Verlangen sie zu sehen und zu sprechen habe. –

Es mochte etwa halb sieben Uhr sein, als der Professor schon am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer saß. Der alte Herr hatte keine Ahnung von dem Vorfällen und war so ruhig, so heiter, so glücklich wie alle Tage aus seinem Schlafzimmer heruntergekommen. Jetzt saß er bei einer ihm liebgewordenen wissenschaftlichen Arbeit und seine Feder glitt langsam und bedächtig über das Papier, das vor ihm lag. Unendlich gütig und mild war dabei der Ausdruck seines edlen Gesichts und es gab in diesem Augenblick keine Sorge, keinen Kummer für ihn, die nur den geringsten Schatten über seine klare Stirn geworfen oder die geringste Trübung in seinem reinen blauen Auge hätten aufkommen lassen.

Da hörte er plötzlich ein seidenes Kleid an der Thür rauschen und er wußte sogleich, daß nur sein liebes Kind es sein konnte, welches kam, um ihm einen guten Morgen zu wünschen und ihn zum Frühstück in's Familienzimmer zu rufen.

Er legte sogleich die Feder nieder und richtete sein Auge mit strahlendem Lächeln auf die Thür. Da ging sie schon auf und herein trat im schwarzseidenen Kleide, das sie in der Regel nur auf Reisen trug, Wanda selber, jedoch nicht trillernd und hüpfend wie sonst, sondern mit ruhigem bedächtigem Schritt, wie man ihn fast nie oder nur höchst selten an ihr sah.

Kaum aber hatte er in ihr Gesicht geblickt, so sprang er erschrocken von seinem Stuhle auf und trat ihr mit erhobenen Armen entgegen, während seine Lippen einen verwunderungsvollen Laut unwillkürlichen Erstaunens hören ließen. Denn ach! wie sah das so schöne, so reizende Gesicht seiner Wanda heute aus! Nein, so, so hatte er es nie gesehen, so weit seine Erinnerung auch in die Vergangenheit zurückreichen machte. Es war blaß und verweint, und obgleich jetzt keine Thräne mehr aus ihren Augen trüpfelte, so lag doch ein unendlicher Kummer, ein namenloser Schmerz in diesen sonst so strahlenden Augen, die sich fest und entschlossen auf den Vater richteten, der seinen eigenen Augen nicht trauen zu dürfen glaubte und dessen Blicke unruhig, tief betrübt auf dem Gesicht der Tochter haften blieben.

»Guten Morgen, Vater!« sagte sie mit ruhigem, gefaßtem Ton, ohne, wie sonst, das Wort »Papa« zu gebrauchen und stürmisch an seinen Hals zu fliegen. Dabei trat sie ihm langsam einige Schritte näher, einen offenen Brief in der Hand haltend und denselben ihm entgegenstreckend, während sie den zweiten Brief langsam auf einen danebenstehenden Tisch legte.

»Wanda! Mein Gott, was giebt es?« rief der geängstigte Vater.

»Sei ruhig,« sagte sie, »und ängstige Dich nicht. Lies erst diesen Brief und dann will ich Dir das Uebrige sagen.«

Der Professor, keines Wortes mächtig, ergriff das ihm dargereichte Papier und ließ sich langsam und fast

athemlos auf seinen Sessel nieder. Laut seufzend hob er den Brief empor, warf noch einen forschenden Blick auf das ihn ruhig betrachtende Antlitz seiner Tochter und las dann mit wachsender Spannung Herrmann's Zeilen, die also lauteten:

»Mein theurer, mein sehr geehrter Herr Professor!

Wider meinen Willen, ja, wider alles Erwarten muß ich diese Zeilen an Sie richten und Sie werden von dem Inhalt derselben wahrscheinlich nicht viel weniger betroffen sein, als ich es von dem traurigen Ereigniß war, welches mich dazu veranlaßt hat.

Lassen Sie mich kurz sein, zu längerer Auseinandersetzung fehlt mir in meiner augenblicklichen Stimmung die Neigung und offen gesagt, auch die Kraft. Also mit *einem* Wort: ich muß von Ihnen scheiden, und wie die Umstände liegen, darf ich nicht einmal mehr Ihr Haus betreten, um noch einmal in Ihr biederer Auge zu blicken, Ihnen die Hand zu reichen und Ihnen herzlich für die Liebe und Freundschaft zu danken, die Sie mir, dem Ihnen ganz Fremden und Unbekannten, vom ersten Augenblick unsrer Begegnung an so menschlich rein und freundlich erwiesen haben.

Sie werden mich nun fragen, warum ich so hastig und unerwartet von Ihnen scheide? Ich darf es Ihnen mit gutem Gewissen sagen. Es giebt eine Notwendigkeit, die mich dazu zwingt, und diese Notwendigkeit verkörpert sich in – Ihrer Tochter Catharina oder Wanda, wie Sie sie nennen wollen. Ein Näheres mag ich Ihnen nicht sagen,

damit ich nicht einer immerhin möglichen Parteilichkeit für mich selber beschuldigt werden kann. Wollen Sie aber dies Nähere wissen, so fragen Sie Ihre Tochter und sie wird Ihnen – ich vertraue ihr darin – in Allem die Wahrheit berichten. Sie haben mir einst selbst gesagt, daß sie ein seltsames Wesen sei, und ich kann das jetzt aus eigener Anschauung und Erfahrung bestätigen. Ich habe sie aber auch liebenswerth gefunden – in einem Grade, daß ich ihr näher zu treten den Entschluß fassen mußte, wollte ich nicht muthwillig ein Glück von mir stoßen, welches ich, dem schon so viel Unheil begegnet, als eine schöne Gabe der Vorsehung betrachtete, die sie mir als Ersatz für große und schwere Verluste endlich zum Lohn meiner Ausdauer und Standhaftigkeit im Ertragen von Widerwärtigkeiten aller Art zuerkannt hatte. Aber da kam die Klippe, an der mein Lebensschiff unvermuthet abermals scheiterte. Um nun nicht Alles bei diesem meinem letzten Schiffbruch zu verlieren, am wenigsten die eigene Achtung, die sich jeder rechtliche Mann selbst schuldig ist, beschloß ich mich mit den Ueberbleibseln meines irdischen Gutes zu bergen und zu retten, so lange es noch Zeit und ein rettender Hafen nahe war. Darum gehe ich so schnell und ohne eine Minute Zeitverlust von Ihnen.

Wie schwer mir das wird, will ich nicht zu erörtern versuchen, aber noch kann ich mich losreißen, ohne mich zu verbluten, und so thue ich es, ja ich muß es, denn ich habe auch für mich selbst eine Pflicht zu üben, die Pflicht, mir die Pforten der Zukunft offen zu erhalten, wenn die

Gegenwart mir die ihrigen verschließt. Meine Selbstachtung aber würde ich aufgeben, wollte ich wie ein um ein Almosen Flehender den Tritten eines Menschen nachgehen, der – ich meine Ihre Tochter damit – schließlich aus Barmherzigkeit wohl geneigt sein könnte, mir dies Almosen mit der Hand, aber nicht mit dem Herzen zu geben, nach dem allein meine Seele, nicht aber meine äußere Bedürftigkeit verlangte. Ja, ich verlangte eine Gabe des Herzens und mir ward nur ein eisiges, sich selbst versagendes Lächeln zu Theil, ein Lächeln, das nicht einmal *den* Trost für mich hatte, daß es ein natürliches war, vielmehr mit einem künstlichen Hohn vor meine geblendet Augen trat.

Hier haben Sie Alles, was ich Ihnen sagen kann. Denken Sie nichts Arges von mir; daß ich so aufrichtig zu Ihnen rede, aber Männern, wie Sie einer sind, muß man Alles sagen, da man ihnen Alles sagen kann. Und nun leben Sie wohl! Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, da es das Schicksal nicht wollte, daß ich Ihnen näher gestellt ward. Ich gehe von Ihnen mit Schmerz, aber nicht ohne Trost. Ich habe mich selbst wiedergefunden und das eigene Selbst ist ja die Hauptstütze eines denkenden und fühlenden Menschen. Gott erhalte Sie Ihrer Tochter noch lange, und mag sie so glücklich werden, wie sie es selbst wünscht und hofft – die Berechtigung hat sie dazu, denn Gott hat ihr große und schöne Gaben verliehen und diese reichen auch aus, Andere glücklich machen. Ich sollte es nicht bei ihr werden und – ich bescheide mich.

Noch einmal, leben Sie wohl und seien Sie überzeugt, daß selten ein Mann von Ihnen geschieden ist, der so viel Achtung und Liebe für Sie mit in die Welt hinausnimmt, wie

Ihr ganz ergebenster Herrmann Weber.«

Der Professor hatte den Brief langsam und ruhig zu Ende gelesen, zuletzt aber war doch eine warme Thräne in sein reines Auge getreten. Jetzt, da er fertig war, erhob er leise den Kopf, wandte sein Auge auf Wanda hin, sah sie mit einem tief wehmüthigen Blick an und sagte nur:

»Wanda! Was soll ich davon denken? Dieser Mann hat wie ein ächter braver Mann zu mir gesprochen – nun sprich Du wie ein ächtes Weib – was sagst Du dazu? Werde ich die Wahrheit hören, die mich dieser Mann von Dir erwarten läßt?«

Wanda hatte die Hände gefaltet und trat ihm einen Schritt näher. »Ja, Vater,« flüsterte sie, »Du sollst sie hören – so ganz und gar, wie Du sie noch nie von mir gehört hast.«

Und plötzlich mit einem raschen Schritt dicht an ihn herantretend und dann sich auf ihre Kniee vor ihm niederlassend und seine Hände ergreifend, die rasch den Brief fallen ließen, sagte sie mit tiefer Innigkeit und einer Stimme, deren leises Beben eine bezaubernde Ueberredungskraft besaß:

»Vater! Laß mich einmal, wie ich es so oft als Kind gethan, vor Dir niederknien und Deine Hände halten – so – und nun sieh mich an, recht gütig, lieblich und väterlich, wie Du es so gut kannst – ich will Dir auch dafür

ein ehrliches Geständniß ablegen, das mir heute so recht und ganz und voll aus dem Herzen kommt. Und dieses Geständniß ist viel wichtiger für Dich und für mich, als die Erzählung Dessen, was zwischen dem Schreiber dieses Briefes und mir vorgefallen ist.«

»Das muß ich aber auch wissen, Kind!« unterbrach sie der sie unendlich gütig und zugleich aufmerksam ansehende Vater.

»Ja, gewiß, später, erst später, denn jetzt kann ich es Dir noch nicht erzählen, da die Sache zwischen ihm und mir noch schwebt, noch lange nicht beendet ist, aber doch hoffentlich in nicht ferner Zeit zum Abschluß kommen wird. Dann, erst dann sollst Du Alles erfahren, auch das Kleinste, meine Irrthümer mit eingerechnet, und nur so viel will ich Dir jetzt sagen, daß er ein Recht hatte, diesen Brief zu schreiben und daß ich so weit im Unrecht bin. Ich habe aber noch weit mehr Unrecht begangen und schon seit langer Zeit, das fühle ich so recht in dieser Stunde, und nun komme ich also zu meinem Bekenntniß. Sieh, mein lieber Vater,« und sie seufzte hierbei schmerzlich auf, da es ihr wohl schwer werden mochte, das Nächstfolgende zu sprechen, – »ich bin eigentlich bisher recht eitel und hochmüthig, recht stolz und eingebildet gewesen, habe auf meine äußeren und inneren Gaben viel zu fest gebaut und dadurch es vernachlässigt, mich in das richtige Verhältniß zu der Welt und den Menschen darin zu stellen. Ach ja! Aber die Welt – jetzt weiß ich es besser – ist groß und darin leben der Menschen viele, mit viel größeren und wunderbareren

Gaben und Eigenschaften, als ich sie besitze. Die meisten Menschen haben bisher, obgleich sehr verschieden, doch im Ganzen nur wenig auf mich eingewirkt und wenn ich die Summe dieser Einwirkung zog, mußte ich oft im Stille lächeln, weil sie mir so winzig klein erschien. So habe ich denn in meinem Leben mit diesen Menschen getändelt, gescherzt, gelacht und an ihrer Unbedeutendheit und – leider auch an meiner Ueberlegenheit eine kindische Freude gehabt. Seit gestern aber, mein Vater, lache ich nicht mehr, und Deine eitle und hochfahrende Tochter, Dein Puck, Deine Elfe ist sehr ernst, und damit zugleich sehr still und weich geworden. Und warum das? wirst Du fragen. Nun sieh, weil – weil sie zum ersten Mal einen Menschen gefunden, der nicht mit sich tändeln und spielen läßt, der einen ernsteren Blick in das Leben gethan und auch mir das Fenster geöffnet hat, durch welches ich selbst in dies Leben hineinblicken konnte. Und doch – doch bin ich dafür recht undankbar gegen ihn gewesen, habe ihm seine Freundschaft übel vergolten und mich recht thöricht und ungerecht betragen. Das hat mich nun, weil ich es fühle, sehr niedergeschlagen, und ich habe gedacht, daß es an mir sei, das wieder gut zu machen, so lange es noch Zeit dazu ist. – Glaube aber nicht,« fuhr sie mit sichtbarem Erröthen fort, als der Vater ein leises wehmüthiges Lächeln blicken ließ, »daß ich mich etwa in meinen Gefühlen so weit verloren habe, daß ich mich nicht wiederfinden könnte – nein, so bedeutend hat er nicht auf mich eingewirkt. Mich kränkt und demüthigt es nur, ja es schlägt mich fast nieder, daß

ich diesen Menschen, der viel bedeutender hätte auf mich einwirken können, für einen gewöhnlichen gehalten und ihn danach behandelt habe. Und um diese Demüthigung von mir zu nehmen und mich so in seinen eigenen Augen wieder zu erheben: ist es nothwendig, daß ich das richtige Verhältniß zwischen ihm und mir wieder herstelle. Und das wird und muß sogleich geschehen. Und weißt Du, warum es geschehen muß? Weil ich in dieser Nacht mit mir zu Rathe gegangen bin und die Entdeckung gemacht habe, daß mir eigentlich Recht geschehen. Und dieser Mann, den Du von Anfang an für so bedeutend hieltest, was ich nicht that, der ist wirklich dadurch für mich bedeutend geworden, daß er mir die Strafe dictirt hat, die ich in meinem Leichtsinn und in meiner Ueberhebung so oft über Andere verhängt habe. Ja, jetzt habe ich erkannt: es giebt für jedes Unrecht in jedem Verhältniß der Welt eine Nemesis, die lange schlafen kann, die aber immer einmal erwacht. Ich habe oft mit den Herzen der Männer gespielt, und nun ist dieser Mann gekommen und hat eine Rache an mir ausgeübt, wie sie nicht bitterer und härter für mich geübt werden konnte. Denn sieh, Vater – jetzt will ich es Dir anvertrauen, was Du noch nicht weißt: dieser Fremde, von dem wir weiter nichts als seinen Namen wissen, er hat es mir angethan, mich tief gedemüthigt und gebrochen – denn er, nur er ist der Sänger mit der göttlichen, wunderbaren Stimme, der neulich mit den Tyrolern unter meinem Fenster und gestern – zum ewigen Abschied, wie er denkt – das Lied an den Montblanc gesungen, das, ich – ich selbst, nicht

ahnend, wozu es einst dienen sollte, gedichtet und ihm gegeben habe.«

Sie schwieg und schaute glühend und tief bewegt in des Vaters Auge, das jetzt verwunderungsvoll auf ihr ruhte.

»Wie,« rief er dann, »was sagst Du? Weißt Du das bestimmt?«

»Ja, ich weiß es bestimmt, es ist kein Zweifel mehr möglich – und einen solchen Mann, der mir seine hohe Künstlerstellung so hartnäckig verschwieg, was ich nur für eine kindische Laune hielt – einen solchen Mann habe ich behandelt wie – ich will mich selber schonen, indem ich so zart spreche – wie ich selbst den gewöhnlichsten nicht hätte behandeln sollen.«

»Aber mein Kind,« rief der Professor lebhaft aus – »ich will Dich nicht tadeln, da Du Dich ja selbst anklagst – was willst Du nun thun, um Dein aus einem so großen Irrthum entsprungenes Benehmen wieder gut zu machen – ich verstehe Dich nicht.«

»Du wirst mich sehr bald verstehen – jetzt komme ich auf meinen Entschluß. Sieh, ich fürchte kaum, daß es schon zu spät ist, seine – Achtung wiederzugewinnen; wiedergewinnen aber muß ich sie – so oder so – und dazu muß ich ihn noch einmal sprechen, mag er sein, wo er will. Ich muß ihn also erreichen, und wäre er auf den Montblanc gestiegen, ich müßte ihm nach. Glücklicherweise ist er nicht so weit und hoch, er ist in Chamouny – und dahin muß ich nun auch. Und siehe da, da kommt gestern dieser Brief von Charlotte Montmartin, die mit

ihrem Mann in Chamouny ist und mich zu sich einladet. So werde ich also zu Charlotte Montmartin gehen und – in ihrer Nähe – Deinen Freund und meinen Feind treffen. Da hast Du Alles, was ich Dir jetzt sagen kann.«

Sie schwieg wieder und beugte das Haupt auf die Hände des Vaters nieder, die sie noch immer festhielt, da sie ihm jetzt nicht in das Gesicht sehen mochte, um nicht seine Verwunderung über ihren seltsamen Entschluß darin zu lesen.

»Wanda, mein Kind,« sagte da der Vater mit seiner milden und tief in ihr Herz dringenden Stimme, »hör mich an und glaube nicht, daß ich Dir von Deinem Vorhaben, das mir freilich seltsam erscheint, abrathen will. Es mag ein Bedürfniß Deines Herzens, vielleicht auch Deines weiblichen Stolzes sein, daß Du so handeln und die Demüthigung, die Du Dir selbst bereitet hast, auf diese Weise abstreifen willst, aber bedenke, was Du thust und ob es vielleicht nicht heilsamer wäre, wenn ich selbst nach Chamouny ginge und an Deiner Statt Deine Sache führte, wie?«

»Nein, nein, Vater,« fuhr Wanda mit lebhafter Geberde und feurig blickenden Augen fort, »weder Du noch ein Anderer kann meine Sache führen, nur ich allein vermag das und ich allein will es thun. Habe ich mich selbst gedemüthigt, wie Du sagst – ich nehme ja das Gegentheil an, denn ich habe ihn stolz und hochfahrend behandelt – so will ich mich auch selbst wieder erheben, dadurch, daß ich mein Unrecht vor ihm bekenne – und das ist es,

was ich thun will, denn er darf nicht klein von mir denken – er am allerwenigsten – ja, er soll einmal ein ächtes und ganzes Weib in mir kennen lernen.«

Der Professor lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schaute nach der Decke des Zimmers empor. Bereits wußte er, daß hier kein Widerspruch mehr fruchten würde. »Wanda,« sagte er, »Du thust mir eigentlich recht leid, denn dieser Entschluß muß Dir, so weit ich Dich kenne, recht schwer geworden sein. Nun, ich bin an Deine, immer vom Gewöhnlichen abweichende Handlungsweise gewöhnt, ich habe Dir – ich fühle das wohl – von Jugend auf zu viel freien Willen gelassen, Deine Wege sind immer absonderliche gewesen, und so will ich Dir auch jetzt nicht widersprechen oder Dich von Deinem Entschluß abzuhalten suchen. Fast ist mir zu Muthe, als ob eine innere Stimme mir zuflüsterte, daß Du vielleicht einmal Recht thust und diesmal auf dem richtigen Wege bist, und ich würde ihr gern und willig folgen, wenn ich nur Eins wüßte.«

»Was ist dieses Eine, mein Vater?«

Der Vater schwieg eine Weile, als denke er nach, in welche Worte er seine Gedanken kleiden sollte, dann sagte er langsam:

»Es ist eine schwierige Sache, sich hierin auf die richtige Weise auszudrücken. Erinnerst Du Dich wohl noch des Gesprächs, welches wir am Abend führten, als Weber uns zum ersten Mal hier in Argentières besuchte? O ja, Du erinnerst Dich, ich sehe es, denn Du senkst den Kopf und

das heißt bei Dir: Ja! Nun denn, da brauchte ich einen Ausdruck –«

»Welchen?« fragte Wanda, den Kopf immer noch niedergebeugt haltend – »sprich weiter!«

»Ich sprach vom Feuer,« fuhr der Vater zögernd fort – »und Du sagtest mir – es brenne Dich nicht. Wie nun, hat es Dich etwa nicht gebrannt?«

Wanda antwortete nicht, aber ihre Arme umfaßten den Vater fester und sie preßte ihren Kopf liebevoll an seine Brust. »Du irrst,« flüsterte sie auf eine Art, daß ihr Vater zweifelhaft sein konnte, ob sie die Wahrheit sprach, »ja, Du irrst – *das* Feuer, welches Du damals im Sinne hattest, hat mich nicht gebrannt.«

»Du weißt ja gar nicht, was für ein Feuer ich meinte,« erwiderte der Vater lächelnd. »Ich meinte vielleicht das, was Dich wirklich gebrannt hat und so viel ist gewiß, daß Du gegen meinen Rath mit der verhängnißvollen Flamme gespielt hast – wie?«

Wanda stand plötzlich auf, faßte die beiden Briefe auf, steckte sie in die Tasche und hielt dabei immer das Gesicht vom Vater abgewendet. »Worte sind Worte,« sagte sie halblaut, »und wenn man ihrer zu viel oder zu wenig gebraucht, mißversteht man sich oft. Darum, nur darum schweige ich.«

»Aha!« dachte der Professor, »dies Schweigen heißt in ihrer Sprache abermals Ja!«

»Darf ich das Maulthier einspannen,« fragte Wanda plötzlich, »und den Burschen, den François mitnehmen?«

»Also Du willst wirklich nach Chamouny fahren und – Charlotte Montmartin besuchen?«

»Ja, das will ich, Vater!«

»Und Dich hält nichts davon zurück?«

»Nichts auf der Welt – nur Du müßtest Dein Veto dagegen einlegen, das wäre allerdings etwas Anderes.«

»Aha!« dachte der Professor wieder, »die Buße war aufrichtig! – Nein, ich lege kein Veto ein,« sagte er gelassen, »nimm das Maulthier, den Wagen und François mit – wann kommst Du aber wieder?«

Wanda sah ihren Vater groß an. »Das weiß ich nicht, Vater, wie kann ich das wissen?« sagte sie. »Aber darauf verlaß Dich: sobald meine Geschäfte abgemacht sind, siehst Du mich wieder.«

»So gebe Gott, daß sie Dir leicht werden. Adieu, mein Kind, und fahre wohl!«

Wanda sprang mit ihrer alten Lebendigkeit zu dem Vater hin, umschlang ihn mit beiden Armen und küßte ihn so innig, so dankbar, wie sie ihn nie geküßt. Dann aber verließ sie ihn rasch und gab die nöthigen Befehle, um ihre kleine Reise ohne Zeitverlust in's Werk setzen zu können.

SIEBENTES CAPITEL. IN CHAMOUNY.

Etwa eine Stunde nach Beendigung des Gesprächs zwischen Vater und Tochter rollte ein kleiner leichter Wagen, mit dem grauen Maulthier bespannt und von einem jungen kräftigen Bauernburschen gelenkt, auf der staubigen Straße von Argentières nach Chamouny. Auf dem

einzigem schmalen Sitz im Innern des Wagens saß Wanda de Saulier, eine Reisetasche neben sich, die Alles enthielt, was sie auf dem kurzen Ausfluge gebrauchen konnte. Wenn man ihre äußere Erscheinung oberflächlich betrachtete, sah sie ganz so aus, wie Miß Kitty in Ouchy und Vevey ausgesehen, aber ein schärferer Beobachter, der genau ihre Haltung und die Miene ihres schönen Gesichts studirte, mußte doch wohl einen sehr auffallenden Unterschied zwischen damals und jetzt bemerken. Wo war in der Haltung die stolze, selbstbewußte, nur auf sich bauende Sicherheit, die siegesgewisse, triumphirende Unfehlbarkeit, wo in der Miene der leichte, sorglose Sinn, die sprudelnde Heiterkeit und die rastlose Beweglichkeit des flackernden Auges geblieben? Ach, die ungezwungene, natürliche Grazie, die reizende Form dieses Antlitzes, die hatte es wohl behalten, die konnte ihm ja nicht entzogen werden, aber der frühere rasche Wechsel im Ausdruck, die klare Wiederspiegelung einer sorglosen und durch keine Wolke beschatteten Seele war daraus gewichen und es war im Ganzen sehr ernst und beschaulich geworden. Trotz der anscheinenden Ruhe, mit der sie jetzt auf ihrem Kissen saß oder vielmehr nachlässig lehnte, konnte man doch an einem bisweiligen Zucken der schön geschwungenen Lippen bemerken, wie es noch immer in ihrem Innern brauste und kochte, und es war nur zu klar, daß sie, obgleich ihr die vor dem Vater abgelegte allgemeine Beichte eine große Herzenserleichterung gewährt, noch immer im Stillen litt und des Ausgangs ihres ernsthaften Unternehmens in keiner Weise

ganz sicher war. Ja, sie war noch jetzt so aufgeregt und auf das bald Kommende gespannt, daß sie, als sie zwischen den hohen Bergen des Thales dahinfuhr und zu den Gletschern und den spitzen Granitnadeln des Mont-blanc emporblickte, diese um ihre göttliche Ruhe hätte beneiden können, mit der sie zu dem blauen Himmelszelt aufragten, das sich klar und rein bis in unabsehbare Ferne über ihnen ausspannte. Ja, in der Natur lag heute eine Ruhe und ein Frieden, wie selten, kein lautes Getöse ließ sich von den Gletschern her vernehmen und nur die rasch und unbändig sich dahin wälzende Arve rauschte noch laut an ihrer Seite, obschon sie schon längst wieder in ihr engeres Bett zurückgetreten war, nachdem sie noch vor so kurzer Zeit ihren rapiden Zerstörungslauf vollbracht hatte.

Ja, gewiß hätte die junge Reisende die stillen Zeugen von Gottes Allmacht um diese ihre Ruhe beneidet, wenn sie wirklich an die Gletscher und Felskuppen auf ihrem Wege heute gedacht oder sie überhaupt nur gesehen hätte. Aber sie dachte gar nicht sie, sie sah auch nichts von ihnen, denn ihr sinnender Blick war in ihr Inneres gerichtet und da gab es viel mehr, viel größere Berge, viel schwerer zu ersteigende Gletscher zu beschauen. Es war nicht zu läugnen: was sie jetzt zu unternehmen gesonnen und entschlossen war, war wirklich ein schwieriges Werk, und nie in ihrem Leben hatte sie gedacht, daß sie es einmal unternehmen müsse und werde, und doch unternahm sie es jetzt und nur sie, sie allein war daran schuld, daß sie dazu gezwungen war. Das wußte sie wohl, und

eben weil sie es wußte, darum unternahm sie es mit dem göttlichen Muth, mit der ganzen Kraft und dem ganzen Willen ihres Geistes und Herzens, und mochte daraus folgen was wollte, hier hatte sie wenigens ihre Schuldigkeit gethan, ihren Mißgriff zu verbessern gesucht und damit das unmöglich Scheinende möglich gemacht und wirklich ausgeführt.

In Hameau des Bois, wo die Leute ämsig an der Wiederherstellung der weggerissenen Straße arbeiteten, erlitt ihre rasche Fahrt einen kurzen Aufenthalt. Sie mußte aussteigen und auf einem herbeigeholten Maulthier über die nasse Wiese reiten, während ihr kleiner Wagen vorsichtig hinter ihr her fuhr, da es gefährlich erschien, darin sitzen zu bleiben, weil er auf der sumpfigen, ungangbaren Wiese schwer im Gleichgewicht zu erhalten war. Ohne sich aber viel um das um sie her Vorgehende zu bekümmern, nur mechanisch rechts und links grüßend, wenn sie einen Bekannten sah, und ganz und gar mit ihrem Vorhaben beschäftigt, fuhr sie vom letzten Hause des Dorfes aus wieder weiter und der brave Graue trabte so munter bergab und bergauf, daß sie in guten anderthalb Stunden doch in Chamouny war, das sie ganz durchfahren mußte, da das Hotel Saussüre am westlichen Ende des Fleckens, nahe bei der auf einem Hügel thronenden Kirche liegt. Fünf Minuten später hatte der Graue schon wieder seinen Rückweg angetreten und Wanda war bereits von der ihr freundlich zugethanen Wirthin ein artiges Damenzimmer angewiesen, und bald darauf lag sie in den Armen der Freundin aus Genf, die sie länger als ein

Jahr nicht gesehen und der sie heute viel zu Vertrauen hatte, denn Charlotte Montmartin, ihre Jugendgespielin, war zugleich ihre beste Freundin und zwischen beiden Frauen hatte es nie ein Geheimniß gegeben und so sollte auch jetzt keins zwischen ihnen sein.

Aber da hatte die gute junge Frau sich sehr zu wundern, als sie nach einer Stunde lebhaften Erzählens von Seiten ihrer Freundin fast Alles vernommen, was diese ihr vertrauen konnte, und auch sie schüttelte bedenklich den Kopf, als sie den Entschluß Wanda's vernahm, den sie gleichwohl nicht zu bekämpfen wagte, da sie das junge Mädchen, wie deren Vater, genügend kannte, um zu wissen, daß alles Einreden vergeblich sein würde. So erklärte sie sich denn endlich bereit, Wanda nach Kräften beizustehen, das kühn ersonnene und bedeutungsvolle Ziel zu erreichen, und um sogleich damit zu beginnen, ließen sich die beiden Frauen zuerst das Fremdenbuch des Hotels bringen, um darin zu forschen, ob etwa ein Herr unter dem Namen Weber in demselben eingekehrt sei. Sie fanden den Namen indessen nicht, und ebenso wenig wußten die Kellner und die um Auskunft angegangene Wirthin selbst, daß ein Herr, wie Fräulein de Saliere ihn beschrieb, an diesem Morgen nach Chamouny gekommen sei.

»In diesem Hotel ist er freilich nicht,« sagte schließlich Wanda, noch keineswegs entmuthigt, »das wäre auch ein fast allzu glücklicher Zufall gewesen. Allein es giebt

der anständigen Gasthäuser hier sehr viele, und so, liebe Charlotte, wollen wir uns sogleich an's Suchen begeben. Komm, Du brauchst nirgends zu sprechen, ich werde meine Angelegenheit ganz allein führen.«

So begaben sich die beiden Frauen, zu denen sich nach ihrer Aufforderung bald Herr Montmartin selber gesellte, auf die Wanderung von Hotel zu Hotel, und in allen Häusern, wo Menschen von Stande einzukehren pflegen, forschten sie nach dem bezeichneten Herrn. Allein weder die genau durchgesehenen Fremdenbücher, noch die Diener konnten irgend eine erwünschte Auskunft geben, Niemand hatte ihn unter den zahllosen Fremden gesehen, Niemand hatte die geringste Kunde von ihm.

Da, von Stunde zu Stunde mehr, erwachte in der schon unruhig gewordenen Wanda ihre künstlich im Zaume gehaltene Leidenschaftlichkeit. Sie bebte vor innerer Aufregung und nur mit Mühe hielt sie die Thränen zurück, von denen sie sonst keinen Ueberfluß besaß.

»Wie,« sagte sie, von der naheliegenden Furcht ergriffen, Herrmann Weber könne seine Reise ununterbrochen fortgesetzt haben, zu ihrer Freundin, »wenn er nun gar nicht mehr in Chamouny ist, wenn er nie, nie dahin zurückkehrt, was dann? Dann bin und bleibe ich auf ewig vor mir selbst gedemüthigt, und ein Mann, ein solcher Mann, glaubt das Recht zu haben, mich für ein gewöhnliches Weib oder wohl gar, was mir noch schlimmer däucht, für eine herzlose Coquette zu halten. Nein, das erträge ich nicht, Charlotte, ich verlöre in meinen eigenen Augen die Achtung vor mir – komm, laß uns also

weiter forschen und suchen – mir sagt es meine innere Stimme, er muß hier zu finden sein – o mein Gott, jetzt, jetzt sehe ich erst ein, wie schwer ich mich an seinem Herzen versündigt habe.«

»An seinem allein?« fragte die theilnehmende und viel ruhiger gebliebene Freundin. »Ich dächte, Du hättest Dich an Deinem eigenen Herzen viel schwerer versündigt – denn daß *Dein* Herz blutet, mein Kind, das hat mir der erste Blick auf Deine zerschmetterte Miene gesagt.«

»Still!« rief Wanda, den Arm der Freundin, den sie ergriffen, liebevoll an sich pressend, »laß doch Deinen Mann nicht solche Worte hören, da er ja keine Ahnung hat, was eigentlich vorgegangen ist. Und was weißt Du übrigens von meinem Herzen? Davon habe ich Dir und keinem Menschen ein Wort gesagt. Mein Herz ist *mein*, und Niemand soll einen Blick hineinwerfen, bis ich das Recht wieder erworben habe, von meinem eigenen Herzen zu sprechen.«

Charlotte Montmartin warf einen kurzen raschen Blick auf das von Leidenschaft und Unruhe glühende Gesicht der schönen Freundin und lächelte still vor sich hin. Was sie dabei dachte, wollen wir nicht zu entziffern versuchen, aber um so eifriger bemühte sie sich, mit der jeden Augenblick unruhiger werdenden Wanda die Spuren des Mannes zu suchen, der für sie ganz und gar verschwunden zu sein schien.

Endlich hatte man so ziemlich alle Gasthäuser vergeblich durchsucht und es war fünf Uhr Nachmittags geworden, zu welcher Zeit man im Hotel Saussüre zu Chammouny zu speisen pflegt. Herr Montmartin, ein Mann, der für das materielle Leben auf Reisen eine wenigstens ebenso große Passion wie für die Bewunderung einer großen Natur hatte, fühlte schon lange bedeutenden Appetit und er sprach laut und eindringlich seinen nächsten Wunsch aus, für jetzt sie mühsame Forschung abzubrechen und die wohlbestellte Tafel im Hotel aufzusuchen.

Dagegen ließ sich nichts Erhebliches einwenden und so trat man den Rückweg dahin an und erreichte das Haus, herzlich müde, zur rechten Zeit, um an dem Dinner Theil zu nehmen, welches soeben begonnen hatte. Der große Speisesaal war mit Menschen von allen Nationen dicht gefüllt. Engländer saßen traulich neben Franzosen, Holländer neben Russen, Amerikaner zwischen Deutschen und Schweden und es herrschte ein fast babylonisches Sprachengewirr, an dem der seine Gerichte schweigsam verzehrende Reisende oft seine Freude hat. Wanda hatte mit ihren Gefährten zufällig einen Platz erhalten, von wo aus sie den ganzen großen Saal mit allen seinen Insassen überschauen konnte, aber so feurig und schnell auch ihr blitzendes Auge von Gestalt zu Gestalt, von Gesicht zu Gesicht flog, der einzige Gesuchte war nicht darunter, er hätte sie ja Alle, die hier versammelt waren, an Größe und Schönheit, an männlicher Haltung und edlem Anstande weit überragt – so flüsterte wenigstens Wanda ihrer Freundin zu, die sich, während sie

speiste, nach der äußenen Erscheinung des geheimnißvollen Sängers allmälig genauer erkundigt hatte.

Nach dem überaus lang hinausgezogenen Diner, dessen ewige Dauer die wenig genießende Wanda mit kaum verhehlter Unruhe ertrug, da sich Herr Montmartin keins von den zahllosen Gerichten entgehen lassen wollte, und nachdem dieser sich, behufs einer stärkenden Siesta auf sein Zimmer still zurückgezogen hatte, begaben sich die beiden Frauen nach der nahegelegenen Kirche, um hier in größerer Ruhe etwas frische Luft zu schöpfen und sich ihre Neuigkeiten in ungestörterer Muße anzuvertrauen. Von dem Platze vor der Kirche aus hat man, wie bekannt, den schönsten und reichsten Ueberblick über den gewaltigen Montblanc, und hier lag nun zum ersten Male vor Wanda's plötzlich geöffneten Augen das ungeheure, große Wunderwerk des gigantischen Berges mit allen seinen Gletschern und unermeßlichen Schneefeldern, mit seinen granitenen, hoch in die blaue Luft ragenden Felsenspitzen und mit seinem hehren, glanzvoll in der Abendsonne strahlenden Gipfel selbst. Einige Minuten blickte sie staunend und von dem erhabenen Bilde fast überwältigt, darauf hin; als das ungeheure Ganze aber allmälig ihre Seele füllte und die Augen keine Kraft mehr hatten, es sich zu zergliedern, zu fassen, zu beherrschen, da fiel ihr plötzlich ihr Montblanclied ein und sie suchte die schöne Melodie wiederzufinden, die Herrmann ihren Worten untergelegt hatte. Aber das war eine vergebliche Mühe. Nicht nur die Melodie entzog sich ihr, auch ihre eigenen Worte konnte sie nur in einzelnen Wendungen

wiederfinden, und dadurch augenblicklich in ihren vorigen unruhigen Zustand zurückversetzt, gab sie sich ganz ihren Gefühlen hin und eine früher nie gekannte Traurigkeit, die mit der Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas nahe verschwistert war, breitete sich über ihre Seele aus, die nie empfunden zu haben glaubte, was sie jetzt und hier empfand.

Die beiden Damen wollten sich eben von der Kirche entfernen und das bisher gescheiterte Unternehmen noch einmal mit frischen Kräften beginnen, als Wanda von der Seite her einen fröhlichen Jauchzer vernahm, den ein junger Gebirgsbewohner hören ließ, der die Damen bereits geraume Zeit aus der Ferne betrachtet hatte. Als er endlich die Gewißheit erlangt, daß Demoiselle Cath'rin die schwarzgekleidete Dame sei, ließ er seinen jodelnden Gruß erschallen und alsbald trat er mit abgezogenem Hute näher und verbeugte sich höflich vor der schönen Bekannten.

Es war dies ein junger Bergführer in Chamouny, Namens Georges Passavant, der, aus Argentières gebürtig, früher sehr oft im Hause des Professors gewesen war und mit ihm verschiedenes Berg- und Gletscherreisen unternommen hatte, um auf denselben die Untersuchungen anzustellen, die Wanda's Vater alle Jahre wiederholte. Es war ein freundlicher, stattlicher und überaus gewandter Mensch, überall in den Bergen bekannt, und dabei dem Professor und dessen Familie mit Leib und Seele ergeben.

Kaum sah Wanda ihn, an den sie bisher nicht gedacht, so stieg ihr ein neuer Gedanke in den Kopf, und mit ihrer

herzgewinnenden Freundlichkeit trat sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

»Wie geht es, Georges?« sagte sie. »Wir haben uns ja so lange nicht gesehen.«

»Ich bin weit herum gewesen, Demoiselle Cath'r'in, und habe Gott sei Dank manchen Herrn gefunden, mit dem ich zufrieden sein konnte. Jetzt ist Ruhezeit eingetreten, und das ist auch ganz gut. Aber was macht der Herr Professor, ist er mit am Ort?«

»Nein, er sitzt ruhig zu Hause und ich bin in Gesellschaft dieser Dame, meiner Freundin aus Genf hier.«

»Aha!« sagte Georges Passavant und schwenkte noch einmal seinen Hut gegen Frau Montmartin hin. »Wollen Sie etwa ein wenig auf die Berge? Na, es giebt jetzt hier viel zu schauen. Uebermorgen werden drei Engländer und ein Franzose *la grande Ascension*¹ vornehmen und fünfzehn von unsren Leuten werden sie begleiten. Ich bin nicht dabei, da die Reihe mich nicht trifft, aber ich freue mich doch darauf.«

»So. Nun, ich wünsche ihnen alles Glück. Und ich – ich mache vielleicht auch eine kleine Tour.«

»O, dann lassen Sie mich Sie begleiten, Demoiselle Cath'r'in!« bat der Führer, während die Damen schon die Straße hinabschritten und er sich dicht an ihrer Seite hielt.

¹So nennt man in Chamouny die Ersteigung des Montblanc-Gipfels.

Wanda lächelte freundlich, dann sagte sie nach kurzer Berathung mit ihrer Freundin: »Vor der Hand, Georges, habe ich noch keinen bestimmten Plan, aber Ihr könnt mir dennoch einen Gefallen thun.«

»Ich stehe mit Händen und Beinen zu Diensten, Demoiselle, was soll ich thun?«

»Für's Erste sollt Ihr nur Eure Beine in Bewegung setzen, aber Euer Kopf muß auch etwas dabei sein.«

»Na, das versteht sich von selber; ohne den Kopf bei der Hand zu haben, helfen mir Arme und Beine nichts. Aber was soll ich thun?«

»Ich suche Jemanden schon den ganzen Tag,« fuhr Wanda leiser redend fort, »den ich leider bisher nicht finden konnte. Da Ihr nun hier genau bekannt seid und viele Kameraden habt, die Euch unterstützen können, so wollte ich Euch bitten, mir die gesuchte Person ausfindig machen zu helfen.«

»Wenn es weiter nichts ist, das wollen wir bald fertig bringen. Wer ist die Person – Mann oder Weib?«

»Es ist ein Mann, Georges, ein Deutscher, der Herrmann Weber heißt und heute Morgen in Chamouny angekommen sein muß.«

»Gut, und wie sieht er aus?« fragte der fröhliche Bursch lächelnd, als merke er, daß dieser Fremde der jungen Dame eine sehr wichtige Person sei.

»Er ist ein schöner, hochgewachsener Mann mit bleichem Gesicht und fast rabenschwarzem Haar und reichem Bart. Er trägt hellgraue Kleider, einen leichten gelben Sommerhut und – und als näheres Kennzeichen gebe

ich Euch eine wunderbar schöne Stimme an, die, selbst wenn er spricht, einen ganz eigenthümlich reinen Klang hat.«

»So, so,« sagte der Führer nachdenklich. »Nein, einen solchen Mann habe ich auf der Straße heute noch nicht gesehen, aber er wird sich ja wohl finden lassen. Ist er zu Fuß oder zu Pferde gekommen?«

»Nein, zu Wagen, Georges, und der Wirth aus der ›Krone‹ in Argentières hat ihn hierherfahren lassen.«

»Oho, wenn ich das weiß, soll er bald gefunden sein. Verlassen Sie sich darauf, Demoiselle Cath’rin!«

»Und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß, wenn Ihr mir sagt, wo er wohnt, ein guter Finderlohn der Eurige ist.«

»Das wird nicht nöthig, aber immer dankbar angenommen sein!« lachte Georges. »Und wo wohnen Sie selbst?«

»Im Hotel Saussüre.«

»Dann weiß ich Alles und ich werde mich sogleich auf die Suche begeben.«

»Habt dafür Dank, Georges, und laßt es Euch angelegen sein. Habt Ihr die Merkmale seiner Person behalten?«

»Haarscharf, Demoiselle Cath’rin – ich brauche so etwas nur einmal zu hören.«

Wanda bot ihm die Hand, Georges Passavant zog höflich seinen Hut und bald war er im Gewoge der Menschenmenge verschwunden, die Abends stets Chamouny’s enge Straßen füllt.

»Das war ein glücklicher Zufall,« sagte Wanda zu ihrer Freundin, »und nun will ich mich diesen Abend ruhig

niederlegen, denn ich bin herzlich müde, da ich die ganze vorige Nacht kein Auge geschlossen habe.«

»Gott sei Dank!« seufzte Charlotte, »daß ich Dich so weit habe. Du glaubst nicht, wie Deine Sorge mich angesteckt hat. Aber nun komm zu meinem Mann und zeige ihm einmal ein freundliches Gesicht, sonst glaubt er nicht, daß Du die berühmte Fee von Argentières bist, die alle Welt bezaubert.«

»Still, still, Liebe; mit der Bezauberung ist es vorbei. Du siehst, wohin meine überirdische Kunst mich gebracht hat.«

»Ja, ja, ich glaube es Dir gern. Der Zauberer hat nur Macht und Kraft, so lange es Andere zu bezaubern gilt, sobald er aber selbst –«

»Charlotte!« bat Wanda mit flehender Miene. »Laß das,« ich bin zu ernst gestimmt, um auf die alten Scherze einzugehen. Doch sieh, da steht Dein Mann auf dem Balcon und blickt schon sehnsüchtig nach Dir aus. Komm hinein, eine Stunde bleibe ich noch bei Euch, dann ziehe ich mich zurück, um zu ruhen.«

Wie müde, abgespannt und erschöpft sie war, bemerkte Wanda erst, als sie sich ungewöhnlich frühzeitig zur Ruhe begab; auch ihre elastische Kraft konnte gebrochen werden, wenn der frische, frei thätige Geist sie nicht belebte, und dieser Geist war seit vierundzwanzig Stunden etwas stark in die Enge gerathen. So schlieft sie denn bald

und ziemlich ruhig ein und erwachte erst, als ihre Freundin an die Thür ihres Zimmers klopfte und sie zum Frühstück zu kommen einlud.

Dazu kam sie nun freilich etwas spät, aber sie kam erfrischt, neu belebt und voll Hoffnung, daß dieser Tag ihr bringen würde, was ihr der vorige versagt. So war sie denn auch ziemlich heiter, obwohl sie mit ihrer Seele nicht ganz bei den Freunden war und immer nach der Thür lauschte, als ob sie Jemanden in derselben erscheinen zu sehen erwartete.

Allein es erschien Niemand, der ihre Ungeduld befriedigt hätte und erst kurz bevor die drei Personen sich vom Frühstück erheben wollten, trat der Kellner an Wanda heran und flüsterte ihr Etwas in das Ohr.

Wanda sprang, wie von einer Stahlfeder emporgeschnellt, in die Höhe und verließ nach kurzem Gruße den Speisesaal. Vor demselben sah sie Georges Passavant stehen, indessen ließ seine Miene, die sie mit Argusaugen studirte, gerade keine frohe Botschaft hoffen.

»Guten Morgen, Georges,« sagte sie rasch, als der Mann den Hut zog und sprechen wollte, »kein Wort hier – folgt mir; in meinem Zimmer wollen wir über unsere Angelegenheit reden.«

Das Zimmer war bald erreicht und hier sank Wanda, von einer neuen Beklemmung ergriffen, auf einen Sessel, kaum im Stande, die Frage auszusprechen, die ihr doch vor allen anderen aus dem Herzen brannte.

»Sprecht,« sagte sie leise, »Ihr habt ihn nicht gefunden, ich lese es auf Eurem Gesicht.«

»Sie können gut lesen, Demoiselle Cath'rin,« erwiderte der Führer, der ziemlich verdrossen aussah, »ich habe ihn wirklich nicht gefunden. Der Herr muß sich unsichtbar machen können, und eben so wenig habe ich erfahren, wo sein Gefährt aus der ›Krone‹ eingekehrt ist. Das liegt mir schier schwer auf dem Herzen und ich ärgere mich über mich selber, aber es ist einmal nicht anders.«

»Seid Ihr denn in allen Gasthöfen gewesen, auch jenseits der Arvebrücke?«

»Wo wäre ich nicht gewesen, Demoiselle Cath'rin! Ich bin Haus bei Haus, Trepp' auf und ab gelaufen, habe Jedermann nach Herrn Weber gefragt, aber nun weiß ich bestimmt, daß er nicht in Chamouny ist.«

»Er muß hier sein, Georges, verlaßt Euch darauf. Ihr habt gewiß das eine oder andere Haus übersprungen!«

Der Führer richtete seine großen blauen Augen nach der Zimmerdecke empor, als wolle er den Himmel suchen und ihn zum Zeugen anrufen. »Man überspringt so leicht kein Haus,« sagte er, »wenn man Ihnen dienen will. Aber ich will noch einmal anfangen, vielleicht hat er heute eine Tour nach dem Eismeer gemacht und kommt erst spät zurück. Wer weiß es!«

»Das kann sein, Georges!« rief Wanda frohlockend. »Ja, suchet noch einmal und achtet auf die Maulthiertreiber, die von den Bergen zurückkommen. Ich habe einmal meine ganze Hoffnung auf Euch gesetzt und – das werde ich doch nicht vergebens gethan haben.«

Georges kratzte sich verzweifelt hinter dem Ohr, dann sagte er: »O, was das anbelangt, so fürchte ich

das gar nicht. Nun, haben Sie nur Geduld, Demoiselle Cath’rin, der Tag ist lang und ich habe ihn frei. Da läßt sich schon Manches zu Stande bringen.«

»Bringt es zu Stande, Georges, und wenn Ihr diesmal glücklich seid, sollen Euch fünfzig Francs zu Gebote stehen.«

»Fünfzig Francs!« rief Georges, und beinahe hätte er einen lauten Jauchzer im Zimmer erschallen lassen. Aber er mäßigte sich, schlug nur mit seinem Hut ein großes Rad und dann sprang er zum Zimmer hinaus, um seinen Rundgang mit doppeltem Eifer noch einmal zu beginnen.

Wanda blieb wie betäubt auf ihrem Stuhle sitzen. Die alte Unruhe flackerte wieder wild in ihr auf und obgleich ihr Auge trocken blieb, weinte ihre Seele wenigstens blutige Thränen, wobei ihre Gedanken überall in der Irre umherschweiften und doch den Stern, den sie allein suchten, nicht finden konnten.

»Das Irrlicht, das Irrlicht!« flüsterte sie in sich hinein. »Ja, ich bin nun mein eigenes Irrlicht geworden und der matte Hoffnungsschimmer zieht mich dahin und dorthin und immer trete ich fehl und immer entweicht er mir wieder. Doch halte still, Herz – so kann es nicht lange dauern. Mir sagt dennoch eine Stimme, und der glaube ich, daß der, der mich sein Irrlicht nannte und der jetzt das meine geworden ist, in meiner Nähe weilt. Gebe nur Gott, daß er mir nicht an einem Orte begegnet, wo viele Menschen versammelt sind, denn dann – dann ist mein ganzer Plan zerbrochen und ich stehe vor ihm wie ein zersplittertes Rohr, das keinen Halt, weder am

Boden noch in den Lüften hat. O Wanda, Wanda, wohin ist es mit Dir gekommen und wie hat die Hand der gerechten Nemesis, die mich endlich erreicht, so bitter und schmerzlich in meine Seele gegriffen!« –

Wie bitter und schmerzlich ihr der Griff dieser Nemesis aber auch erscheinen mochte, sie sollte doch noch einen ganzen Tag derselben zur Beute dienen, denn es war ihr nicht beschieden, an diesem Tage noch irgend eine Spur von dem Gesuchten aufzufinden. –

Während man so eifrig nach ihm suchte, wovon er natürlich keine Ahnung hatte, saß Herrmann Weber ganz ruhig in seiner bescheidenen Pension, die, erst kürzlich gegründet, wenig bekannt war und so weit von dem Treiben des übervollen Chamouny entfernt lag, daß selbst der gewandte Georges Passavant ihn daselbst zu suchen keinen Anreiz gefunden.

Herrmann war in verhältnißmäßig ruhiger Stimmung am Morgen um halbsieben Uhr in der Pension eingetroffen und hatte sich ein Zimmer nach dem Montblanc hinaus geben lassen, wo ein niedlicher Garten dicht unter seinen Fenstern lag, über den hinaus er das große Gemälde des erhabenen Berges gemächlich überschauen konnte. Allein dazu hatte er in den ersten beiden Tagen keine Zeit gefunden, denn die Vorsehung hatte ihm ein anderes Bild in seinem Innern aufgerollt und damit blieb er fast zwei Tage lang unausgesetzt beschäftigt, wie wir sogleich hören werden.

Als er so einsam im Wagen saß und nach Chamouny fuhr, hatte er Zeit genug gehabt, mit sich und seiner eben

überstandenen Vergangenheit abzuschließen. Allerdings war er tief bedrückt und kummervoll, allein er war ein Mann mit einer großen Seele begabt, sie die glückliche Fähigkeit besaß, sich in das Unvermeidliche zu fügen und nicht über den Schmerz, der nur eine Beigabe des Lebens ist, das Leben selbst zu vergessen. Tief war die Wunde, die ihm das Verhängniß beigebracht und sie blutete noch frisch und reichlich, aber er war an solche Wunden gewöhnt, das Leben hatte ihn nicht mit Süßigkeiten und Genüssen überschüttet, er hatte frühzeitig die Entzagung praktisch üben gelernt, und so übte er sie auch jetzt von Neuem standhaft und ergeben aus.

Wie gesagt, ruhig und gelassen zog er in die kleine Pension, wo er wieder so freundlich wie das erste Mal aufgenommen ward, dann aber begab er sich sogleich auf die Post, um nach etwa für ihn angekommenen Briefen zu fragen. Auch diesmal sollte er darin nicht fehlgehen, aber die Briefe, die er empfing, sollten für ihn viel wichtiger als neulich sein. Schon die schwarzen Siegel, mit denen sie verschlossen, verkündeten ihm, was zu Hause geschehen war.

Ohne alle Neugier und schon wissend, was sie ihm brachten, trug er sie uneröffnet nach Hause, und erst hier, als er ganz allein, und ungestört war, las er daß sein Bruder an den Folgen seiner Wunde gestorben und er nun wieder Besitzer eines der schönsten Majoratsgüter in seinem Vaterlande sei. O ja, diese Nachricht war wichtig und bedeutungsvoll unter allen Umständen, allein der Empfänger derselben war diesmal nicht in der

Stimmung, ihre ganze Bedeutsamkeit zu empfinden. Er war nun unbestritten der Herr und Eigenthümer schöner Besitzungen; ein herrliches Gut und Schloß sollte von nun an seine Heimat sein. Er hatte dadurch nicht allein große Reichthümer, sondern auch eine angesehene Stellung im Leben gewonnen, und er brauchte nicht mehr, was ihm schon lange zuwider gewesen, den Hofmann zu spielen und die goldenen Ehren, die ihm seine Kunst eintrug, auf Kosten seiner persönlichen Ruhe und Freiheit einzusammeln, Ehren, die bei allem Glanz und bei allem Ruhm, mit dem verbunden sie auf ihn niederregneten, ihm von jeher sehr wenig zugesagt hatten und ihm nur als ein schwacher Ersatz erschienen waren, den ihm die Vorsehung für so viele andere Fehlschläge im Leben in den Schooß geworfen.

Ja, er war ein reicher und angesehener Mann unter seines Gleichen geworden – und noch mehr, er hatte sein kostbarstes irdisches Gut, seine Stimme wieder erhalten – aber das Dritte, das Dritte, was er auch schon einmal und jetzt zum zweiten Mal unwiederbringlich verloren, das fehlte ihm, und dieses Eine, oder diese Eine, wenn er es sich verkörpert denken wollte, schien ihm jetzt noch viel mehr werth als jene beiden anderen Gewinne zu sein, eben weil diese ihm gehörten, jene Eine ihm aber nie mehr gehören konnte. Nein, für sie gab es keinen Ersatz auf der Weit, und das Bewußtsein, daß es so war, stimmte ihn jetzt, da er so viel Anderes erreicht, fast noch trauriger, als er vor dem Gewinn desselben gewesen sei.

Indessen durfte er sich dieser bitteren Trauer gegenwärtig nicht überliefern; er hatte Pflichten zu erfüllen und diese erfüllte er sogleich. An den beiden Tagen, die er einsam auf seinem Zimmer verbrachte, das er nur Abends auf eine Stunde verließ, um sich, dem Gewühl von Chamouny fern, die nothwendigste Bewegung zu machen, schrieb er viele und lange Briefe in die Heimat. Er schrieb an seine Mutter und bat sie, ferner in ihm allein zu finden, was sie bisher in zweien ihrer Söhne besessen. Er stellte ihr sein Schloß, seinen Reichthum ganz zur Verfügung und tröstete sie, wie es nur ein guter Sohn vermag, dem der Mutter unsäglicher Schmerz weit über den eigenen geht. Auch an die ihm treu ergebene Tante richtete er herzliche Worte und versprach ihr, was sie ernstlich von ihm verlangte: in der Ferne zu bleiben und sich durch seinen großen Schicksalswechsel nicht bestimmen zu lassen, das so günstig für ihn begonnene Leben im Süden vorzeitig aufzugeben.

Die ausführlichsten Mittheilungen aber ließ er seinem Sachwalter und dem Rentmeister seiner Güter zugehen. Er wußte, daß Beide bewährte und ihm getreue Männer waren und so legte er seinen Besitz getrost in ihre Hände, ohne die geringste Neuerung in der Verwaltung der Güter oder in der Verwendung der eingehenden Summen zu beantragen. Erst nachdem er dies Alles sorgfältig überlegt und zu Papier gebracht – wozu er fast zwei ganze Tage verbrauchte – athmete er wieder auf und, wie seine Augen sich allmälig für die Größe und Schönheit der

Welt öffneten, so erwachte auch sein Geist wieder allmälig und er begriff, was um ihn her vorgegangen war und was nun um ihn her vorgehen mußte, um sich nicht ganz in dem Wirrsal der Gegenwart zu verlieren und wieder der ganze, volle Mann zu sein, als welcher er stets vor den Augen der ihm bekannten Welt gestanden hatte.

So war es am zweiten Tage seiner Ankunft in Chamouny Abend geworden und seufzend trat er an das Fenster seines Zimmers und schaute still und friedfertig nach den Eisfeldern des riesigen Berges empor. Da überkam ihn plötzlich eine gewaltige Sehnsucht, den majestätischen Berg *anzusingen*, und erst leise und halblaut, dann mächtiger und immer mächtiger ließ er seine herrliche Stimme ertönen und noch einmal sang er das Lied des Montblanc, das ihm noch immer nicht aus dem Sinn wollte oder vielmehr hier erst recht wieder in den eben erwachten Sinn gekommen war.

Er hatte das Lied zu Ende gesungen und dabei nicht bemerkt, daß einige Zuhörer und Zuhörerinnen ungesene Zeugen des Vorgehenden waren. Plötzlich aber, als er seinen Gesang geendet, unterbrach die darauf folgende Stille ein gewaltiges Händeklatschen und ein lautes Bravo- und Dacaporufen, und ohne darauf weiter zu achten und nur seinem inneren Triebe folgend, der ihn zu klagenden Melodien hinriß, schlug er noch einmal die Saiten seiner Guitarre an und sang noch ein sehnsuchtsvolles Lied und so wunderbar schön und ergreifend, daß

diesmal kein lauter Beifall erfolgte, sondern die ungesehnen Zuhörer sich mit stillem Bewunderungsgeflüster begnügten.

Der Sänger aber, nun durch seinen eigenen Gesang erleichtert, legte das Instrument bei Seite und schellte der Kellnerin, um sie zu bitten, ihm einen Maulthiertreiber herbeirufen zu lassen, mit dem er für den nächsten Morgen eine Bergtour verabreden wollte. Die zierliche Kellnerin, die dem schönen Gesang ebenfalls auf dem Flure gelauscht, kam mit noch einmal so freundlichem Gesicht herein und als sie den Wunsch des Sängers vernommen, sprang sie wie ein Reh davon, denselben sogleich zu erfüllen und einen Boten nach Chamouny zu senden, um einen Führer nach der Pension zu bescheiden, damit er den Auftrag des unbekannten Fremden vernehme.

ACHTES CAPITEL. AUF DER FLEGÈRE.

Es war der spätere Abend gekommen und ein großer Theil der im Hôtel Saussüre wohnenden Fremden hatte den Speisesaal, wo man den Thee einzunehmen pflegte, schon verlassen. Nur noch wenige Tische waren besetzt und auch Herr Montmartin mit seiner Frau und deren Freundin nahm noch einen derselben ein. In ihrer unmittelbaren Nähe saßen einige deutsche Familien, aus acht bis zehn Personen bestehend, und nur ein Stuhl am Tisch war unbesetzt geblieben, der einer Dame angehörte, welche bisher nicht erschienen war und über deren Verbleib der anwesende Ehemann schon einige humoristische Bemerkungen hatte fallen lassen.

Wanda achtete eben so wenig auf das Gespräch dieser Fremden wie auf die ruhige Unterhaltung der beiden Gatten an ihrem eigenen Tisch. Sie war voll Kummer und Weh, denn wieder war ein Tag vergangen und sie hatte keine Nachricht von Georges Passavant erhalten, dessen Bemühungen, Herrmann Weber ausfindig zu machen, also auch heute vergeblich gewesen waren. In eine Art dumpfer Träumerei versunken und sich zergrübelnd, was sie beginnen solle, wenn ihr so kühn ausgebauter Plan hier völlig scheiterte, saß sie da, bald das schöne Auge auf die Freundin richtend und bald damit im Saale umherschweifend, als suche sie einen Schatten darin, der noch immer keine körperhafte Gestalt für sie annehmen wollte.

Da sollte sie plötzlich und in diesem Augenblick ganz unerwartet wie durch einen Donnerschlag aus ihrem qualvollen Zustande aufgerüttelt werden. So eben hatte sich die Saalthür rasch aufgethan und die lange erwartete Frau des deutschen Herrn stürzte wie ein Sturmwind hastig und sogleich ihre Stimme vernehmen lassend, mitten in die ruhig ihren Thee trinkende Gesellschaft. Es war eine kleine bewegliche Frau, mit einem gelehrten Gesicht und ungemeiner Zungenfertigkeit. Sie trug eine blaue Brille und wurde Frau Professorin angeredet.

»Mein lieber Mann und meine lieben Freunde,« rief sie, auf den Tisch zufliegend, die ihrer schon lange harrende Gesellschaft an, »Ihr dürft nicht böse sein, daß ich so lange ausblieb, aber es ging wahrhaftig nicht anders.«

»Wo bist Du denn gewesen?« unterbrach der befriedigte Ehemann seine fast athemlose gelehrte Frau. »Aber so setz' Dich doch nur und beruhige Dich erst – Du bist ja ganz außer Dir.«

»Ja, dazu habe ich auch wohl gerechten Grund,« fuhr die rasch Sprechende fort. »O Kinder, beneidet mich nur recht sehr, denn was ich erlebt und gehört, das hat kein Einziger von Euch genossen. Denkt Euch nur, ich war, wie ich Euch sagte, nach der neuen Pension da draußen an der Chaussee gegangen, um eine Freundin zu besuchen, die daselbst wohnt – und da ist mir das Glück passirt – ja, das Glück.«

»Ah, es ist also ein Glück! Gott sei Dank!« seufzte der schon wieder unruhig gewordene Ehemann.

»Ja, ein Glück und was für eins! Denkt Euch nur – Ihr wißt ja, was mir die Musik gilt! Und seht, wir saßen im Garten, der nach dem großen Gletscher – wie heißt er doch – hinausliegt, die ganze Bewohnerschaft der Pension, und plauderten über Allerlei. Da that sich mit einem Mal im oberen Stockwerk über uns ein Fenster auf – es konnte auch schon früher aufgestanden haben, ich weiß das nicht – und nun geschah das Köstliche, Herrliche. Da oben in dem Zimmer soll nämlich ein Fremder wohnen, seit zwei Tagen, ein wunderschöner Mann – so sagte die Kellnerin – denn die Bewohner der Pension hatten ihn noch nicht gesehen, da er in diesen beiden Tagen sein Zimmer gar nicht verlassen hat. Dieser Fremde nun – er kann es ja nur gewesen sein – fing mit einem Mal an zu singen. Aber wie, meine Lieben, das könnt Ihr Euch gar

nicht vorstellen. Einen solchen Gesang habe ich in meinem Leben nicht gehört. Es war eine Baritonstimme von unbegreiflicher Fülle und Macht und sie trieb mir gleich die Thränen in die Augen. Dabei war sein Lied so traurig und klang so überirdisch in die stille Nachluft hinaus, daß wir Alle wie begeistert waren. Nein, Kinder, so, so kann nur ein wahrer Sänger, ein wirklicher Künstler singen, und ich, die ich doch alle großen Sänger der deutschen Bühnen kenne, ich wüßte mich keines einzigen zu erinnern, der sich nur im Geringsten mit ihm vergleichen könnte.«

Weiter hörte Wanda von der enthusiastischen Musikliebhaberin nichts, eben so wenig wie von dem Gespräch, das sich in Folge ihrer Mittheilung entspann. Vom ersten Worte an hatte sie die Ohren nach der erzählenden Frau gekehrt und keine Sylbe war ihr entgangen. Jetzt aber, jetzt schoß es wie ein Gluthstrom durch ihr ganzes Wesen und setzte ihre Seele in Flammen. »Das muß er sein!« tönte eine innere Stimme in ihr, »nur er kann so wunderschön und ergreifend singen. O mein Gott, nun ist es aber schon Nacht und heute kann ich nichts mehr unternehmen. Aber fort, fort von hier – auf mein Zimmer, ich muß allein sein!«

Rasch stand sie vom Stuhle auf und, mit Mühe ihre Miene und ihre Worte beherrschend, bot sie den Freunden, die sie verwundert anblickten, einen Guten Abend, obwohl Charlotte auf der Stelle wußte, was in der Brust der armen gequälten Freundin vorging.

Wenige Minuten später schritt Wanda schon hastig und aufgeregt in ihrem durch einige Kerzen erleuchteten Zimmer auf und ab. »Was thun, was thun?« rief sie sich wiederholt zu.

Auch diese Frage sollte sie sich nicht selbst, sondern ein glücklicher Zufall beantworten, denn als sie sie eben zum letzten Mal ausgesprochen, klopfte es etwas heftig an ihre Thür und auf ihren Hereinruf trat mit strahlendem Gesicht und von Schweiß triefender Stirn der Führer Georges Passavant in's Zimmer.

»Demoiselle Cath'rin,« rief er mit vor freudiger Aufregung heiserer Stimme und seinen Hut dabei wie einen Wirbel um den Kopf schwenkend, »da bin ich und ich bitte mir meinen Finderlohn aus. Haha! ja, das war eine endlose und verzweifelte Menschenjagd, aber endlich – endlich habe ich ihn doch ausfindig gemacht.«

Wanda stand unbeweglich vor ihm, sie hatte ihre ganze Ruhe wiedergefunden, da sie ja nun ihr Ziel nahe vor sich sah. Sie blickte den frohlockenden Mann nur mit freudig strahlenden Augen an, nickte ihm zu und sagte blos: »Erzählt – ich höre, Georges.«

»Nun ja,« fuhr dieser ruhiger fort, »ich habe den ganzen Tag vergeblich gesucht, und da ich den Herrn im grauen Rock nicht fand, schämte ich mich vor mir selber und deshalb habe ich Ihnen keine Meldung gemacht. Aber da war es mir doch heute Abend beschieden, den glücklichen Fund zu thun. Ich saß nämlich, ganz müde und zerknirscht, auf der Bank vor der Thür unsers *Chef des Guides*, da kam ein Bote von einer Pension – sie soll

vermaledeit sein, daß sie mir nicht früher in den Sinn gekommen – die sie da draußen auf dem Landwege erst vor drei Monaten eröffnet haben. Der Bote bat sich für einen Fremden morgen früh einen Führer und ein gutes Maulthier aus, das einen sanften Schritt habe, da der fremde Herr vorgebe, etwas kurzathmig zu sein. Es sollte nach der Flegère gehen. Der Chef bestimmte den Mann und das Thier zu dem Gang, und eben wollte der Bote gehen, als er wieder stehen blieb und einem seiner Bekannten sagte: Der Herr singe wunderschön und er habe es eben in der Pension selbst gehört. Na, da war ich natürlich gleich auf den Beinen, denn mir ging so ein kleiner Stern von einer gewissen Ahnung auf. Ich schritt mit dem Boten um die Wette nach seiner Pension und bat ihn, mir den fremden Sänger zu zeigen. Es war gerade Essenszeit da draußen und im Speisesaal saßen etwa acht Personen, und unter ihnen der Fremde, Herr Weber, wie ich nun bald hörte. Kaum aber hatte ich nur einen Blick auf ihn geworfen, da wußte ich, wer mein Mann war, denn bei Gott, Demoiselle Cath'rín – einen schöneren und vornehmern Herrn habe auch ich so bald nicht gesehen.«

Wanda nickte nur, das Sprechen schien ihr unendlich schwer zu werden. »Also nach der Flegère?« brachte sie endlich mit Mühe heraus. »Um welche Zeit?«

»Das Maulthier soll Punkt acht Uhr vor der Pension halten.«

»Gut – nun denn, so bestellt mir auch ein Maulthier, Georges, aber ein sanft und schnell gehendes, ich bin

auch – etwas kurzathmig, ja. Und dann, hört Ihr, Georges, will ich einen vernünftigen Menschen dabei haben, der nicht viel spricht – ich kenne ja die ganze Gegend, als ob ich hier geboren wäre, er braucht sie mir also nicht zu beschreiben.«

»Na, mein Gott, Demoiselle Cath’rin,« fuhr Georges auf, »wollen Sie mich denn nicht selber nehmen? Ich bin zwar kein Maulthiertreiber, aber unter Umständen bin ich es doch – und den Mann, dessen Stelle ich vertrete, werde ich schon bezahlen.«

Wanda lächelte zum ersten Mal. »Das ist mir das Liebste,« sagte sie, schon ganz im Stillen über ihr Unternehmen grübelnd. »So seid denn um halb sieben Uhr vor dem Hôtel Saussüre mit Eurem Thier, ich will auf der Flegère sein, wenn der Fremde kommt, um ihn zu überraschen. Versteht Ihr? Aber kein Mensch darf wissen, daß ich hinaufgehe, am wenigsten der Mann, der des fremden Herrn Maulthier bringt.«

Georges Passavant’s freundliches Gesicht verzog sich zu einem grinsenartigen Lachen, so daß sein breiter Mund alle seine weißen Zähne zeigte, und er sagte mit schmunzelndem Blick:

»Ob ich verstehe! Natürlich verstehe ich, Demoiselle Cath’rin! Die Ueberraschung soll uns schon glücken.«

»Wenn das ist, dann sollt Ihr Euren Finderlohn haben, obwohl ich schon vor Eurer Ankunft wußte, wo Herr Weber wohnte.«

»Wie, das wußten Sie?« rief Georges mit einem seltsamen Drohblick. »Wer ist denn der Niederträchtige gewesen, der Ihnen das vor mir verrathen hat?«

»Eine Dame, die den Herrn hat singen hören –«

»Ah, eine Dame, na, dann ist es gut, ich glaubte schon, es wäre ein anderer Hundsfott gewesen!« –

»Jetzt geht,« sagte Wanda nach kurzem Bedenken, »nur seid morgen pünktlich. Doch halt – noch ein Wort. Wir müssen ja auf dem Wege nach der Flegère an der Pension vorüberreiten wird der Fremde mich auch nicht sehen?«

»Ich denke nicht. Er wohnt ja nach dem Garten hinaus und der liegt – jenseits vom Wege. Ueberdies kann ich ja auch einen Regenschirm aufspannen und den werde ich so vor Ihnen halten, daß kein Mensch Ihr Gesicht sehen soll, bis wir auf dem Berge sind.«

»Dann ist es gut, Ihr wißt für Alles einen Rath. Jetzt schlaft wohl!«

»Und Sie auch, Demoiselle Cath’rin! Gute Nacht!«

Als Georges Passavant das Zimmer verlassen hatte, stand Wanda mitten darin wie eine leblose Bildsäule, die heiße Hand auf die glühende Stirn gepreßt und die Augen vor sich in’s Leere gerichtet. So sehr aber ihr innerstes Gefühl frohlockte, es gab sich nicht in ihrem äußeren Wesen kund. Plötzlich aber fuhr sie aus ihrem tiefen

Nachsinnen auf, that ein paar Schritte hin und her und sagte:

»Ich danke Dir, Gott! Nun bin ich endlich an den Anfang des Endes gelangt. Dahin habe ich mich nur gesehnt, mit einer Sehnsucht, wie sie wohl selten ein weibliches Herz durchbebt. Aber nun muß jeder Schritt und jedes Wort berechnet werden. Berechnet? Nein, nein, nein, nichts soll berechnet werden, kein Wort, keine Sylbe, und Alles, Alles soll nur dem Augenblick überlassen bleiben. Wenn ich ihn wiedersehe und seine Verwunderung, sein Erstaunen wahrnehme, werde ich schon wissen, was ich zu thun, zu sprechen habe. So soll es sein und doch – ist die Aufgabe schwer. Darum gilt es klug und vorsichtig sein. O, o, er ist ja kein gewöhnlicher Mensch, und da darf ich schon zu ungewöhnlichen Mitteln greifen. Aber dazu muß ich stark und kräftig sein, also muß ich schlafen. Gott, Du da oben über mir – Deine Sterne blinken mich so lustig und freudig an – soll ich denn nicht auch wieder einmal lustig und freudig sein? – Ja, ich werde es,« sagte sie nach einer Weile und nach längerem Ausblick zu dem strahlenden Firmament, »mir sagt es meine innere Stimme, und die hat mich noch nie getäuscht. – Gute Nacht, Vater in Argentières – ängstige Dich nicht! Deine Elfe, Dein Puck ist in guter Hand, denn er hat sich ganz und gar dem guten Geiste ergeben, der da über uns thront und die Gletscher wachsen und schmelzen läßt, zum Segen der Ebenen, wie Du mir so oft gesagt. Nun, den Gletscher in mir hat er auch bis zu einer gewissen Höhe wachsen lassen, jetzt aber ist er – geschmolzen

und siehe da – wir haben vielleicht auch eine Frucht und einen Segen davon zu erwarten. Gute Nacht, Vater, jetzt will Dein armer Puck schlafen gehen – Gute Nacht!«

Goldklar war am nächsten Morgen die Sonne über dem schönen Chamounythal aufgegangen. Kein Wölkchen war an dem stahlblauen Himmel zu sehen, keine Nebelflocke flatterte über den riesigen hoch in die Lüfte ragenden Spitzen und Nadeln des Montblanc und sein über allen strahlender Dom lag wie in einem hellstrahlenden Lichtmeer da, still und feierlich von den unermesslichen Schneefeldern umgeben, nach denen schon früh am Tage viele Augen im Thal erwartungsvoll emporblickten. Seit Tagesanbruch war das stattliche Dorf Chamouny auf eine seltene Weise belebt. Fast alle seine ständigen und zeitigen Bewohner hatten sich früh auf die Straßen begaben, um hier und da den Vorbereitungen zuzuschauen, welche die kühnen Bergsteiger und ihre Freunde trafen, um die diesmalige *grande Ascension* zu einer glücklichen zu gestalten. Kanonen waren jenseits der Arve aufgefahren und wurden von einer dicht gedrängt stehenden, mit Fernröhren aller Art versorgten Menschenmasse umringt, denn diese Kanonen sollten das Zeichen geben, wenn man von unten her die Bergsteiger aus dem Leiterfelsen auf die Schneefelder des Gletschers von Bossons heraustreten sehen würde. Die meisten Touristen,

Damen und Herren, aus allen Nationen zusammengewürfelt und neugierig auf jeden Vorgang achtend, hatten sich den vier Fremden und ihren zwölf Führern und Trägern, die den Montblancgipfel besteigen wollten, auf ihrem nächsten Wege an der Arve entlang angeschlossen, um ihnen bis zu den Cascaden dü Daub und des Pelerins das Geleit zu geben, und erst als diese ungeheure Caravane auf dem Marsch begriffen war und Chamouny verlassen hatte, wurden die engen Gassen des Dorfes wieder gangbarer, während die zurückbleibenden Zuschauer in dicht gedrängten Gruppen die Umgebung der Arve-Brücke belagerten und schon neugierig in die Höhe des Berges starnten, lange bevor noch irgend Etwas auf dem meilenweit entfernt liegenden Schneefelde des Bossons-gletschers zu sehen war.

Punkt halb sieben Uhr hielt Georges Passavant mit einem stattlichen Maulthier und einen großen hellfarbigen Regenschirm und Alpstöcke in der Hand haltend, vor dem Hotel Saussüre, während Wanda, mit ihrer Freundin auf dem Balcon des Hauses stehend, ihn schon sehn suchtvoll lange vor der bestimmten Zeit erwartete. Kaum aber sah sie ihn kommen, so umarmte sie die theilnehmende Charlotte und sprang die Treppen hinab, um sogleich in den Sattel zu steigen. Georges trat ihr freundlich grüßend entgegen und wenige Minuten später setzte sich auch dieser kleine Zug in Bewegung. Wanda, im schwarzen Kleide, mit Strohhut und Stulphandschuhen versehen, hatte keine Augen für das in der Nähe ihres

Hotels auf und ab wogende Menschengewühl; *la grande Ascension*, die sie heute zu unternehmen hatte, lag in einer ganz anderen Richtung und hatte einen ganz anderen Zweck vor Augen, als den Gipfel des Montblanc, und diesem Zweck allein wandten sich ihre Gedanken und Empfindungen zu und so ritt sie ziemlich ruhig und gefaßt durch den stilleren östlichen Theil des Dorfes und erreichte bald die Landstraße, die nach der Quelle des Arveiron und der Flegère führt.

Von der kleinen Pension, in der Herrmann seine Wohnung aufgeschlagen, konnte sie, obgleich sie dicht an derselben vorüberritt, nichts sehen. Georges hielt schon lange vor der Zeit den großen Regenschirm weit vor ihr ausgespannt, was in der That gar nicht nöthig gewesen wäre, denn der Mann, dessen Augen man sich auf diese Weise entziehen wollte, saß um diese Zeit ruhig am Fenster seines Gartenstübchens, trank seinen Kaffee und schaute durch das Fernrohr nach dem Gipfel des Montblanc hinauf, den er noch nie so klar und scheinbar nahe gesehen hatte wie bei der vortrefflichen Beleuchtung, in der sich heute alle Fernen zeigten. Trotzdem hielt der vorsichtige und gewissenhafte Georges seinen Schirm noch ausgespannt, als sie die Pension schon weit hinter sich hatten und erst als er sich durch fleißiges Rückwärtsblicken überzeugt, daß kein Menschenauge seine Dame verfolge, klappte er ihn zu und sagte mit zufriedenem Lächeln: »So, nun sind wir außerhalb der Sehweite der Pension, Demoiselle Cath'rín, jetzt können Sie ohne Sorge sein; der Herr mit dem schwarzen Bart hat Sie nicht

gesehen und da wir anderthalb Stunden Vorsprung haben, sind wir lange vor ihm an Ort und Stelle.«

»So wollte ich es auch,« erwiderte Wanda ziemlich heiter, da sie nun ihr Vorhaben so günstig beginnen sah und der klare Tag ihre düsteren Gedanken lichtete, »aber bleibt immerhin wachsam in Bezug auf die hinter uns Kommenden, man kann nicht wissen, ob der Herr nicht auf den Einfall geräth, eine Stunde früher aufzubrechen.«

»Auf den Einfall kann er wohl gerathen, Demoiselle Cath’rin,« entgegnete Georges, »aber dann fehlt ihm das Maulthier. Es war noch nicht einmal angeschirrt, als wir das Dorf verließen, ich sah es mit seinem Treiber ganz geduldig vor der Schmiede stehen, als wir vorüber ritten.«

Wanda seufzte bei dieser Nachricht erleichtert auf und nickte froh ihrem Führer zu, der sich nun still verhielt, da er seine Herrin in Gedanken sah und sie nicht darin stören wollte.

Wie bekannt, ist die berühmte Flegère ein Bergvorsprung, der sich, etwa in der Mitte zwischen Argentières und Chamonix gelegen, oberhalb der Quelle des Arveiron am Fuße des Gletschers des Bois an die Aiguille de Charlanoz, eine der höchsten Spitzen der Aiguilles rouges anlehnt, und der Weg dahin führt, langsam auf der Landstraße steigend, nach dem Dorfe Les Près, wo man die Arve auf einer Brücke überschreiten muß. Im Dorfe selbst führt der Weg links ab nach der Flegère durch ein kleines Fichtenwäldchen, in dem es unsere Reisende heute noch ziemlich schattig und kühl fand, da die Sonne noch nicht gar hoch gestiegen war und ihre Gluthen

die Baumreihen noch nicht durchdrungen hatte. Als sie nun aber in die steile und kahle Schutthalde hinauskam, durch die der Weg im Zickzack immer hart am Rande des Felsens hinaufführt, brannte die Sonne erbarmungslos auf sie nieder und sie ließ sich den Schirm reichen, um sich einigermaßen gegen ihre zudringlichen Strahlen zu schützen. Erst später erreichte sie wieder einen Wald und dann kam die heißeste Stelle, da kein Schutz gegen die Sonne während des stundenlangen Ansteigens auf dem kahlen Felsen zu spüren war.

Hurtig und sich nur selten ruhend trug das wackere Maulthier seine leichte Reiterin bergan und nach zwei und einer halben Stunde schon sah sie das kleine Wirthshaus vor sich liegen, in dem sie sich verbergen wollte, bis Herrmann die Höhe erreicht hatte und nun sich irgendwo zur Betrachtung der vor ihm liegenden grandiosen Scene niederließ.

Allein bis dahin behielt sie noch lange Zeit für sich selbst übrig; der ihr Folgende konnte jetzt kaum erst über Les Près hinaus sein, wenigstens rechnete Georges so, der sich auf der Höhe, sobald er für sein Maulthier gesorgt, an einer geeigneten Stelle auf den Lauerposten begab und mit Cath'rin das Zeichen verabredet hatte, auf welches sie sich, wenn der erwartete Besuch nahte, in das Blockhaus begeben wollte.

So saß sie denn bald auf einer Bank und schaute auf das vor ihr liegende unbeschreiblich schöne und großartige Naturbild hin. Vor ihr breitete sich die ganze Kette des Montblanc aus, vom Col de Balme bis zum Gletscher des Bossons, der seinen ungeheuren Schlangenleib bis tief in das Thal ringelte. In großartigster Formation winkten die Spitzen der Aiguille verte herüber und der Dom des Montblanc selbst funkelte wie eine Kuppel von flüssigem Silber, die sich hoch in den azurblauen und durchsichtigen Lüften verlor. Das großartigste und schönste Schauspiel aber bot der Gletscher des Bois dar, denn er lag der Flegère am nächsten und gerade unmittelbar vor ihr. Weit that sich das gewaltige Eismeer desselben auf und das von dem Gefunkel der Lichtreflexe fast geblendete Auge nahm seine zerrissenen Eisklüfte, seine Schrunden und Eisnadeln so genau wahr, als könne man sie mit den Händen erreichen.

Lange und tief bewegt schaute Wanda auf das fast zu reiche Bild hin und sie hätte sich der Betrachtung desselben gewiß mit ganzer Seele hingegeben, wenn diese Seele nicht von ganz anderen Bildern heimgesucht worden und von Zeit zu Zeit die Sorge in ihr aufgestiegen wäre, daß das Ziel, welches sie jetzt erreicht, noch lange nicht das schwer zu erreichende Ziel sei, zu dessen Gewinnung sie heute mit so schwerem Herzen ausgezogen war.

Es mochte zehn Uhr sein, als ihr Herz stärker zu schlagen begann und ihr Auge häufiger und ängstlicher nach Georges Passavant ausblickte, der ganz in der Ferne und

tiefer als sie auf einem Stein saß und den Weg scharf im Auge behielt, den alle nach der Flegère Kommenden beschreiten mußten. Bis jetzt war sie die einzige Besucherin derselben; die meisten in Chamouny sich aufhaltenden Reisenden waren ja in entgegengesetzter Richtung gezogen und dann liebt man es ja auch, wie sie wußte, die Flegère erst am Nachmittag zu besuchen, da die Beleuchtung des Montblanc dann die schönste sein soll und die Ersteigung der Klippe meist im Schatten der Berge und Wälder vollbracht werden kann.

Bald nach zehn Uhr aber erreichte ihre Ungeduld den höchsten Grad und da sie zugleich Durst empfand, gab sie Georges das Zeichen, daß sie sich nach der Blockhütte begeben würde und daß er dorthin ihr die verabredete Meldung bringen solle.

Rasch trat sie in das einfache Haus, begrüßte den ihr bekannten Wirth und zog sich dann in ein Gemach zurück, das sie heute für sich allein in Anspruch zu nehmen erklärte. Hierher ließ sie sich auch Wein und Brod bringen, ordnete ihr Haar vor dem Spiegel und machte sich bereit, an das beschlossene Unternehmen zu gehen, sobald der geeignete Zeitpunkt dafür gekommen sein würde.

Sie hatte noch keine halbe Stunde mit heftig schlagnendem Herzen in dem engen Zimmer zugebracht, als Georges vor dem Fenster desselben erschien und mit frohlockendem Gesicht und deutenden Handbewegungen ihr das Zeichen gab, daß der zweite Besucher der Flegère nahe sei. Nach einem erhaltenen Wink zog er sich

von dem Fenster zurück und begab sich nun zu seinem Maulthier, um endlich auch sein wohlverdientes Frühstück zu verzehren.

Wanda, bald blaß, bald roth werdend, trat in die Mitte des Zimmers und drückte mächtig die Hand gegen ihr Herz, das fast gewaltsam wie Banden zu sprengen versuchte, die es umschlossen. Endlich gelang es ihr, sich zu fassen, und als sie nun wieder an's Fenster zu treten wagte und den freien Platz vor dem Hause überflog, sah sie Herrmann Weber eben vom Maulthier steigen und, als ziehe ein innerer Instinct ihn dahin, sich auf denselben Platz niederlassen, den sie vor einer halben Stunde noch selbst eingenommen hatte.

»Geduld!« flüsterte sich nun Wanda zu, »laß ihn erst sehen, was Du vorher auch gesehen. Er soll nicht vergebens nach der Flegère gekommen sein, denn wenn ich ihn jetzt schon störte, hätte er nur wenig von ihr genossen.«

Ach! sie wußte nicht, daß sie mit den wenigen Minuten, die sie dem jungen Manne vergönnte, auch selbst einige Minuten gewann, um sich wieder fester in ihrem Plan zurechtzusetzen. Wunderbar und erfreulich für sie aber war es, als sie die Bemerkung machte, daß sie von dem Augenblick an, wo sie wieder seine Gestalt vor ihren Augen sah, die sich ihr neulich so rasch entzogen, viel ruhiger geworden war, denn die Besorgniß, daß sie ihn verfehlen könnte, daß er ihr immer entzogen bleiben würde, war ja nun verschwunden, und was sie wenigstens sehen gewollt, das saß jetzt vor ihr – er selbst, der

geheimnißvolle Sänger von neulich, das rätselhafte Wesen, das von der Vorsehung in ihren Kreis geführt war, um sie so ganz und gar umzugestalten und ihr die Welt von einer ganz neuen Seite aufzuschließen, als sie sie früher zu betrachten gewohnt gewesen war.

Und dennoch, so ruhig sie zu sein glaubte, sie war es noch lange nicht in dem Grade, als sie es zu sein wünschte. Die Zunge klebte ihr noch immer am Gaumen und das Herz fing wieder von Neuem an zu pochen. Da fiel ihr Auge auf den vor ihr stehenden Wein und, wenigstens nach einem äußerem Labsal und Stärkungsmittel verlangend, trank sie noch ein Glas davon und nun endlich schien ihr der Augenblick gekommen zu sein, den ruhig auf der Bank Sitzenden in seiner einsamen Betrachtung zu stören und ihm ihre Anwesenheit kund zu thun.

Allein ihre Füße waren schwer, als sie den Weg nach der Thür antrat und zweimal kehrte sie nach dem Fenster zurück, um noch einmal sich zu vergewissern, daß er noch immer unbeweglich saß und daß Niemand in der Nähe war, der ihre Unterhaltung mit ihm hätte stören können. Endlich aber raffte sie sich zusammen und mit Gewalt ihren Geist zwingend, ihrem Willen zu gehorchen, sagte sie zu sich:

»Wanda! Es muß sein und die rechte Stunde ist gekommen. Auf! Sei getrost, er wird Dich ja nicht feindselig behandeln und Du wirst ihn bald belehrt haben, weshalb Du seine Nähe aufgesucht hast. Vorwärts denn und mit Gott – ich habe mir den bitteren Kelch selbst gefüllt und – nun will ich ihn leeren!«

Herrmann, von dem sich ihm bietenden Anblick hingerissen, saß unbeweglich auf seiner Bank und verfolgte mit stillem Entzücken eben den Lauf des brausenden Arveiron, an dessen Quelle da unten er einst gesessen hatte und glücklicher gewesen war als heute. Er mochte wohl jenes schönen Tages, der eine unvergeßliche Erinnerung in ihm zurückgelassen, und dabei auch des reizenden Wesens gedenken, das da in der Tiefe, am Fuß des so nahe liegenden Gletschers von Argentières mit Gott weiß welchen Gedanken und Entwürfen beschäftigt in stiller Zurückgezogenheit lebte und doch eine so gewaltige Revolution in den Herzen der Menschen hervorzurufen verstand.

Da, seinen Erinnerungen ganz hingegeben, war es ihm, als ob er hinter seinem Rücken ein seides Kleid rauschen hörte. Einen Augenblick an eine ihm unliebsame Störung denkend, hielt er sich unbeweglich; als jenes Rauschen aber in seiner unmittelbaren Nähe ertönte, drehte er den Kopf um und nun zuckte er in jähem Schreck zusammen; denn das eben vor seiner Seele stehende Irrlicht tauchte dicht vor ihm auf und Wanda stand, etwas bleich, aber mit gespannten Zügen und leuchtend auf ihn gerichteten Augen unmittelbar neben ihm.

Aber sie sprach kein Wort, sie grüßte ihn auch nicht. Von ihren eigenen Empfindungen zu sehr in Anspruch genommen, vergaß sie die Erwiderung seiner Begrüßung und starre nur um so eifriger in sein Angesicht, das in der That noch viel starrer und verwunderter als das ihre

war. Ja, in seinen dunklen Augen brannte in diesem Moment eine Flamme, über die er sich, wenn er es gesellt, jetzt keine Rechenschaft hätte ablegen können. War es Freude, heiß frohlockende Freude, die mit diesem Licht aus der Tiefe seines Herzens ihm in die Augen getreten war, oder war es der Widerschein eines herben Schmerzes, der ihn momentan durchzuckte, indem er noch einmal alle die qualvollen Empfindungen in ihm zum Bewußtsein kommen ließ, die ihn in den letzten Tagen durchschüttelt hatten?

Er wußte es nicht, und je länger die vor ihm Stehende ihn anstarrte und in seinen sprechenden Zügen zu lesen schien, um so glühender brannte sein Auge, um so flammender wurde die Röthe seiner Wangen, die sogar bis zu seiner sonst so bleichen Stirn emporstieg. Aber da sollte seiner Verlegenheit ein Ende gemacht werden. Ueber Wanda's Gesicht zuckte eine Art wehmüthigen Lächelns und nun erst seinen ehrerbietigen Gruß erwidern, sagte sie mit leiser und vor innerer Erregung merklich bebender Stimme:

»Herr Weber! Ich hatte Sie in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft gebeten, diesen schönen Ort zum ersten Mal nur mit mir zu betreten, und Sie versprachen es mir auch. Da Sie Ihr Wort nicht gehalten oder vielleicht auch schon vergessen haben, daß Sie es geben, so bin ich gekommen, Ihnen den Beweis zu liefern, daß mein Gedächtniß die einmal empfangenen Eindrücke und die gegebenen Versprechungen besser bewahrt als das Ihre. Nein, Sie sollten hier nicht ohne mich stehen und Gottes

erhabenste Wunderwerke schauen, ich *mußte* dabei sein – und sehen Sie da, ich habe meinen Willen gezwungen, meinem Wunsche diesmal ein Opfer zu bringen und so stehe ich, wie es zwischen uns verabredet war, auf der Flegère an Ihrer Seite.«

Herrmann hatte, während sie ruhig und langsam sprach, Zeit gewonnen, sich zu sammeln und so entgegnete er jetzt mit ziemlich ruhiger Stimme:

»Mein Fräulein! Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß mein Gedächtniß mich diesmal im Stich gelassen hat. O nein, es ist treu und ich weiß sehr wohl, daß ich Ihnen jenes Versprechen gab. Allein Sie scheinen vergessen zu haben, was seit jenem Tage, wo ich es gab, bis zum heutigen geschehen ist, und daß zwischen beiden eine Kluft liegt, die so gränzenlos weit und schwer zu überspringen ist, daß ich den gefährlichen Sprung nicht wage, so kühn und muthig ich auch sonst schon mancher Gefahr in's Angesicht geblickt habe.«

Wanda lächelte bei diesen Worten, als dächte sie: »Wenn Sie es nicht wagen, so sehen Sie mich – ich wage es!« Und als Herrmann sich dieses Lächeln auf ähnliche Weise erklären mochte, athmete er tief auf und die Sonne da droben am Himmel schien ihm nie ein so schönes Licht auf das verführerische Gesicht geworfen zu haben, wie es ihm jetzt aus ihren Augen entgegenleuchtete.

»Ja,« fuhr sie ruhiger und ihre ernste Miene wieder annehmend fort, »auch ich kenne die Kluft, die Sie andeuten, und daß ich es wage, noch einmal in Ihre Nähe

zu treten, weckt Ihr Erstaunen. Erstaunen Sie aber darüber nicht und eben so wenig seien Sie geneigt, meine Handlungsweise für eine ungewöhnliche zu halten. Mir selbst erscheint sie in der Stimmung, in welcher ich mich seit unserer neulichen so raschen Trennung befindet, ganz gewöhnlich zu sein, und die Erklärung dieser Stimmung dürfte nicht allzu schwer sein. Denn seit jener Stunde – ich will ganz ehrlich sein – habe ich nicht viel Freude gehabt, und um den traurigen Abschied, der so herbe Eindrücke gewiß auch in Ihnen hinterließ, wenigstens in etwas zu mildern, bin ich hierher gekommen, nachdem ich Ihre Absicht in Erfahrung gebracht, heute die Flegere zu besuchen, voll Hoffnung, daß auch Sie so wenig wie ich geneigt sind, eine so bittere Erinnerung an mich mit in das Leben hinauszunehmen. Jetzt antworten Sie mir, ob ich mich in meiner Hoffnung getäuscht habe oder nicht, und dann will ich weiter mit Ihnen reden.«

Herrmann's Gesicht hatte sich bei diesen mit einer gewissen, nicht zu verkennenden Herzlichkeit vorgebrachten Worten merkwürdig aufgeheizt und namentlich das Wort: *Hoffnung* hatte ihm wie ein glücklicher Weckruf geklungen, obwohl die hier gemeinte Hoffnung nicht im Geringsten mit seiner zerstörten Hoffnung verwandt war.

»Sie sind sehr gütig,« sagte er freundlich, »und vielleicht sind Sie wirklich im Stande, mir jene bittere Erinnerung aus der Seele zu scheuchen. Reden Sie also weiter, ich werde Sie ruhig anhören und ich bin begierig, zu erfahren, wie Sie dies – so scheint es mir jetzt – fast nicht zu schwere Werk zu Stande bringen werden.«

Ueber Wanda's einen Augenblick abgewendetes Gesicht flog ein Schimmer ihrer alten sorglosen Heiterkeit, aber im Augenblick darauf blickte sie wieder ernst und sich zu Herrmann herumwendend, sagte sie:

»Gut, wir können auch dabei sitzen, denke ich. Nehmen Sie gefälligst Platz. So. Und nun will ich Ihnen die nothwendig gewordene Erklärung geben, warum ich neulich so herb und übelgelaunt war.«

Sie blickte einen Augenblick schweigend und beklommen vor sich nieder, dann aber faßte sie sich schnell und sprach mit möglichster Ruhe weiter, obgleich ihr Herz heftig schlug und ihre Augen sich kaum zu denen ihres Gefährten zu erheben vermochten.

»Ich befand mich neulich in einer sehr gereizten Stimmung,« fuhr sie fort, »weil ich mit meinen Entschlüssen nicht zu Stande kommen konnte, die ich doch nothwendig zu fassen hatte. Es existirt ein Mann – den Namen brauche ich Ihnen nicht zu nennen – der in jenen Tagen sein ganzes Geschick in meine Hände gelegt hatte und gebieterisch von mir forderte, daß ich mit mir und über mich selbst klar wurde, ob und wie weit ich ihm für die Zukunft nahe stehen könnte. Gott sei Dank! – und sie seufzte dabei laut auf – »ich bin mit mir und über mich klar geworden – ich habe einen Entschluß gefaßt – und damit denke ich das Rechte gethan zu haben. Ich spreche dies mit um so größerer Ruhe zu Ihnen, weil ich bald von diesen Orten scheiden werde, um sie vielleicht nie mehr wiederzusehen. Da zog es mich denn natürlich noch einmal zu Ihnen hin – ich wollte nicht von hier gehen und

falsch von einem Mann beurtheilt werden, den ich – ich sage es Ihnen offen – jetzt eben so schätzen gelernt habe, wie ihn mein Vater gleich von Anfang an geschätzt hat.«

Herrmann glaubte bei diesen ihn tief niederbeugenden Worten, so schmeichelhaft die zuletzt gesprochenen auch lauten mochten, einen kalten Eisstrom über seinen Rücken rieseln zu fühlen. Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß jener Mann – dessen Namen sie nicht zu nennen brauchte – der französische Maler La Haine sei. Dennoch schüttelte er das ihn mit Grauen packende Gefühl manhaft von sich ab und sagte mit der anscheinend ruhigsten Höflichkeit:

»In diesem Fall kann ich mir Ihre gereizte Stimmung erklären und ich bitte nun selbst um Verzeihung für die Worte, die ich neulich auf jenem Gletscher an Sie richtete. Zugleich aber erlaube ich mir, Ihnen meinen Glückwunsch über Ihre Wahl auszusprechen. Ich habe zwar nicht die Ehre, Herrn La Haine zu kennen – und ohne Zweifel haben Sie Ihr Geschick mit dem dieses Herrn verbunden – aber Sie haben mir gesagt, daß er ein wackerer Künstler sei, und so mag er verdienen, was ihm zu Theil wird.«

Wanda nickte mit niedergeschlagenen Augen und sagte leise: »Ich danke!«

Da er aber darauf still blieb und die Augen von ihr fort nach dem flimmernden Eismeer hinüber richtete, vielleicht weil er vor innerer Bewegung nicht sprechen konnte, fuhr sie nach einer Weile fort:

»Und nun, da wir so weit sind und wissen, was wir gegenseitig von uns zu halten haben, denn ich hoffe, daß Sie nun mit mir ausgesöhnt sind, können wir uns ganz der Betrachtung jenes schönen Naturbildes hingeben, das wir glücklicher Weise« – sie sah sich hierbei nach allen Seiten um – »ganz allein und ungestört genießen dürfen. Sehen Sie doch – ist jenes Eismeer – dort zwischen dem Chapeau und dem Montanvert – nicht ein prachtvolles Gebilde?«

In diesem Augenblick hallten von der Arvebrücke bei Chamouny drei Kanonenschüsse herüber, als Signal, daß die kühnen Bergsteiger da drüben auf das Schneefeld des Bossongletschers sichtbar hinausgetreten waren. Herrmann, ganz in seine Empfindungen versunken, zuckte sichtbar zusammen bei dem ersten Schuß, der mit wunderbar schönem und lange nachrollendem Echo in den Bergen widerhallte.

»O ja,« sagte er, das Gesicht unwillkürlich nach dem fernen Gletscher kehrend, »prachtvoll ist es, aber trügerisch.«

»Warum trügerisch?«

»Ich hatte mir eine glücklichere Einwirkung davon auf mein Gemüth versprochen, als ich sie verwirklicht finde, und ist meine Einbildung also nicht trügerisch gewesen?«

»Dann war Ihre Einbildung daran schuld, nicht aber der Montblanc.«

»O ja, meine Einbildung mag an Vielem schuld sein – sie hat sich noch etwas Anderes eingebildet und bildet sich eben wieder Etwas ein.«

»Was, wenn ich fragen darf?«

Herrmann war plötzlich weich geworden. Hatten die plötzlichen Kanonenschüsse, welche die stille Luft ringsum erschütterten, auch eine Art Aufruhr in ihm selbst erzeugt und so heftig auf sein Nervensystem gewirkt, das in gegenwärtiger Stunde einen neuen und fast zu jähen Stoß erhalten hatte, oder brachte ihn etwas Anderes, was ihm die seltsame Unterhaltung immer seltsamer erscheinen ließ, in diese Stimmung, genug, in seinen Augen sprach sich ein unbeschreiblich tiefes Gefühl aus und auch aus seiner Stimme klang es wieder, als er langsam und fast feierlich sagte, indem er sich zu Wanda herumdrehte, die ihre Augen niedergeschlagen hielt:

»Wollen Sie bestimmt wissen, was ich mir so eben eingebildet habe?«

»Ganz bestimmt, und nun sagen Sie es rasch.«

»Sie wissen,« fuhr er ruhiger fort, »daß man in der Welt leider oft zu spät kommt und dadurch irgend ein ersehntes Ziel verfehlt. Ich bilde mir nun ein, daß auch ich – verzeihen Sie mir diese Aufrichtigkeit, aber sie soll die letzte sein und meinen Abschied von Ihnen einleiten – bei Ihnen ›zu spät‹ gekommen bin und daß ich, wäre ich früher vor Ihren Augen erschienen, als Herr La Haine, vielleicht doch mein Ziel vor ihm erreicht hätte.«

Wanda konnte den wehmüthigen Blick, den sein Auge hierbei auf sie richtete, kaum ertragen. Auch zitterte sie leise und ihre linke Hand legte sich unbemerkt auf die Stelle, wo ihr Herz fast zerspringend pochte.

»Reden Sie weiter!« hauchte sie leise.

»Weiter? Was soll ich weiter reden, wenn ich mir nicht die Frage erlauben darf, ob diese meine Einbildung nach Ihrer Ansicht eine trügerische ist?«

»Wie meinen Sie?« flüsterte sie mit kaum geöffneten Lippen und mit der rechten Hand halb ihr Gesicht bedeckend. »Stellen Sie die Frage verständlicher.«

»Nun denn, wenn Sie mir das gestatten, – und vielleicht schließt Ihre Antwort doch noch einen freundlicheren Abschied von Ihnen für mich ein – so will ich sie verständlicher stellen. So frage ich Sie also: Wenn La Haine nicht früher als ich vor Ihre Augen getreten wäre und wenn ich ihm darin wenigstens den Rang abgelaufen hätte – hätten Sie sich dann vielleicht entschließen können, mir näher als jetzt zu stehen?«

Wanda's Augen blitzten kühn und lebhaft auf, aber sie verbarg das glühende Feuer derselben mit der rechten Hand.

»Inwiefern näher?« flüsterte sie.

»O, verstehen Sie mich denn nicht? Ich kann mich jetzt kaum deutlicher ausdrücken, ohne vor Ihnen eine alberne Rolle zu spielen.«

»Albern? O, nicht doch! Drücken Sie sich immerhin deutlicher aus, so deutlich wie möglich, Sie glauben nicht, – wie wohl mir diese Frage thut.«

»Wie *wohl* sie Ihnen thut?« fragte Herrmann, lebhafter als vorher nach ihr hinschauend.

Sie nickte, den Kopf nach der Seite kehrend. »Sprechen Sie!« brachte sie mit Mühe und Anstrengung hervor.

»Nun denn, da Sie mir auch das erlauben,« fuhr Herrmann rascher zu reden fort, »so will ich die Frage ganz deutlich aussprechen. Würden Sie, sage ich, wenn ich früher als La Haine vor Sie hingetreten wäre und um Ihre Liebe geworben hätte, sich haben entschließen können, mir *das* zu werden, was Sie jetzt ihm werden?«

»Was denn? So reden Sie doch!«

»Was denn anders als – sein Weib?«

Wanda zuckte zusammen, und da sie ihre Bewegung im Sitzen nicht mehr bewältigen konnte, stand sie rasch auf. Herrmann that desgleichen und nun standen sie Beide dicht vor einander vor der Bank und doch wagten Beide nicht, die Augen zu einander zu erheben, als wäre die Kluft zwischen ihnen sogar so groß und weit, daß sie nicht einmal zu überblicken war.

Jetzt war die Reihe zu antworten an Wanda gekommen, aber sie schwieg noch immer, als könne sie sich nicht entschließen, zu reden.

»Muß ich etwas Bestimmtes darauf erwidern?« fragte sie endlich.

»Ich bitte darum. Ein einfaches Ja oder Nein wird mir genügen. Und sollte Ihnen das Letztere zu sprechen schwer werden, so können Sie sich das Nein ersparen, in diesem Falle wird mir auch Ihr Schweigen eine Antwort sein. Jedenfalls werde ich durch diese Ihre Antwort eine große Beruhigung für mein fernes Leben erhalten und ich werde befriedigt von Ihnen gehen. Schon die Möglichkeit, daß ich hätte glücklich werden können, wird

mir, wenn Sie meine Frage bejahen, ein Glück, wenigstens in Gedanken, gewähren, und verneinen Sie sie – nun, dann verliere ich ja eigentlich nichts, da ich Sie ja in jedem Fall für mich verloren sehe.«

Wanda hörte diese Worte mit geneigtem Kopfe und wie mit sich zu Rathe gehend an. Daß sie aber dabei heftig bewegt war, erkannte man an dem Gluthstrom, der über ihre Wangen schoß und an dem Steigen und Fallen ihrer Brust, die schwer athmete und gleichsam nach Luft zu ringen schien.

Plötzlich sah sie sich noch einmal nach allen Seiten um, und da sie Niemand in ihrer Nähe bemerkte, ermannte sie sich, trat Herrmann noch einen Schritt näher und sah ihm nun voll und mit glänzendem Auge in's Gesicht.

»Beugen Sie einmal Ihren stolzen Kopf etwas zu mir nieder,« flüsterte sie, »ich kann ihm zwar nicht mehr den Stempel des Genius aufdrücken, denn den besitzt er schon, aber ich kann Ihnen wenigstens meine Antwort auf *meine* Weise zu erkennen geben.«

Und als nun Herrmann, wie sie innig bat, voller Verwunderung seinen Kopf senkte, nicht wissend, was sie beginnen wolle, geschah ihm etwas ganz Unerwartetes. Denn plötzlich legten sich ihre Hände auf seine Schultern und ihre Lippen neigten sich seinem Kopfe zu und sie drückte einen warmen Kuß auf seine hohe Stirn.

»So,« sagte sie, rasch wieder von ihm zurücktretend, »das war meine mir von mir zudictirte Strafe, daß ich Sie neulich so schwer verletzt. Ich war es Ihnen schuldig –

und auch mir. Jetzt, hoffe ich, wird unser Abschied, wenn er doch erfolgen soll, keine so herbe Erinnerung mehr in Ihnen zurücklassen, nicht wahr?«

Herrmann sah sie erstaunt an. Er konnte dies seltsame Wesen nicht begreifen, das sich zu einem solchen Beweise der Reue und dem Eingeständniß ihrer Schuld verstand. »Ja,« sagte er mit bebender Lippe, »Sie haben Recht. Nun wird meine Erinnerung an Sie alle Herbigkeit verloren haben, und Sie strafen sich selbst um so härter, je süßer diese Strafe für mich war. Aber Sie sind mir noch immer Ihre Antwort auf meine Frage schuldig geblieben. Darf ich denn nicht auch hören, was Sie mir auf dieselbe zu sagen haben?«

»Wie,« rief sie, »und Sie haben meine Antwort nicht verstanden? Sie sagten mir damals auf Ihre Weise, daß Sie mich liebten, und ich habe Ihre Liebe auch in Ihren Augen gelesen – ich gab Ihnen keine Antwort darauf, sondern sprach eine alberne Frage aus, die mir Gott weiß welcher Gedankenwind zuführte. Jetzt gebe ich Ihnen auf *meine* Weise die Antwort auf jene Frage und Sie verstehen sie nicht?«

»Nein,« sagte er bebend, »ich verstehe Ihre Sprache nicht!«

»Aber das ist ja ganz einfach. Uebersetzen Sie sich meine Sprache doch in die Ihre.«

Herrmann blickte sie wirr und forschend an, er wußte nicht, sollte er eine kühne Uebersetzung wagen oder nicht. »Wenn ich Ihre Sprache nun falsch übersetze,« sagte er, »was dann dann falle ich in einen neuen Irrthum –«

»O, so übersetzen Sie sie doch!«

»Nun denn – heißt die Antwort, die Sie mir geben, Ja oder Nein? O, sprechen Sie sie doch lieber mit Worten aus, damit kein Zweifel mehr möglich ist.«

»Was Sie für Umstände machen! – So wiederholen Sie mir denn die Frage noch einmal, damit ich Ihnen eine hörbare Antwort darauf geben kann.« Sie sprach das mit vorgeneigtem Kopfe und freudig lächelndem Gesicht und Herrmann wagte es nun, die Frage noch einmal auszusprechen: ob sie vielleicht, wenn er früher als La Haine vor sie getreten wäre, ihre Neigung gewonnen haben würde.

Da neigte sie ihren Kopf noch mehr und ihr Busen hob sich mächtig dabei. »Ich glaube es!« flog es dann wie ein leichter Hauch über ihre Lippen.

»Sie glauben es?« fuhr Herrmann auf. »Und wenn nun auch ich Sie zu verstehen *glaube* und noch einmal frage: Also Sie würden mich in diesem Fall geliebt haben?«

Da hob sie die strahlenden Augen fest gegen ihn auf und sagte laut und deutlich: »Ja!«

»O, mein Gott!« rief Herrmann, beide Hände an seine heiße Stirn legend – »warum bin ich dann zu spät gekommen!«

»Wer sagt Ihnen denn, daß Sie zu spät gekommen sind?« fragte sie dagegen und mit einem Mal war eine wunderbare Ruhe und Stätigkeit in ihre unruhigen und hastigen Bewegungen gekommen. »Sie haben so eben gesagt: ich glaube! und Sie glauben noch immer nicht?«

»Was soll ich denn glauben?« rief er fast ängstlich. »Sie führen mich ja beständig in die Irre. Wo, wo kann ich hier festen Fuß fassen und vertrauen? Wie können Sie mich lieben, wenn Sie La Haine lieben – das verstehe ich nicht!«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich La Haine liebe? Haben denn meine Worte über ihn nicht ganz bestimmt gelautet? Ich habe Ihnen selbst gesagt: ich liebe ihn nicht – das weiß er seit drei Tagen ganz gewiß und seit drei Tagen ist er schon nicht mehr in Argentières, sondern auf meinen dringenden Wunsch in seine Heimat abgereist.«

Jetzt erst gingen Herrmann die Augen über sein wunderbares Irrlicht auf.

»Ist es denn möglich,« rief er, »und haben Sie denn auch darin Recht gethan? Er ist ja ein wackerer Künstler, das haben Sie mir selber gesagt, und er verfolgt mit Eifer und Ausdauer seine Bahn. – Er steht darin viel höher als ich,« fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort. »Wissen Sie denn, wer und was ich mit ihm verglichen bin?«

»Wenn ich das nicht weiß, so ist das nicht meine Schuld und auch Sie haben mich darin stets in die Irre geführt. So viel aber weiß ich, mögen Sie sein was Sie wollen – ich glaube zu wissen, was Sie mir sind.«

»Und was bin ich Ihnen denn?« fragte Herrmann hochaufathmend.

Da sah ihn Wanda mit thränengefüllten Augen an. »Was Sie *mir* sind? Ein Mann, wie er sein soll und wie ich mir ihn längst in meinen Gedanken gemeißelt habe.

Ja – ein Mann, den ich ganz allein um seiner selbst willen liebe.«

Herrmann richtete sich hoch empor. »Täuschen Sie sich auch nicht in sich selber?« fragte er leise. »Werden Sie mich auch lieben, wenn ich Ihnen sage, was ich bin?«

»Nun?« fragte sie mit schwimmenden Augen, »was sind Sie denn?«

»Nichts als ein armer Gesanglehrer, mein Fräulein, der mühsam von der Ausübung seines Erwerbes lebt.«

Wanda lachte in ihrer alten Weise hell auf, aber so gleich wurde sie wieder ernst und so sagte sie: »Herr Weber! Mögen Sie nun ein Recht oder auch die Pflicht zu haben glauben, also zu mir zu sprechen, der Moment, in dem wir uns befinden, ist gleich groß und wichtig für uns Beide, und sogar meine Neugierde bringt er zum Schweigen. Nein, ich will jetzt nicht tiefer in Sie dringen, aber das muß ich Ihnen sagen: wenn Sie auch ein armer Gesanglehrer, ja, der Aermste der Sterblichen wären – Sie sind dennoch der einzige Mann auf der Weit, dem ich gehorche und dem ich folgen werde bis an's Ende der Welt wenn er mich an seiner Seite haben will. Ja, und müßte ich mit Ihnen arbeiten und darben – ich würde es thun, denn kann es. Aber das wird nicht nöthig sein. Ich bin wohlhabend, oder vielmehr mein Vater ist es, und wo seine Hütte steht, kann auch die unsere stehen, und wenn ich ihm sage: Hier ist der Mann, dem ich gehören will mit Leib und Seele, für alle Ewigkeit, dann wird er der Letzte sein, der mich von der Seite desselben reißt.

Glauben Sie nun und wissen Sie jetzt, was ich *Ihnen* bin und was Sie mir sind?«

Herrmann beantwortete diese Frage nicht mit Worten, wohl aber durch die That. Erst jetzt schien er den anscheinend so widerspruchsvollen und sich doch so tief beugenden Geist dieses seltsamen Wesens begriffen zu haben, und ohne zu wissen, wie es geschah, ohne nachher entscheiden zu können, ob er ihr oder sie ihm zuerst entgegen gekommen war, hatte er beide Hände nach ihr ausgestreckt und sie an sein Herz gezogen. Und da ruhte sie lange, lange, während die riesigen Berge mit strahlenden Augen auf sie niederschauten und nur Gott allein die Worte vernahm, die sich allmälig von ihren Lippen lösten.

Nur Eins ward zwischen ihnen nicht weiter verhandelt. Herrmann gefiel sich zu sehr darin, daß er nur ein armer Gesanglehrer sei und allein um seiner selbst willen geliebt werde, und mochte sie es ihm glauben oder nicht, es schien jetzt für sie keine Bedeutung mehr zu haben. Keine Frage ward mehr darüber von ihrer Seite laut, sie hatte viele andere Fragen zu stellen und diese wurden ihr treu und ehrlich beantwortet.

Als sie aber nach etwa zweistündigem Aufenthalt auf der Flegère endlich ihren Rückweg antraten und Arm in Arm in das Thal niederstiegen, waren sie zwei ganz andere Menschen geworden. Die Unruhe, der Schmerz, die Sorge waren aus ihren Gemüthern gewichen und ein himmlischer Friede in dieselben eingekehrt. Nicht fern

von der Pension, in der Herrmann seine Wohnung aufgeschlagen, trennten sie sich und sagten sich Lebewohl, und als er zum letzten Mal ihre Hand faßte, sagte er mit einer Stimme, wie sie sie nie so herzlich, so süß, so wunderbar klar gehört:

»Wir haben einen schönen Tag hinter uns, Wanda, einen schöneren, als wenigstens ich einen je erlebt. Und doch bin ich überzeugt, werden ihm noch schönere folgen. Zunächst aber werde ich vor Ihren Vater treten und ihm mittheilen müssen, was zwischen uns vorgefallen ist. Sie werden also heute noch nach Argentières zurückkehren?«

»In zwei Stunden bin ich schon unterwegs – und wann kommen Sie?«

»Morgen früh um zehn Uhr werden Sie mich in Ihrem Hause sehen.«

»Gut. Soll ich Ihnen Quartier bei Mutter Didier bestellen?«

»Ja, thun Sie das. Die gute Frau wird glücklich sein, mich so bald wieder zu haben.«

»Das glaube ich auch – aber sie wird nicht die einzige Glückliche in Argentières sein.«

»Nein, so hoffe ich auch. Aber da sind wir in Chameouny. Und nun leben Sie wohl!«

Sie drückte ihm herzlich die Hand, und ihr Auge senkte sich tief in das seine. »Bringen Sie auch den Sänger mit?« fragte sie leise.

Er erröthete leicht. »Er ist immer bei mir,« sagte er lächelnd, »und so wird er auch immer bei Ihnen sein.«

Sie nickte ihm noch einmal mit glücklichem, strahlendem, dankbarem Lächeln zu und dann trennten sie sich, sie, um, von Georges Passavant und seinem Maulthier gefolgt, in das Hotel Saussüre zu ihrer Freundin zurückzukehren und der ihr gränzenloses Glück zu verkünden, er, um, selig wie nie in seinem Leben, sich an den Schreibtisch zu setzen und unverweilt an den Professor zu schreiben, was ihm vor Allem zunächst auf dem Herzen lag.

NEUNTES CAPITEL. SCHLUSS.

Die übermäßige Hitze der jüngst vergangenen Tage hatte bedeutend nachgelassen und die Luft im Chamonynthale wieder ihre gewöhnliche Temperatur angenommen, die der Lage der Oertlichkeit gemäß in der Regel liebliche Wärme mit einer belebenden Frische vereint. Auch der bisher so rein blaue Himmel hatte sich mit leichtem, gefiedertem Gewölk bedeckt, aus dem die Sonne nur von Zeit zu Zeit, dann aber mit um so freundlicherem Auge hervorschaute. In der letzten Nacht war bis zum Tagesanbruch ein leiser erquickender Regen gefallen, aber als nun der Morgen kam, hatten sich die Regenwolken verzogen und Luft und Himmel waren wieder heiter geworden.

Friedlich wie selten lag das schöne Schweizerhaus an diesem köstlichen Morgen auf seinem Bergvorsprung am Gletscher von Argentières unter den laubreichen Bäumen, deren Blätter noch von silbernen Tropfen blitzten,

und nie hatten die geflügelten Bewohner der großen Linden ihr Morgenlied so freudig und fröhlich gesungen. Eine duftige Frische stieg ringsumher auf und erfüllte die Luft, so daß alles Lebendige, was sie athmete, sich von Neuem gestärkt und erquickt fühlte. Dabei herrschte eine wohlthuende Stille um das ganze Haus, ein süßer Frieden hatte sich auf das einsame Dach herabgelassen, und nur von den nahen Alpwiesen her erklang bisweilen das weithin tönende melodische Geläut der weidenden Kühe, die heute viel munterer umhersprangen als sonst, da sie sich auch freuen mochten, daß die in den letzten Wochen so erstickende Hitze nun verschwunden war.

So anmuthig und lieblich aber das Haus heute von Außen zu schauen war, eben so zufrieden und glücklich sah es auch innerhalb desselben aus; der innere Zwiespalt seiner Bewohner war vollständig ausgeglichen und die alte Harmonie war wieder in ihre Seelen und Herzen zurückgekehrt.

Der gute Professor war am Nachmittag vorher zufällig zu Hause gewesen, als seine Tochter, nach der er sich schon lange gesehnt und um die er sich herzlich gesorgt, von ihrer kurzen Reise heimgekehrt, und er war nicht wenig verwundert, als er gleich bei der ersten Begrüßung derselben zu bemerken glaubte, daß ihr Wesen ein völlig umgewandeltes sei. Obgleich sie ungewöhnlich still bei ihm eintrat, so hatte sie ihn doch lange nicht so herzlich begrüßt und lange nicht hatte aus ihren schönen Augen ein so sanfter Strahl geleuchtet, so daß der Vater wohl erkennen konnte, daß der Sturm, der noch vor Kurzem in

ihrem Herzen gebraust, vorüber gezogen und daß wieder Windstille und milder Sonnenschein eingetreten sei.

Auf alle seine Fragen, wie es ihr ergangen, was sie erlebt, hatte sie allerdings nur oberflächliche und bei Weitem nicht genügende Antworten gegeben, und daß ihr Inneres viel Wichtiges verbarg, das sah er nur zu wohl und in seiner milden väterlichen Weise fühlte er sich nicht gedrungen, sie mit weiteren Fragen zu belästigen, da er bestimmt wußte, daß Alles, was sie mitzutheilen hatte, doch zur rechten Zeit an den Tag kommen würde. Daß Wanda so schweigsam gegen den geliebten Vater blieb, hatte indessen verschiedene Gründe. Einmal wollte sie ihm das Vergnügen bereiten, erst durch Herrmann's persönliche Erscheinung von dem glücklichen Umschwung ihrer Verhältnisse überrascht zu werden; dann aber war ja leider das bisherige Incognito des geliebten Mannes noch immer nicht aufgeklärt, denn daß er kein armer Gesanglehrer sei, wie er ihr gesagt, glaubte sie als gewiß annehmen zu können, und nun war sie noch immer unruhig darüber, als was er sich ihr endlich enthüllen werde, und diese Unruhe, die der Vater gewiß mit ihr getheilt hätte, wollte sie dem guten Manne ersparen. Daß aber diese Enthüllung sogleich vor sich gehen würde, sobald Herrmann ihrem Vater gegenüber trat, war nur zu klar, und die Erwartung derselben erfüllte sie mit einer Spannung, wie sie sie noch nie empfunden zu haben glaubte.

Nachdem sie aber das erste Gespräch mit dem Vater abgehalten und ihm Alles mitgetheilt hatte, was sie ihm

in Bezug auf Charlotte Montmartin und deren Gatten zu sagen wußte, und nachdem sie ihm auch berichtet, daß sie Herrmann gesprochen und daß derselbe am nächsten Morgen wieder in Argentières eintreffen würde, um ihm selbst die nöthigen Erklärungen zugeben, die der kluge Vater bereits zu ahnen begann, hatte sie sich zu Mutter Didier begeben und ihr die frohe Mittheilung gebracht, daß ihr ehemaliger Patient am nächsten Morgen wieder seine Wohnung bei ihr beziehen würde. Natürlich hatte diese Mittheilung einen gewaltigen Freudensturm bei Mutter Didier erregt und die alte Frau wußte sich kaum vor Glück zu lassen, zumal Demoiselle Cath'rin so herzlich und freundlich gegen sie dabei verfuhr, wie sie sich noch nie gezeigt und die sorgsame Hausfrau mit Bitten anging, dem guten Herrn es wieder so bequem wie möglich bei ihr zu machen.

Als Wanda hierauf noch ein halbes Stündchen mit Mutter Didier gemüthlich geplaudert hatte, ohne im Geringsten ihre alte unruhige Beweglichkeit zu verrathen, war sie wieder nach Hause gegangen und hatte die Zeit bis zum Abend still in ihrem Zimmer verbracht. Was sie darin that oder dachte, sah und erfuhr Niemand, nur vermuthen wir, daß sie aufmerksam den Lauf der Sonne verfolgte und oft ihren Stand befragte, ob sie denn noch nicht bald hinter die Berge sinken und die Nacht heranführen wolle, die Nacht, die, so kurz sie war, sie doch noch auf viele Stunden von dem nächsten Tage trennte, auf den ihre ganze Sehnsucht gerichtet war, da sie erst mit ihm den Mann, den Freund erwarten konnte, der

jetzt – o, und schon lange vorher, wovon er freilich keine Ahnung gehabt – ihre ganze Seele erfüllte. Und die Sonne war hinter die schneeigen Gipfel des Montblanc gesunken und es war Nacht geworden, und sie konnte nun auf ihrem Lager mit ganzer Inbrunst Gott danken, daß er endlich ihrem Herzen Frieden gegeben und sie ein anderes Herz hatte finden lassen, nach dessen ruhigem Schlag sie das ungestüme Pochen des eigenen regeln und ordnen konnte.

So war der Morgen angebrochen und sie hatte das junge Tageslicht mit tausend Freuden begrüßt. Schon früh war sie munter und früh hatte sie sich in ein Kleid von heiteren Farben geworfen, mit denen die rosige Gluth ihres lieblichen Gesichts und das reine Blau ihres fröhlichen Auges harmonisch zusammenstimmte. Ja, sie hatte heute große Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt, denn sie wollte auch schön vor dem schönen Manne erscheinen, wie man es liebenden Mädchen wohl verzeihen kann, wenn sie einem so wichtigen Tage entgegengehen, wie dieser Tag es ihr werden sollte.

So ging sie denn, wie sonst, eine halbe Stunde vor dem Frühstück zu ihrem Vater, um ihm mit glücklichem Lächeln einen guten Morgen zu wünschen. Als sie bei ihm eintrat, der wie immer in aller Frühe am Arbeitstisch saß, legte er sogleich seine Feder nieder und schaute die schöne Tochter mit dem höchsten Erstaunen an. Hatte er sich schon gestern, als Wanda zurückkehrte, über ihr Aussehen und ihr Wesen gewundert und daraus auf eine günstige Wandlung ihres Gemüthszustandes geschlossen,

heute, jetzt lieferte sie ihm den Beweis davon, daß er sie richtig beurtheilt, denn in solchem Schmuck und Glanz hatte er sie lange nicht gesehen.

»Wanda,« rief er, herzlich und väterlich die Hand nach ihr ausstreckend, »was bedeutet das? Du bist ja geschmückt wie eine –«

Er kam nicht weiter. Wanda trat rasch an ihn heran und versiegelte seinen Mund mit herzlichen Küssem, die dem Vater heute ungewöhnlich feurig vorkamen und sein Herz mit einer nie empfundenen Wonne füllten.

»Still!« sagte sie, als sie wieder sprechen konnte, »verscheuche die guten Geister nicht, die mich umschweben, und warte geduldig ab wie ich, was der Tag bringen wird!«

Wie manch solches Wort oft wunderbar rasch in Erfüllung geht, so sollte es auch heute und hier geschehen. Kaum hatte Wanda ausgesprochen, so kam ein Mann in der gewöhnlichen Landestracht vor das Fenster des Professors und schaute neugierig in dasselbe hinein, als suche er Jemanden oder als wolle er sich vergewissern, daß der Gesuchte anwesend sei.

»Wer ist das?« sagte der Professor, der den Mann zugleich mit seiner Tochter wahrnahm. »Ah, ich glaube ihn zu kennen, er ist ein Maulthiertreiber aus Chamouny, der uns vielleicht – eine Botschaft bringt!«

Kaum war das Wort über seine Lippen geschlüpft, so sprang Wanda zur Thür hinaus und zwei Minuten später kam sie mit freudestrahlendem Gesicht wieder herein, aber so athemlos, daß sie fast keines Wortes mächtig war.

Sie hielt nur einen Brief hoch in der Hand, dessen Adresse sie schon draußen durchforscht und erkannt, nachdem ihr der in Chamouny gedungene Bote zum Ueberfluß gesagt, daß er von einem fremden Herrn mit diesem Brief an den Herrn Professor in Argentières abgeschickt sei.

»Papa!« rief sie endlich mit beklommener Brust und nur in kurzen Absätzen die Worte hervorstößend. »Da ist er! Ein Brief – von ihm! Und weißt Du – was dieser Brief enthält?«

»Nein, ich weiß es nicht,« sagte der Professor ruhig – »er kann sehr Viel und sehr Wenig enthalten.«

»O nein, o nein, diesmal ist es sehr Viel, Papa, denn höre mich an – und nun kannst Du Alles wissen – er, ja, er, Herrmann Weber, Dein Freund, hält darin um die Hand – Deiner Tochter an!«

Bei diesen mit einer unglaublichen Innigkeit und Hast hervorgestoßenen Worten wurde der Professor noch stiller als vorher und sah seine Tochter fast starr vor Verwunderung an, als könne er sich diese Gestaltung der Dinge denn doch nicht sogleich erklären. Dann streckte er die Hand nach dem Briefe aus, den Wanda ihm hinreichte, und setzte sich so gemächlich wie möglich in seinem Sessel zurecht, in jeder Bewegung von Wanda, die mit fliegendem Atem und flammenden Wangen dicht vor ihm stand, wie mit Falkenäugern bewacht.

Der Professor streckte seine Hand nach einer auf dem Tische liegenden Scheere aus, und sie zitterte merklich dabei. Er beachtete dabei nicht im Geringsten die an Beklemmung gränzende Aufregung, die sich auf seiner

Tochter Antlitz und in ihrem Wesen aussprach, denn auch er war tief, tief bewegt. Endlich schnitt er das Couvert auf, ohne das einfache Siegel, auf dem nur ein H. W. ausgeprägt war, zu verletzen, entfaltete langsam das darin befindliche Blatt und begann es noch langsamer zu lesen, wobei Wanda's Augen sich fest auf sein Gesicht hefteten und jede Miene verschlungen, die auf demselben sich zeigen würde.

Allein anfangs zeigte sich keine Veränderung in den milden Linien des freundlichen Gesichts ihres Vaters. Es blieb ruhig und gelassen wie vorher, obwohl sich allmälig eine zunehmende Spannung darin kund that. Als es aber plötzlich darin aufflammte und ein glückseliges Lächeln darin bemerkbar wurde, hielt sich Wanda nicht länger fern von ihm, sondern sie sprang auf ihn zu, sank zu seinen Füßen nieder und umklammerte wieder eine seiner Hände, die sie rasch dem Briefe entzog.

Da war der Brief endlich zu Ende gelesen und der Professor hob mit einem unbeschreiblichen Blick tief innerer Rührung seine Augen ernst empor.

»Vater, Vater!« rief Wanda nun mit flehender Stimme. »O laß mich nicht zu lange warten. Sage mir, was er enthält – habe ich Recht oder Unrecht gehabt?«

Da richtete der Professor das leuchtende Auge mit einem seltsamen Lächeln auf die aufgeregte Tochter und nachdem er sie mit seinem klugen, durchdringenden Blick eine Weile angesehen, sagte er mit einer Ruhe, die Wanda in diesem Moment unerklärlich war:

»Wanda, mein Kind, höre mich ruhig an. Dieser Brief ist wichtig, viel wichtiger, als Du glauben magst. Doch erst sage mir: von wem glaubst Du denn, daß er sei?«

»Von wem kann er denn sein, als von Herrmann Weber – es ist ja seine Handschrift!« brachte Wanda mit kurzem Atemhervor.

»Dann irrst Du Dich, liebes Kind,« lautete die ernst gesprochene Antwort. – »Er ist nicht von Herrmann Weber!«

»Aber mein Gott! Von wem kann er denn sonst sein?« rief Wanda, schon die Hand nach dem Briefe ausstreckend, den der Professor so fern wie möglich von ihr hielt.

Der Professor lächelte wieder, als er die Unruhe des liebenden Mädchens sah.

»Ah,« sagte er, »ich habe einmal ein Geheimniß vor Dir voraus. Ich habe nicht nach diesem Incognito geforscht wie Du, ich bin nicht auf krummen Wegen gegangen, um mir ein angenehmes Rätsel zu lösen, und doch bin ich Dir jetzt im Wissen weit voraus. Lerne daraus, daß man mit Ruhe und Ueberlegung weiter kommt, als mit –«

»O mein Gott, Vater,« unterbrach ihn Wanda fast weinend vor Aufregung, »so sprich mir doch jetzt nicht von Ruhe und Ueberlegung. Sieh doch, wie mein Herz bebt und dann sei noch länger grausam, wenn es Dir möglich ist!«

»Und doch rede ich davon – das ist mein Recht und meine Pflicht, liebes Kind. Doch nun sollst Du nicht länger warten und da will ich Dir zuerst sagen, daß Du in Bezug auf den Schreiber dieses Briefes allerdings halb –

ich sage halb – Recht hast. Herrmann heißt er freilich, sogar auch Weber – aber unser liebster, unser nächster Freund, denn das ist er uns ja jetzt – hat noch einen anderen Namen.«

»Welchen, welchen, Vater? O mein Gott, spanne mich doch nicht so lange auf die Folter!«

»Hm!« fuhr der Professor mit unerschütterlicher Ruhe fort, »das überrascht auch mich! Ja, Du hast auch darin Recht, daß er in diesem Brief um Deine Hand anhält, aber nicht als – Herrmann Weber –«

»Sondern? Sondern?« flehten zwei gefaltete Hände vor ihm und zwei flammende Augen wieder holten das gesprochene Wort mit Nachdruck.

Da sagte der Professor langsam und den Brief seiner Tochter hinreichend:

»Als Herrmann, Freiherr Weber von Saaleck, Majorats-herr auf Saaleck in Thüringen und ehemaliger Kammer-herr, Hof- und Kammersänger Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von X. X. X.«

Wanda's Augen bohrten sich mit einer bei der bedächtig gesprochenen Sylbe wachsenden Gluth in die Augen des Vaters und darin blieben sie starr doch mit einem Ausdruck von Ueberraschung und Freude hängen, den nur ihr Vater verstand, da er sein Kind besser als jeder Andere kannte. Dann aber lachte sie glückselig auf, brach in einen lauten Freudentränenstrom aus und fiel dem Vater um den Hals, mit ihren Küssen ihn fast erdrückend.

Erst nach geraumer Zeit konnte der überraschte und von Wanda's Liebkosungen bestürmte Professor zu Athem kommen. »Nun,« sagte er, als er wieder sprechen konnte, »soll ich denn diesem vornehmen Herrn mein Jawort geben, Wanda, oder soll ich es ihm verweigern? Was meinst Du – Du hast darin ja auch eine und zwar die entscheidende Stimme.«

Jetzt lachte Wanda hell auf, so wie der Vater sie früher im sprudelnden Uebermuth oft hatte lachen hören. »Du kommst mit Deiner Frage zu spät,« sagte sie, ihn wieder küssend, »denn mein Jawort – Du hast mir ja selbst die entscheidende Stimme darin zuerkannt – hat er schon seit gestern. Nur hat er sich da noch für einen armen Gesanglehrer ausgegeben und auch als solchen habe ich ihm meine Liebe zugesagt, die er schon lange besaß.«

Jetzt machte der Professor große Augen und nun erst erzählte Wanda mit aller ihr möglichen Ruhe, was gestern auf der Flegère vorgefallen war und was sie so unbeschreiblich glücklich und selig gemacht hatte.

Es war noch nicht ganz acht Uhr, als ein kleiner, mit einem Maulthier bespannter Gebirgswagen rasch auf der Straße von Chamouny daherrollte, und nach Argentières gelangt, vor das Haus der guten Frau Didier fuhr. Wie der Blitz sprang sie selbst aus der Thür und als sie ihren ehemaligen Patienten erblickte und sein freundliches Gesicht

sah, schrie sie vor Freude laut auf und trat ihm mit hoch erhobenen Händen entgegen.

»Mutter Didier!« rief er, sie herzlich begrüßend, »da bin ich wieder! Diesmal aber bleibe ich länger als neulich, wenn Sie mich so freundlich wie früher behandeln.«

»Herr Weber, Herr Weber, ach was soll ich darauf sagen? Die Freude, Sie wiederzusehen, ist ja zu groß. O, so kommen Sie doch sogleich herein – es ist Alles, Alles bereit, Sie wie in Ihrem eigenen Hause aufzunehmen.«

Herrmann folgte der vorantrippelnden Frau die Treppe hinauf und während der Kutscher den Koffer losschnallte und ihn und die Guitarre in das Haus trug, kamen Beide oben auf dem so schön gelegenen und stattlich eingerichteten Giebelzimmer an.

»Nun,« sagte Herrmann, sich rings umblickend, »es ist ja Alles in der besten Ordnung, als ob Sie gewußt hätten, daß ich wieder einziehen wollte.«

Mutter Didier sah ihn schlau mit den Augen blinzelnd an und versetzte: »Na, als ob ich es nicht gewußt hätte! Wer einen solchen Boten vorausschicken kann, wie Sie gethan, der darf wohl darauf rechnen, gut bedient zu werden.«

»Einen Boten?« fragte der Gast mit erkünstelter Verwunderung. »Wer hat sich denn für meinen Boten ausgegeben?«

»O Gott,« rief die Frau, »nun verstellt er sich noch und gar gegen mich, als ob ich nicht Augen im Kopfe hätte, die das Ganze durschauen! Haha! Ja, Ihr Bote, Demoiselle Cath’rin, hat Ihren Auftrag sehr gut ausgerichtet

und ist selbst hier im Zimmer gewesen und hat mit ganz seltsamer Neugierde jedes Einzelne in Augenschein genommen. – Aber, Herr,« unterbrach sie sich, eine ernstere Miene annehmend, »da wir doch einmal von Demoiselle Cath’rin reden, so muß ich gleich im Anfang über mich selber seufzen und Ihnen sagen, daß ich neulich – recht albern gewesen bin.«

»Sie albern, wie versteh ich das?«

»Na, Herr, lassen Sie es nur gut sein und geben Sie sich nicht die Miene, als ob Sie mich nicht verstanden. Ich meine, meine dumme Plauderei über den französischen Maler, verstehen Sie mich jetzt?«

»La Haine? Was ist mit ihm?« fragte Herrmann mit gut gespielter Neugierde.

»Na, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, dann will ich es Ihnen sagen. Ich habe mich neulich ein Bischen geirrt, als ich meinte, er sei der Herzallerliebste von der niedlichen Fee da drüben. Das ist nicht wahr, Herr, und ich weiß es jetzt besser und sie selbst hat mit mir ganz ernstlich darüber gesprochen. Der Mann hätte sie allerdings gerne gemocht, aber die Cath’rin ist nicht seiner Meinung gewesen. Das hat sie ihm ehrlich beigebracht und da ist er schon vorgestern abgereist und hat seiner Wirthin gesagt, nun käme er nicht wieder, er habe hier genug gezeichnet und er werde nach Frankreich gehen, um dort alle seine Bilder fertig zu malen. Das, Herr, mußte ich Ihnen gleich sagen, damit Sie mich nicht für eine Lügnerin halten. Na, das ist abgemacht, und nun darf ich wohl das Frühstück bringen, wie?«

»Wenn es durchaus in Ihrem Programm steht, so habe ich nichts dawider. – Bis nachher also!« –

Um neun Uhr, nachdem Herrmann seinen Kaffee getrunken und sich zum zweiten Mal häuslich im Giebelzimmer eingerichtet, begann er sich umzukleiden, und noch einmal mußte der schwarze Frack seine Dienste verrichten, denn an dem heutigen Tage durfte sich der enthüllte Freiherr doch wohl als Mann von Stande zeigen.

Pünktlich um zehn Uhr trat er darauf bei dem Professor in's Zimmer und wurde, wie es zu erwarten war, mit der herzlichsten Freude empfangen. Die Unterredung der beiden Männer unter vier Augen dauerte indeß nicht allzu lange, denn der Professor wußte, daß Wanda sehnlichst nach dem theuren Freund verlange. So rief er sie denn bald herein und sie kam still und ernst, aber doch freudig bewegt und erst als ihr Vater ihr den Freiherrn Weber von Saaleck als ihren Bräutigam vorgestellt und nun das Zimmer verlassen hatte, um den Liebenden Gelegenheit zu geben, ihren Gefühlen freien Lauf zulassen, legte sie ihren Ernst und ihre künstliche Ruhe ab, sprang mit einem lauten Freudenschrei auf den Geliebten zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief in seligem Entzücken laut jauchzend aus:

»Da habe und halte ich Dich denn an meinem Herzen, o du Geliebter meiner Seele! Hier ist Dein Epheu und nun sei Du fortan meine Eiche. Mit Dir nur will ich stehen und fallen! Alle Gewitterschauer, die vom Himmel niederströmen, alle Stürme, die uns die Elemente senden, will ich mit Dir überdauern, aber auch an einem und demselben

Sonnenstrahl mich mit Dir wärmen. Denn Dich allein liebe ich mit jener unsäglichen Gluth und Leidenschaft, die mir die Natur in die Seele gehaucht – und daß es so kommen würde, ach! das ahnte ich schon an jenem Morgen, als ich Dich hier in des Vaters Zimmer zum ersten Mal vor mir stehen sah und mir das Herz von einem unbekannten Gefühl zusammengepreßt wurde, so daß ich unwillkürlich schaudernd erbeben mußte. O, und weil ich dies Gefühl anfangs von mir abschütteln und bekämpfen wollte, denn ich fürchtete mich vor seiner Heftigkeit, darum wurde ich oft so herb und kurz gegen Dich, aber in der Stille nachher habe ich es stets um so bitterer empfunden und mich vor mir selber angeklagt. Als ich aber an jenem ersten Abend jenen unbekannten Sänger unter meinem Fenster singen hörte, da war der Kampf mit meinem Gefühl für immer vorbei, und nur zum letzten Mal auf dem Gletscher da oben, als Du mir Deine Liebe auf so eigenthümliche Weise enthülltest, kam der Widerspruchsgeist noch einmal über mich und – Du weißt, was darauf geschah.«

Herrmann lächelte glückselig bei diesem Geständniß und er preßte die freudig erhebende Gestalt heftig an seine Brust. »Und hast Du denn wirklich die Vermuthung gehabt,« fragte er, »daß ich es war, der jenes Lied gesungen, wie ich beinahe aus Deinem Examen am nächsten Morgen entnehmen mußte?«

»Vermuthung?« fragte Wanda, von Entzücken strahlend. »Ach nein, leider war es keine Vermuthung mehr,

denn mein Herz sagte mir gleich, daß nur Du eine solche Stimme haben und so vor mir singen könntest, und wenn ich trotz alledem keine Gewißheit darüber erlangen konnte, ward ich so traurig, so aufgebracht und der Gedanke, daß Du mir so absichtlich Deine Kunst, Deinen Namen, Deine Stellung im Leben verhehltest, nahm eine so bittere Gestaltung an, daß ich mein eigenes Glück in launenhafter Verstimmung von mir stieß, als es mir so strahlend und hell in Deinen schönen Worten entgegentrat. – Jetzt aber, hoffe ich, wirst Du mir bald Deine Lebensgeschichte erzählen, von der ich noch gar nichts weiß, und dann wird mir Alles klar werden, was mir bisher noch verborgen war.«

»Ja, das will ich und muß ich sogar bald. Darf Dein Vater dabei unser Zuhörer sein?«

Wanda antwortete nicht, sie küßte den Geliebten nur noch einmal feurig und dankbar und dann sprang sie, ganz wieder die alte Fee geworden, leichtfüßig hinaus und holte den guten Vater herbei, der sich nun ruhig zu den glücklichen Menschen setzte und Herrmann's interessanter Erzählung ein aufmerksames Ohr schenkte.

Erst nachdem diese Erzählung beendigt war und die größte Verwunderung und Theilnahme der Zuhörer erregt hatte, wurde es dem schon lange Einlaß begehrenden Jean Jacques gestattet, dem lieben Onkel einen guten Morgen zu bieten. Der Knabe flog mit offenen Armen auf Herrmann zu und küßte ihn zärtlich.

»Jetzt, mein lieber Jean,« sagte Wanda nach einer Weile, »kannst Du Deinen lieben Freund mit vollem Recht

Onkel nennen, denn er ist es wirklich geworden oder wird – es wenigstens werden,« setzte sie erröthend hinzu.

Jean sah seine Tante groß an, denn er verstand sie nicht, so klug er war. »Warum ist er denn jetzt erst mein Onkel geworden?« fragte er, mit seinen leuchtenden Kinderaugen neugierig zu Wanda emporblickend.

»Weil er mein Bräutigam geworden ist und ich künftig seine Frau werde, Jean.«

»Seine Frau? So. Aber dann kannst Du ihm doch wohl jetzt einen Kuß geben, was Du neulich nicht wolltest.«

»O, mit tausend Freuden, mein Junge, sieh her!« Und sie sprang auf Herrmann zu und küßte ihn wiederholt und herzlich, worüber der Knabe laut seine Freude äußerte.

Aber nun hatte Wanda keine Ruhe mehr in diesem Zimmer, ein anderes Verlangen lag ihr brennend auf dem von Freude überfluthenden Herzen.

»Jetzt habe ich nur noch *eine* Bitte,« sagte sie, sich zu Herrmann wendend, »und die wirst Du mir gewiß erfüllen. Singe mir ein Lied, so daß ich Dich auch singen sehe, wie ich es bisher nur gehört. Aber dabei darf Niemand zugegen sein als ich – mir, mir ganz allein mußt Du das erste Lied singen und es soll dann mein Lieblingslied werden.«

Herrmann nickte freudig. »Soll ich das Montblanclied fingen?« fragte er schelmisch.

»Um Gottes willen nicht! So schön Du es sangst, es würde jetzt nur eine trübe Erinnerung in mir wecken und

heute will ich, darf ich keine trübe Secunde haben. Also willst Du?«

»Ich bin bereit und Du sollst das Beste hören, was ich zu leisten vermag.«

Wanda war schon aufgesprungen und ihrem Vater mit den klaren Augen holdselig zuwinkend, sagte sie:

»Verzeih, daß ich ihn jetzt für mich allein haben will. Aber das muß so sein. Auf diese Stunde habe ich mich Tag und Nacht gefreut und nun will ich sie ganz allein genießen.«

Dabei zog sie Herrmann eilfertig aus dem Zimmer und er folgte ihr gern in ihr eigenes Gemach, wo das schöne Erard'sche Pianino stand.

Herrmann nahm sogleich Platz davor; als er aber eben die Hand auf die Tasten legen wollte, rief Wanda laut:

»Halt! noch einen Augenblick! Darf ich dicht bei Dir stehen bleiben und meine Hand dabei auf Deine Schulter legen?«

Herrmann sah sich lächelnd nach ihr um und nickte. »Ja, bleibe in meiner Nähe, so nahe Du willst, mich stört das nicht.«

Und schon schlug er die ersten Accorde an und er hatte diesmal das schöne Lied von Oettinger: »Des Sängers Wunsch« gewählt.¹ Kaum aber schmetterte er die ersten tiefen Töne heraus, so erzitterte Wanda wie Espenlaub und trat unwillkürlich aus seiner Nähe fort, einmal, um

¹ Es ist dies herrliche Lied von dem berühmten Domsänger Sabbath für eine Baritonstimme mit wahrer künstlerischer Virtuosität componirt.

besser zu hören, und dann weil seine Stimme zu mächtig war und, nur für eine Kirche oder einen großen Saal bestimmt, das kleine Zimmer mit ihren gewaltigen Tönen fast überfüllte. Starr, mit bald bleichem, bald glühendem Gesicht und vor der Brust gefalteten Händen stand sie in der Ferne. Mit ihren Augen an des Sängers Profil hängend, lauschte sie mit angehaltenem Atem und in ihrer Seele wechselte das Gefühl der Bewunderung mit dem des Staunens ab, wie sie es bisher noch nicht kennen gelernt hatte. Als nun aber das Lied zu Ende gesungen und der schöne letzte Vers, in dem der ganze Schwung des Dichters, des Componisten und des Sängers sich vereint aussprach, mit den Worten: »daß so ein armer Sänger mit keinem Crösus tauscht,« verklungen war, da stürzte sie wonneschauernd zu ihm hin, umfaßte ihn fest und innig und keines Wortes mächtig, brach sie in einen, den Sturm ihrer Seele lösenden, lauten Thränenstrom aus.

Draußen in den Zweigen der dichtbelaubten Lindenbäume aber war es still geworden. Die befiederten Sänger, wie die anderen Zuhörer, die sich dort versammelt und bei dem offenen Fenster auch die herrliche Stimme vernommen, schwiegen, als hätten auch sie vor Verwunderung und Staunen die Sprache verloren. Nur der leichte, von den Gletschern herüberströmende Wind rauschte lind und sanft in den Blättern und der Widerhall des Herz und Seele bewegenden Gesanges erstarrt erst allmälig an den fernen Bergen, die allein das Vorrecht haben, einer solchen Stimme zu antworten, wie allein der fühlende Mensch das schönere Vorrecht hat, zu empfinden, was

für Wohlklang, Reiz und Segen die Natur in eine solche Stimme gelegt hat.

Von diesem Tage an war nur Frohsinn und Lust in das bisher so stille Schweizerhaus am Gletscher von Argentières eingekehrt und nie wie jetzt hatte der Professor so viel Genuss und Freude im Kreise seiner Familie und namentlich von seiner Tochter erlebt. Gesang und Spiel wechselten mit munteren Scherzen und ernsten Unterredungen ab und die Tage vergingen wie im Fluge, als ob sie Schwingen bekommen hätten, wie es uns immer geschieht, wenn einmal das Leben seine Bürde für uns abgestreift hat und nur eine fortlaufende Kette von reinen Freuden und Genüssen zu sein scheint. Mutter Didier war in diesen Zeiten, die sie sich auch für sich so heiter und erfreulich vorgestellt, sehr oft allein und sogar bei Tische sah sie ihren Gast nur selten noch. Indessen, als sie erst vernommen, in welches Verhältniß derselbe zu der Familie des Professors getreten, fand sie sich in ihr Loos und freute sich zuletzt mit dem Glücklichen im Giebelstübchen, dem jetzt Wohlbehagen und Lebenslust aus allen Mienen sprühte.

Aber im Schweizerhause selbst brachte man die wenigsten Stunden des Tages zu und nur zur Mittagstafel pflegte man sich darin zu sammeln, wenn die einzelnen Glieder einmal getrennt umhergestreift waren. Weitere

Excursionen wurden fast alle Tage unternommen, auf denen Wanda meist die sich jetzt oft wissenschaftlich unterredenden Männer begleitete, und so lernte Herrmann sehr bald und genau die Gletscher und ihr merkwürdiges Verhalten in der Umgebung von Argentières kennen, da er ein eben so lernbegieriger Schüler wie der Professor ein vortrefflicher Lehrer in seiner Wissenschaft war.

Eine kurze Reise nach Genf, die man von Chamouny aus unternahm, um Wanda Gelegenheit zu geben, dem Freunde ihr eigentliches väterliches Haus daselbst und den Freund selbst verschiedenen anderen Freunden zu zeigen, nahm auch noch zwei Wochen vom Sommer fort und so rückte Allen sehr bald der Tag heran, an welchem man von Argentières endlich scheiden mußte, denn die Gletscher strömten bereits eine fühlbare Kälte aus, in den Nächten fiel dichter Schnee auf den Höhen des Mont-blanc und die im Sommer so verlockend schöne Natur hüllte sich allmälig in ihr kühleres herbstliches Kleid.

Es hatte viel Mühe gekostet, den Professor zu bewegen, sich einmal einen Winter von seinen Studien und Vorlesungen in Genf frei zu machen und die glücklichen Brautleute nach Montreux zu begleiten, wo Herrmann, dem eigenen und Wanda's Wunsche folgend, den Winter in möglichster Ruhe zubringen wollte, um sich vollständig von den Folgen seiner Verwundung zu erholen; allein endlich war es dem beständigen Zureden des Brautpaars doch gelungen, ihn zu einem Winteraufenthalt bei seinem Freunde, dem Dr. Daumont in Montreux, geneigt zu machen und so zog die ganze Familie eines Tages über

die Tête noire nach Martigny hinab, das Schweizerhaus der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes überlassend, der es alle Winter zu hüten pflegte. Im nächsten Sommer aber wenigstens auf einige Wochen mit ihm dahin zurückzukehren, hatten Wanda und Herrmann dem Vater versprechen müssen und zur Belohnung ihres guten Willens schloß er sich ihnen auf der Reise nach Montreux an.

Hier blieb die Familie in einem leicht gefundenen leeren Hause den ganzen Winter, ein friedliches Stillleben führend, das der schöne Genfer-See mit seinen malerischen Ufern und der Verkehr mit vielen fremden und einheimischen liebenswerthen Menschen zu einem sehr angenehmen gestaltete. Die Vermählung Wanda's mit Herrmann war auf das Frühjahr festgesetzt, kurz vor der Reise, die das junge glückliche Paar in die Heimat des Letzteren antreten sollte und sie ward auch zu der bestimmten Zeit im engeren Familien- und Freundeskreise vollzogen. Die Rückkehr nach der Heimat aber mußte unerwartet noch mehrere Monate hinausgeschoben werden, denn im Mai hatten die Rüstungen zum deutschen Kriege daselbst begonnen und der Krieg selbst nahm bald darauf seinen Anfang. So kam es, daß das junge Ehepaar noch eher Argentières als Thüringen wiedersah und erst Ende August trat man von dort die Reise nach Deutschland an, wo die Kriegswolken unterdeß unerwartet schnell wieder vorübergezogen waren. Die Reise selbst ward glücklich vollbracht und Herrmann führte seine schöne Gattin auf der Durchreise zuerst ›der Krankenpflegerin‹ im großen

Hospitale zu, wo man die Glücklichen mit Jubel empfing und sich an der Umgestaltung des inneren und äußen Wesens des ehemaligen Patienten nicht genug wundern und erfreuen konnte.

Ja, der Rath des berühmten Arztes im Krankenhause hatte sich als ein vortrefflicher bewährt, und der Trost, den er dem Leidenden damals mit auf den Weg gegeben und der Wunsch, den er hinzugefügt, sie waren beide in Erfüllung gegangen, rascher und vollkommener als es irgend Jemand hätte erwarten können. Wie der Freund des Arztes, von dessen Genesung und Glück im Süden er ihm einst erzählt, hatte auch Herrmann auf seinem Krankenlager eine glückverheißende Vision gehabt, und wie Jenen hatte auch ihn das Geschick an das rechte Ziel geführt und ihm die phantastische Vision zur schönen Wahrheit verwirklicht und verkörpert. Krank, abhängig, gebrochen an Leib und Seele, trost- und hoffnungslos war Herrmann damals vom Krankenhause geschieden, die drei großen Verluste seines bisherigen Lebens wie eine schwere unerträgliche Bürde mit sich schleppend, und gesund, reich, unabhängig und glücklich über alle Erwartung war er wieder zurückgekehrt und hatte sich die drei verlorenen Güter allmälig, eines nach dem andern, wieder zurückeroberet, wie ein siegreicher Feldherr des Lebens, der wohl bedeutungsvolle Schlachten verlieren, aber noch viel bedeutungsvollere gewinnen kann.

So ist also das reizende Irrlicht von Argentières aus dem Süden nach dem Norden, von den schneebedeckten Gipfeln der höchsten Alpen an das Ufer des deutschen Flusses im lieblichen, von Bergen umkränzten, mit Wäldern und sonstigen Schönheiten aller Art gesegneten Thüringen verpflanzt worden und wir zweifeln keinen Augenblick, daß es auch da sein Glück gefunden, da ja der Mensch sein schönstes Glück überall hin mit sich trägt, wenn es einmal wie hier, in sein Herz und seine Seele eingezogen ist. Ob dieses Irrlicht aber noch in seiner jetzigen schönen Heimat, die es mit liebenden Armen empfing, seinen jugendlichen Muthwillen, seine sprudelnde Lebensluft übt und so heiter und rosig wie einst zur Erscheinung kommen läßt, wissen wir nicht mit voller Bestimmtheit auszusprechen, aber wir bezweifeln es im Innern nicht, denn eine so glücklich begabte und reich gesegnete Natur, wie die Wanda's ist, ändert sich nicht und ihr Gatte kann zufrieden sein, daß es so ist, denn ein lieblicheres, holdseligeres Weib hätte er in der ganzen übrigen Welt nicht finden können. So preist er jeden Tag – das wissen wir bestimmt – seinen glücklichen Stern, der ihn erst auf den Tod verwundete, um ihn für das ihn erwartende Glück empfänglich zu machen und ihn dann nach dem schönen Genfer-See und dem wunderbaren Thale von Chamouny führte, wo ihm zum ersten Mal das verführerische Irrlicht in seinem strahlendsten Glanz erschien und er dann so glücklich war, es an seine Seite zu fesseln, um sich durch seinen Frohsinn, seine Heiterkeit, durch die Reize seines Körpers und die

reichen Gaben seines Geistes das Leben versüßen und so ein Paradies auf Erden schaffen zu lassen, wie es nur dem Weibe zu schaffen beschieden ist, wenn es einen braven Mann nach seinem Herzen gefunden hat und nun mit ihm alles Glück und alle Seligkeit tauscht, die Menschen über einander ausschütten können, wenn es die rechten und für einander geschaffenen Menschen sind.